

Lorenz Zellner

Gottestherapie

Befreiung von
dunklen Gottesbildern

Allen, die mir treu geblieben sind

Inhalt

Vorwort	4
Hinführung	6
1 Die Sichtung der Lage: Der Gottes-Zustand in der Seele - Der Seelen-Zustand des Menschen	9
1.1 Alltägliche nichtalltägliche Erfahrungen	9
1.2 Erfahrungen aus Beratungstätigkeit und praxisorientierter Gruppenarbeit	11
1.3 Systematische Erhebung	12
Welcher Gott ist mir aufgegangen	12
Welche Wellen hat Gott geschlagen?	14
»Du kommst wie Mozarts Musik zu den Menschen«	16
»Du machst mir angst und bange«	16
»Eine Gottesgeschichte ist wie ein Haus ...«	17
»Gott ist für mich wie ein Haus«	18
1.4 »Offenbarungen« geschichtlicher und zeitgenössischer Gestalten	19
Mariella Mehr	19
Piet C. Kuiper	20
1.5 »Enthüllungen« literarischer Gestalten	24
Zdenek Koziol in Janoschs Roman »Polski Blues«	24
Eva-Marie in Ulrich Schaffers »Die Verbrennung«	26
1.6 Prägende Faktoren für die jeweilige Gestalt des Gottes-Zustandes und des damit verknüpften Seelen-Zustandes	27
Das religiöse Erbe	27
Erzieherisch und religiös relevante Menschen	27
Die psychisch-geistige Grundstruktur des Adressaten	28
2. Die Beurteilung der Lage: Der Gottes-Zustand in der Seele - Der Seelen-Zustand des Menschen	28
2.1 Schizophrenes im Gottesbild und in der Seele religiöser Menschen - Das »Gottes-Kuddelmuddel«	29
2.2 Autoritäres im Gottesbild und menschliche Reaktionen - Der »Patriarchen-Gott«	32
3. Die therapeutische Intervention: Wege zur Heilung des Gottesbildes und des Menschen	33
3.1 Therapeutische Vorgänge	34
Einzeltherapie	34
Das behutsame Aufdecken der inneren Not	34
Das Suchen nach positiven Ankern	35
Dialog und Auseinandersetzung - Veränderungsarbeit	35
Die Begegnung mit Beate »Das ist die Strafe, weil du so gottlos warst.«	35
Die Begegnung mit Paul »Bekenne oder brenne!« In der Hölle der Angst	37
Die Begegnung mit Franziska »Dieses Erziehungssystem ist nicht von den Eltern - es ist von der Kirche«	38
Arbeit mit Gruppen	40
Bericht 1: »Vom Baum in der Mitte nicht!« (Genesis 2,4b-9.15-17)	40
Bericht 2: Lieblingskinder und Wegwerfkinder (Genesis 4,1-5a)	43
Bericht 3: Gott, Abraham, Isaak (Genesis 22,1-19)	44
Bericht 4: Die Auflehnung Mirjams und Aarons (Numeri 12,1-16)	45
Bericht 5: Das Gleichnis vom barmherzigen Vater (Lukas 15,11-19)	46
Bericht 6: Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen (Matthäus 25,1-13)	48
Bericht 7: Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matthäus 20,1-16)	50
Bericht 8: Das Doppelgesicht Gottes	54

Therapeutische Literatur	55
Meditation 1: »Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut.« (Genesis 1,31)	55
Meditation 2: »Hier will ich unter den Menschen wohnen.« (Jüdische Geschichte)	57
Meditation 3: »Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt.« (Genesis 2,18)	59
Meditation 4: Der Baum vor Evas Nase und das Verbot zu essen (Genesis 2,17)	62
Meditation 5: »Das eigentliche Problem ... ist ... nicht Hiob, sondern Gott.« (H. Wolff)	65
Meditation 6: »Mach dich auf den Weg und geh nach Ninive, in die große Stadt, und droh ihr das Strafgericht an.« (Jona 1,2)	67
Vorschläge zum Weiterarbeiten	69
1. Einheit Text aus dem Leben: »Mutti ist nicht da«	69
2. Einheit Text aus dem Leben: »Man kann nicht alle seine Enkel lieben.«	70
3. Einheit Text aus dem Leben: »Was haben wir uns da angetan, als wir euch in die Welt gesetzt haben.«	70
4. Einheit Text aus dem Leben: »Dem schlag ich die Zähne ein.«	71
5. Einheit: »Bin ich wirklich eine gute Mutter?«	71
3.2 Reflektierte Erfahrungen	72
Widerstand gegen Veränderungen sowie gegen Wachstums- und Heilungsprozesse	72
Der Widerstand und einige seiner Gesichter	72
Die Überwindung des Widerstandes	74
Befreiung, Heilung und neues Wachstum	75
3.3 Visionen, Entwicklungen, Hoffnungen	78
Das geozentrische Universum	78
Vorhölle bzw. limbus puerorum	79
»Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil«	79
Umbruch im Bibelverständnis	80
Die geltende Doktrin (in der katholischen Kirche)	80
Die heutige Problemlage	81
Meinungen zu den Widersprüchen und Unterschieden	81
Die Ursachen	82
Das vielfache Dilemma	83
Die Lösung	84
Umbruch im Selbstverständnis des kirchlichen Lehramtes	84
Die geltende Doktrin	84
Das Dilemma	85
Die Lösung	85
Umbruch im Jesusbild	86
Die geltende Doktrin	86
Das Problem	86
Ein Erklärungsversuch	86
Ein Lösungsvorschlag	88
Mein Beitrag zum Umbruch im Jesusbild	89
Meditation 7: Das Gottesbild Jesu	89
Meditation 8: Das Menschenbild Jesu	90
Meditation 9: Gedanken zum Jesusbild von Markus 2,19	93
Meditation 10: Wollte Jesus leben oder sterben?	95
Meditation 11: Das Erlösungsverständnis Jesu	98
Jesus - ein Erlöser besonderer Art	98
Jesus erlöst von ganz konkretem Unheil	98
Jesus erlöst von der Last einer lebensfeindlichen Theologie	98
Ausblick: Prophylaktische Arbeit	100
Schlusswort	101
Anmerkungen	102

Vorwort

Dieses Buch habe ich erlebt, erlitten, erarbeitet. Es ist das Ergebnis einer Befreiung und Abwendung von einem »Gott«, an dem mein Leben fast zugrunde gegangen wäre ...

Dieses Buch ist ein persönliches Zeugnis gegen einen »Gott«, wie er in vielen jüdischchristlichen Gottesbildern und -geschichten und in weiten Teilen der kirchlichen Gotteslehre und -verkündigung auftritt. Es ist aber noch mehr mein Zeugnis für einen Gott, für den der Name Jesus steht. Mein Weg aus einer vorwiegend religiös bedingten Depression und Verzweiflung begann mit einer theologischen »Flurbereinigung«. Ich habe mich mit den gängigen Gottesbildern auseinandergesetzt. Ich habe genau hingesehen und verglichen, habe meditiert und studiert, habe gelernt zu unterscheiden und gewagt zu entscheiden. Schließlich habe ich ohne Wenn und Aber von vielen dieser Bilder Abschied genommen. Damit stand auch eine Klärung meines kirchlichen Weges an. Nach 25 Jahren engagierten seelsorgerlichen Tuns fand ich in einem kirchlichen Amt keinen ehrlichen Platz mehr. Zwischen 1986 und 1991 habe ich eine Reihe von Artikeln über meinen Weg und über meine Erfahrungen in Seelsorge und Therapie geschrieben. Unter dem Titel »Gottestherapie« versuche ich in diesem Buch, diese Artikel in ein System zu bringen. Leider schob meine familientherapeutische Weiterbildung die Veröffentlichung immer weiter hinaus.

Der Leser dieses Buches wird spüren: Ich glaube an Gott. Der Begriff Gott gehört zu meinem Gedankengut, der Glaube an die Wirklichkeit Gottes zu meinem Leben. Was ich aber nicht mehr mit vollziehen kann: Das, was mit »Gott« gemeint ist, hat in Theologie, Katechese und religiöser Praxis eine Füllung, einen Klang, ein Gesicht bekommen, das über weite Strecken pathologisch bzw. pathogen bezeichnet werden kann. Die Füllungen des Begriffes »Gott« erschweren häufig das Leben gerade der Menschen, die es oft sowieso schon schwer genug haben. Dabei ist es nicht Gott selbst, der das Leben schwer macht, es sind die gängigen Bilder über ihn, die sich immer wieder wie dunkle Wolken über die Menschen legen und echte menschliche Entfaltung und gerade auch die Liebe zu Gott verhindern. Dieses Buch greift die gängige Theologie und die sie stützende Institution an. Es erhebt den schweren Vorwurf, dass weiterhin zugelassen, wenn nicht gar gefördert wird, dass Menschen an »Gott« erkranken bzw. das Interesse an Gott überhaupt zerstört wird. Mit großem Ernst und viel Sympathie will mein Buch andererseits den Menschen begegnen, für die das Thema „Gott“ das große Thema ihrer Existenz geblieben ist, die Gott zum Intimsten, Innersten und Persönlichsten ihres Lebens zählen, aber auch all denen, die an Gott irre geworden sind und mit den schlimmen Gottesbildern Gott selbst »zu den Akten gelegt« haben.

So mögen aufmerksame Leser und Nutznießer all diejenigen sein,

- die »gottesgeschädigt« sind wie ich es war, die gemäß dem Hauptgebot der Liebe Gott über alles lieben wollten und dann in einem höchstgefährlichen »Gottes-Sumpf« steckengeblieben sind,
- die an Gott zweifeln oder an ihm verzweifelt sind und sich jetzt vielleicht als Gottlose und Atheisten bezeichnen,
- die es gegen alle dogmatischen Besetzungsversuche gewagt haben, mit den eigenen Augen genau hinzuschauen, mit den eigenen Ohren aufmerksam hinzuhören, mit dem eigenen Herzen nachzufühlen und mit dem eigenen Kopf zu prüfen, was es mit Gott und den Bildern von ihm auf sich hat,
- die als ehemalige Kollegen in der kirchlichen Seelsorge stehen bzw. die sich auf einen kirchlichen Dienst vorbereiten, damit sie um Gottes und der Menschen willen mit mehr Mut das »Gottespaket« der Kirche und das eigene »Gottesdrehbuch« kritisch anschauen,
- die problemlos glauben können, weil ihr Gott »freundlicher war«¹, damit sie Kritiker, Zweifler und Verzweifelte besser verstehen und sich ihnen einfühlsamer zuwenden.

Ich habe dieses Buch ohne einschlägige Zuarbeiter und hilfreiche Sekretärinnen und ebenso ohne Zugriff auf einen großen technischen Apparat geschrieben. Dieser Nachteil wird durch einen Vorteil mehr als ausgeglichen: Es gab mutige Menschen, die ihre Geschichte mit Gott in das Gespräch mit mir und in dieses Buch einbrachten. Ihnen danke ich von Herzen. Ihnen gilt auch mein tiefer Respekt und meine Hochachtung: Sie haben mir vielfältig nicht nur ihre Nöte und Fragen, ihre Enttäuschung und Verzweiflung, sondern immer wieder auch ihren Glauben, ihre Hoffnung und ihre Liebe gezeigt. Ihr Ringen und ihr Reifen hat mich tief beeindruckt und meine Erkenntnis verstärkt, dass das Wissen um Gott und um das Wahre, Gute und Schöne den Herzen der Menschen eingeschrieben ist, und dies oft reiner und deutlicher als alten Bildern und Geschichten.

Ich bin trotz langjähriger Gottes-Not kein Gegner Gottes geworden. Ich weiß, dass ich der geblieben bin, der ich mit den Worten von Rudolf Schnackenburg von Kindheit an sein wollte: »Mich hat immer der Gedanke der Nachfolge und der Jüngerschaft Jesu bewegt«.2»Diesem Ruf Jesu, sein Jünger zu werden, wollte ich als junger Mensch folgen, weil er mir als das Höchste erschien, wofür ich mein Leben einsetzen konnte«.3 Ich weiß heute allerdings mehr als je zuvor: Zu dieser Nachfolge gehört auch die Sorge um Gott, die Sorge um das Überleben Gottes in den Herzen der Menschen und die Sorge um die Wiedergewinnung des Gottesbildes Jesu. Der Befreiung dieses Bildes von gemeindlichen und literarischen Verfremdungen wird auch in Zukunft ein Teil meiner Kraft und meiner Zeit gehören - »honest to God and honest to men«, in aller Ehrlichkeit vor Gott und den Menschen, um einen Buchtitel des mutigen anglikanischen Bischofs John A.T. Robinson aufzugreifen und zu ergänzen.

Hinführung

Gottestherapie! Der Titel mag noch befremden, die Sache selbst gewinnt dort immer mehr Akzeptanz, wo Gott noch nicht »zu den Akten gelegt« wurde.

Gottestherapie! Was ist damit gemeint?

Das Wort Therapie bedeutet in unserem Sprachgebrauch die Behandlung von Krankheiten. Es meint das eigene oder/und fremde Mühen um Gesundheit, d.h. um ein Höchstmaß körperlichen, seelischen, geistigen und sozialen Wohlbefindens. Therapie - so verstanden - zielt einerseits auf die Linderung der Krankheitserscheinungen ab, andererseits auf die Beseitigung der Krankheitsursachen.

Gottestherapie meint ebenfalls ein Doppeltes: einmal ein Bemühen von Menschen bzw. ein fachliches Bemühen um Menschen, die mit Gott in Not geraten oder auf irgendeine Weise »gotteskrank« geworden sind. Und zum zweiten: ein engagiertes und qualifiziertes Mühen um eine andere Theologie, um eine bessere Gotteslehre, da viele tradierte Gottesbilder und -geschichten abgewirtschaftet und wegen ihrer Undeutlichkeit, Vieldeutigkeit, Widersprüchlichkeit, Unmoral und autoritären Gestalt zum Sterben verurteilt bzw. bereits tot sind. Sowohl wir Menschen als auch die sogenannte wissenschaftliche Theologie leiden an Gottesnot. Und diese ruft nach Abhilfe.

Ausgangspunkt für meine Forderung nach einer Gottestherapie sind konkrete Erfahrungen mit der Gottesnot in den Seelen der Menschen, mit der Gottesnot in der amtlichen Theologie und nicht zuletzt mit der inneren Verflochtenheit dieser Nöte.

Ich bin Seelsorger und Theologe. Den Seelsorger in mir interessieren die seelisch-geistigen Vorgänge im Menschen, was in ihm lebt, west und wirkt, was ihn beseelt und treibt.

Ein zentraler Teilbereich meiner Neugierde ist das Thema »Gott in der Seele«. Wir religiösen Menschen haben für das/den Unausprechbare(n), für das/den bewusstseinsstranszendente(n) Etwas/Jemand, für den Ursprung und das Ziel, für die Quelle und die Mündung unseres Lebens den Begriff »Gott« geprägt. Mich interessiert die jeweilige Füllung dieses Begriffes in den einzelnen Menschen, mich interessieren aber auch die Wege, die erwachsene Menschen mit Gott gehen.

Nicht selten stelle ich fest, dass Menschen nach Beendigung ihrer religiösen Belehrung in einem Meer irritierender Gottesbilder ertrinken oder diese Bilder ganz und gar abschütteln und Ersatzgöttern nachfolgen bzw. in einem Gottes- oder Sinn-Vakuum leben. Ihre Vorstellungs- und Beziehungsnöte bzw. ihr Suchen und Ringen brauchen und verdienen Aufmerksamkeit, Verständnis und Begleitung.

Der Theologe in mir erlebt immer stärker die Gottesnot innerhalb der amtlichen Gotteslehre. Diese stützt sich auf Gottesideen, -bilder und -geschichten, die jüdisch-christliche Theologen im Laufe einer langen Geschichte entwickelt haben. Aber immer mehr Menschen zweifeln an diesen »Gottes-Fassungen«. Ehrlicherweise muss man sagen, dass diese sowieso fast nur noch Kindern zu vermitteln sind. Für viele Erwachsene ist dieser Gott bereits tot. Auch den Theologen ist diese Thematik nicht mehr fremd. John A.T. Robinsons »Honest to God«⁵ und Georg Baudlers »Erlösung vom Stiergott«⁶ seien als zwei Eckpfeiler aus jüngster Vergangenheit und Gegenwart genannt. Fast zeitgleich mit dem Abschluss meiner Arbeit stieß ich auf Helmut Jaschkes »Dunkle Gottesbilder«⁷, ein Buch, das die neue Offenheit in einer mir bisher so nicht bekannten Aufrichtigkeit und Klarheit dokumentiert.

Kirchliche Theologen tun sich heute nicht nur schwer, über die sichtbare Schöpfung den Unsichtbaren zu vermitteln und erfolgreich gegen schwere Einwände, etwa des vielfältigen Leides, zu verteidigen. Sie müssen auch die offenkundigen Brüche in der Gotteslehre und die klar erkennbaren Diskrepanzen in den Gottesgeschichten immer wieder kitten und so manche an ihren inneren Widersprüchen sterbende Gottesbilder durch ihre Interpretationskünste am Leben erhalten. Den kirchlichen Theologen setze ich meine Version entgegen: Gott lieben entsprechend dem christlichen Hauptgebot der Liebe muss in Zukunft vor allem bedeuten, sensibler dafür zu werden, was und wie über Gott geredet und erzählt wird. Gott lieben muss auch heißen, im Haus der Gottesgeschichten Ordnung zu schaffen.

Der Seelsorger und Theologe in mir schenkt also beidem Beachtung, dem »Gott in der Seele« und dem »Gott der Theologie«. Dabei zeigt sich durchgängig die tiefe innere Verflochtenheit und Verquickung der Inhalte dieser beiden Bereiche. Wie sich »Gott in der Seele« darstellt,

ist weitgehend davon abhängig, wie er in Theologie und Verkündigung dargestellt wird. Doch davon später.

Nach dem bisher Gesagten werden bereits die Ziele klar, die diesem Buch gesteckt sind:

Ein erstes Ziel ergibt sich aus der Sorge des Psycho-Therapeuten und Seel-Sorgers um den Menschen, um sein Leben, um die Qualität seines Lebens. Zu einem gelungenen Leben gehört meines Erachtens auch das Eingebundensein in einen größeren Zusammenhang, die Verbindung mit einem stabilen Faktor in den Unsicherheiten des Lebens. So will dieses Buch besonders denen Orientierungshilfe geben, die ohne Anbindung an etwas Tragendes nicht leben können. Es will Überzeugungshilfe für die Menschen leisten, denen der Gott der kirchlichen Verkündigung keine oder keine genügende Antwort mehr gibt. Und es will Lebens- und Handlungshilfe all denen anbieten, die ihre religiösen Möglichkeiten weiterentwickeln wollen. Ganz besonders aber wendet sich mein Buch an all diejenigen, deren Religiosität und religiöse Sehnsüchte missbraucht wurden. Ihnen will es helfen, dass alte Wunden heilen können und neue Zugänge zu Gott möglich werden.

Das zweite Ziel des Buches ergibt sich aus der Sorge des Theologen um Gott, um sinnvolle und wahre Gottesbilder und um einen angemessenen Umgang mit Gott. Mein Buch will verhindern, dass Gott weiterhin durch angreifbare Gottesbilder und -geschichten belastet, diffamiert und so für Menschen unzumutbar wird. Es will ferner auf den vielfachen Missbrauch Gottes für durchsichtige menschliche, kirchliche und politische Interessen aufmerksam machen. Nicht nur Golfkrieg und Balkankrieg zeigen erneut, wie »Gott« als Waffe missbraucht werden kann und tatsächlich missbraucht wird. Vielleicht wurde überhaupt im Laufe der Menschheitsgeschichte nichts und niemand so missbraucht wie das, wofür der Name Gott steht. Menschliche Projektionen und menschliche Interessen müssen um Gottes und des Menschen willen als solche entlarvt werden. Das wahre Gesicht Gottes steht erneut zur Debatte.

Das dritte Ziel meines Buches kann nach dem bisher Gesagten nur dieses sein, besonders Seelsorger, Therapeuten und Theologen für die Fragen der Menschen und für die Gottesfrage neu zu öffnen. Es ist so: Seelsorger und Theologen wissen oft viel zu wenig, welcher Gott in der Seele der Menschen lebt und wie er wirkt. Es gibt kaum entsprechende Arbeiten und Erhebungen. Mein Buch, das sich auch als Arbeitsbuch versteht, will zur Begegnung mit den Menschen und ihren Gottesbildern ermutigen und dafür auch praktische Hilfestellung leisten. Es will aber Therapeuten, Seelsorger und Theologen auch darauf hinweisen, dass die Gottesfrage durch abgewirtschaftete Gottesbilder wieder offen ist und das entstandene Vakuum angegangen werden muss. Dazu noch ein paar Anmerkungen:

Es ist meines Erachtens falsch, die derzeitige religiöse Krise primär als Tradierungs- bzw. als Hörerkrise auszugeben. Man kann das Problem nicht auf den Nenner bringen, die Verkünder des Glaubens seien eben zu wenig fähig, die Inhalte des Glaubens für jeden einsichtig und nachvollziehbar zu machen. Gegen dieses Vorurteil spricht nämlich, dass das religiöse Angebot noch zu keiner Zeit methodisch und medial so gut vermittelt werden konnte wie heute, und dass das personale Angebot heute bestimmt nicht schlechter ist, als es in der Vergangenheit der Fall war.

Es ist auch unzulässig, zu sagen, die Menschen von heute seien unfähiger als je zuvor, ein religiöses Leben zu führen. Sehr schnell und recht kurzschlüssig wird ihr Mangel an Glaube, Hoffnung und Liebe beschworen. Ich halte dem entgegen: Wie ist es dann aber zu verstehen, dass gerade heute so viele Menschen in sozialen und ökologischen Bewegungen, in nichtchristlichen Religionen, in Esoterik und New-Age-Bewegungen Wahrheit, Sinn, Form und Ausdruck suchen? Kann man nicht gerade heute auf Schritt und Tritt die »unheilbare Religiosität« des Menschen spüren?

Weiterhin ist es meines Erachtens auch sehr oberflächlich gedacht, dem Medium zwischen Verkünder und Hörer, der menschlichen Sprache, die Hauptschuld an der gegenwärtigen Situation anzulasten. Sicher ist die Sprache der Religion weitgehend eine Fremdsprache geworden, weil unsere Lebens- und Sprechwirklichkeit vielfach eine andere geworden ist. Aber dieses Argument lässt sich sehr schnell als formales - und insofern als etwas sehr Bequemes - entlarven.

Für mich ist die religiöse Krise, auch die Gotteskrise, primär eine inhaltliche Krise, eine Krise der Lehre, eine Krise der Bilder und Geschichten. Dem nüchtern denkenden Menschen erscheint heute so manche amtliche Lehre ebenso wie manches biblische Bild nicht mehr plausibel und lebbar. Er findet auch bei bestem Willen nicht hinter allen Glaubensaussagen und Symbolen Wahrheit, Klarheit, Ethos und Orientierung. Die kirchlichen Irrwege der Vergangenheit, die aufgedeckten »Falschmeldungen« der Kirchengeschichte haben ihn sensibel gemacht für eben diese Irrwege und »Falschmeldungen« sowohl aus der Zeit des Ursprungs als auch der Gegenwart. Dazu kommt soviel Ungeföhres, Unverständliches, Mehrdeutiges und Widersprüchliches - gerade auch im Gottesbild unseres religiösen Erbes. Da in unserer Gesellschaft und in unserem Lebensverständnis immer mehr äußere Stützen und Privilegien für institutionalisierte Religion wegfallen, ist buchstäblich über Nacht die amtliche Lehre gezwungen, sich wie alles andere im weltanschaulichen Bereich durch innere Logik und widerspruchsfreie Ethik zu rechtfertigen und an ihren Früchten messen zu lassen. Privilegien, Tabuisierungen, Denkverbote und Denksperren halten weder eine Krise auf, noch bereinigen sie diese. Dagegen könnten ungefilterte Wahrnehmung, richtige Diagnose und folgerichtiges Handeln die Krise in den Griff bekommen und eine neue »Gotteszeit« einläuten. Blindheit und Ablenkungsmanöver kosten zu viel und verändern nichts.

Ein Neubeginn ist jedoch nicht ohne Abschied möglich. Die Frage ist nur: Werden Abschied und Neubeginn durch Einsicht zustande kommen? Oder müssen sie wie so vieles in der Kirche ertrötzt werden? Oder erledigt sich die Fragestellung durch die vielen Kirchengaustritte eines Tages von selber? Bange Fragen stehen im Raum und werden zum Prüfstand jeder optimistischen Vision.

Schließlic ist noch ein Wort zur gedanklichen Zentrierung und zum Aufbau dieses Buches zu sagen. Ich habe mich dafür entschieden und will diese Wahl auch durchhalten, den Gottes-Zustand in der Seele und den sich daraus ergebenden Seelen-Zustand des Menschen in den Mittelpunkt meiner Ausführungen zu stellen. Dabei werden jedoch aufgrund der schon angedeuteten Vernetzung »Ausflüge« zum Gottes-Zustand der amtlichen Gotteslehre und zum Seelen-Zustand der Theologen nicht unterbleiben.

Was die Gliederung betrifft, beginnt mein Buch mit der Sichtung der Lage. Ich bringe aus der seelsorglichen und therapeutischen Erfahrung, aus der personen- und themenzentrierten Gruppenarbeit und aus der Beschäftigung mit historischen, zeitgenössischen und literarischen Personen und Gestalten eine Fülle von Material, das auf etwa folgenden Fragestellungen basiert: Welchen Gott haben Menschen in ihrer Kindheit und Jugend kennengelernt? Welcher Gott ist ihnen aufgegangen? Welcher Gott hat sich in ihnen niedergeschlagen? Welcher Gott lebt jetzt in ihrem Denken und Fühlen? Welche Bilder, welche Eindrücke von Gott tragen Menschen in sich? Wie schaut ihr »Gottes-Drehbuch« aus? Welche Wellen hat Gott geschlagen? Welche Geföhle und Affekte sind aus der Begegnung mit der Gotteslehre entstanden? Welche Impulse sind daraus entsprungen? Zu welchem Verhalten hat das geführt? Woher kommen die individuellen Unterschiede, was den Gottes-Zustand in der Seele und den Seelen-Zustand der Menschen betrifft?

An die Erhebung der Lage schließt sich dann deren Beurteilung an. Im Bereich der Diagnose geht es mir um eine möglichst klare Erkenntnis und Kennzeichnung des Pathologischen und Pathogenen vieler unserer Gottesbilder und um das fachliche und unmissverständliche Benennen der seelischen Störungen, die durch krankhafte und krankmachende Gottesbilder verursacht oder zumindest mitverursacht werden.

Und schließlich geht es in einem dritten und therapeutischen Teil um die Hauptsache: um die Rückgewinnung der Wahrheit »Gott« für unser Leben, um die Rückgewinnung eines tragenden Gottesbildes und somit auch um die Rückgewinnung eines erfüllteren und heileren Lebens. Ich werde meine therapeutischen Interventionen schildern, wenn Gott die Seele verfinstert hat. Ich werde flankierende Maßnahmen darstellen und über Prophylaxe sprechen. Ich werde Abwehr und Widerstände, aber auch Erlösung und Befreiung aufzeigen. Der Schluss des Buches gehört meinen Hoffnungen und Visionen, die ansatzweise in einigen theologischen und seelsorglichen Entwicklungen aufscheinen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Mein Buch fordert dazu heraus, in Kirche und Theologie wieder mehr Substantielles (und was ist substantieller als die Gottesfrage) und weniger Traditionelles und Strukturelles ins Gespräch zu bringen. Und es kann religiös verwundeten Menschen helfen, neue Sicherheit in sich und in Gott zu finden.

Die Sichtung der Lage: Der Gottes-Zustand in der Seele - Der Seelen-Zustand des Menschen

Im ersten Teil dieses Buches geht es um Fakten: Es geht um die Erhebung des Gottes-Zustandes in der Seele, es geht um die Erhebung des Seelen-Zustandes von Menschen, die mit Gott in Berührung kamen, und es geht um Zusammenhänge, Beziehungen und Verquickungen der beiden Zustände.

Zunächst berichte ich über alltägliche nichtalltägliche Erfahrungen mit diesem Thema, dann spreche ich mehr aus meinem therapeutischen Alltag, anschließend stelle ich Ergebnisse meiner systematischen Erhebungen vor und schließlich untersuche ich das Gottesbild und seine seelischen Auswirkungen bei einer Reihe geschichtlicher, zeitgenössischer und literarischer Gestalten. Ein mehr grundsätzlicher Exkurs, der sich mit Genese und unterschiedlichen Erscheinungsformen der »Gottesnot« beschäftigt, beschließt diesen ersten Teil.

1.1 Alltägliche nichtalltägliche Erfahrungen

Wenn Menschen das Wort »Gott« in den Mund nehmen, dann geschieht dies gewöhnlich in alltäglichen Sprachformeln, bei religiösen Übungen und in Notsituationen des Lebens. Gerade bei letzteren wird das Thema »Gott« aktuell und brisant. Hier wird am persönlichsten gesprochen, hier wird in engagiertester Weise nachgedacht, und hier zeigt sich am ehesten, welcher Gott in der Tiefe der Seele lebt, west und wirkt. Diese Tatsache konnte ich in den Jahren nach 1984 an mir selbst beobachten. In einer Phase tiefster Erschöpfung meldete sich ein Gott zurück, der mir in jungen Jahren vermittelt worden war, an den ich später kaum mehr gedacht, und wenn, dann ihn nur unbewusst und unbedacht, verkündet habe. Der Gott meiner Kindheit war mein stiller Begleiter geblieben. Wogegen sich damals mein Körper ohne dass ein organischer Krankheitsbefund vorlag mit all seinen Möglichkeiten, mit Herz-, Kreislauf-, Bauch und Rückenschmerzen wehrte, davon hatte ich nicht die geringste Ahnung. Und was meine seelische Unruhe, meine Schlaflosigkeit und geistige Betriebsamkeit und konträr dazu meine depressive Stimmung, meine Abgespanntheit und Müdigkeit bedeuteten, das wusste ich noch weniger. Ärzte und Therapeuten gaben sich ratlos bzw. verschlimmerten die Sache nur. Ich habe den Eindruck, dass einige recht froh waren, dass ich mich nach längerem Krankenhaus und Klinikaufenthalt in die Stille und Einsamkeit eines Klosters zurückzog.

In dieser Situation allgemeiner Ratlosigkeit meldete sich bei mir ziemlich bald eine plausible Erklärung für meinen Zustand: Gott hat mich für meine Sünden und Fehler gestraft. Ein Therapeut hatte durch eine verantwortungslose Traumdeutung diese meine Ansicht auch noch verstärkt. Ich habe in jener Zeit mein ganzes Leben umgedreht und nach Fehlern durchsucht. Bei meiner in der Kindheit geschaffenen Gewissenslage kam auch genügend Schuld zutage und das Bild eines Gottes, der gerecht richtet, der zu Recht bestraft, der den Sünder verdammen muss. Nach der Lehre der Kirche gibt es ja unvergebbare Sünden und so schloss ich aus meinem Zustand und aus meiner Gewissensforschung, ich müsse solche wohl begangen haben. Was mir als kleinem Kind vor allem auch im Beichtunterricht beigebracht wurde, das tobte sich jetzt voll aus und spielte mit mir verrückt. Meine Hauptlektüre war die Bibel und ich wurde in meiner Meinung nur bestätigt. Die wohlthuenden Geschichten sagten mir nichts mehr, sie wurden ganz und gar durch die erdrückenden ausgebootet. Da ich mich von Gott verlassen und verstoßen wähnte, waren Lebensmut und Lebenssinn dahin. Meine Seele war verzweifelt, mein Kopf überschwemmt von Selbsttötungsgedanken.

Damals hätte ich in meiner Not einen aufmunternden und heilenden Gott gebraucht. Stattdessen drängten sich Gottesbilder auf und ließen sich durch die Bibel belegen, die jede Hoffnung nahmen. Und keiner meiner Freunde, von denen die meisten Gottesgelehrte waren, konnte die Not entschärfen. Keiner wagte es mir zu sagen, was in einem ähnlichen Fall der holländische Pfarrer Visbeek zu Professor Kuiper gesagt hatte: »Das stimmt doch nicht. Das haben sich doch Menschen ausgedacht!« Ich werde später auf diesen Vorgang zurückkommen. In meinem Fall wollte keiner als Feind des Gottes der Bibel dastehen. Mir wurde höchstens gesagt, ich würde die biblischen Geschichten missverstehen bzw. missdeuten. So habe ich mehr als eineinhalb Jahre das »mysterium tremendum« (»das Geheimnis, das erzittern lässt« - ein Name für Gott) am eigenen Leib erfahren. Und es war wirklich ein Gott, der mir Furcht und Schrecken einjagte und zutiefst in mir sein Unwesen trieb. Im Theologiestudium hört man

zwar auch andere Seiten dieses Gottes - aber Kopf ist Kopf, und Herz ist Herz. Und was man als Kind hört, von liebsten Menschen hört, das sitzt ganz tief.

Diesem Zerrbild von Gott, diesem degenerierten Theologenprodukt, diesem Gottesunwesen, das Angst macht, richtet, rächt, straft und verdammt, bin ich nach meiner eigenen theologischen »Flurbereinigung« - jetzt hochmotiviert und sensibilisiert - immer wieder begegnet: in meinem Bekannten- und Verwandtenkreis und in meiner Seelsorgetätigkeit.

Da ist meine Schwester: Als sie an Weihnachten 1983 von ihrer Krebserkrankung erfuhr, war ihre erste Reaktion die erschütternde Frage: »Ja, was habe ich denn angestellt, dass mich der Herrgott so bestraft hat?« Ich habe meine Schwester die letzten Monate vor ihrem Tod im Mai 1988 intensivst seelsorgerisch begleitet. Wir haben uns in aller Offenheit und Ehrlichkeit ausgetauscht. Obwohl ich in Anbetracht meiner eigenen Erfahrungen immer wieder kräftig intervenierte, blieb ihre Gottesnot bis zum Ende ihres Lebens. Diese bestand vor allem in der tiefen Angst, ob sie vor Gott bestehen könne.

Im Blick auf meine Schwester ist mir dann eingefallen: Vor Gott bestehen können, das war auch das Thema des Lebens meines Vaters, eines einfachen, fleißigen und kirchentreuen Arbeiters und Kleinlandwirts. Dieses einer Zwangsidee gleichende Anliegen kostete ihm bis zu seinem Heimgang 1982 viel von seiner Lebensfreude und Lebensdynamik.

Am Ostersonntag 1988 traf ich eine 85jährige gute Bekannte unserer Familie. Sie kommentierte das Schicksal meiner Schwester, die bald darauf starb, mit einem Satz, der mich ebenfalls tief berührte. Sie sagte: »Gelt, der Herrgott kennt keinen Bahnhof!« Und sie sprach aus Erfahrung, denn nach dem ihr beigebrachten Gottesverständnis hatte der Herrgott ihr und ihrem Mann schwere Krankheiten geschickt und ihren Sohn ebenfalls an Krebs sterben lassen. Ihr blieb nur ein trauriges Kopfschütteln über diesen Gott.

Eines Tages suchte mich eine Mutter zu einem Gespräch auf. Sie hatte einem Dutzend Kinder das Leben geschenkt. Stille Güte schaute aus ihren Augen, aber auch fragende Angst, ob sie vor Gott bestehen könne, weil einige ihrer Kinder zum Glauben keinen Bezug mehr fänden und auch sonntags nicht mehr zur Kirche gingen. In der Gestalt ihrer alten Mutter hatte sie täglich den lebendigen Vorwurf in ihren Ohren: »Das musst du einmal vor Gott verantworten! Er wird einmal Rechenschaft von dir verlangen!« Solches Reden verdarb ihr gründlich die Freude am Leben. An ihren Tränen, die sie vor mir weinte, spürte man ihre Not und Ausweglosigkeit. Um dieselbe Zeit besuchte mich eine andere Mutter. Auch sie hatte Tränen in den Augen. Nach mehreren Geburten war es zu einem Abgang gekommen. Von ihrem Heimatpfarrer, der für sie besonders glaubwürdig war, hatte sie früher einmal gehört, Gott könne ungetauften Kindern nicht das Heil schenken. Was damals graue Theorie war, war jetzt harte konkrete Erfahrung geworden: Das von ihr so erwünschte und geliebte Kind soll vom Heil ausgeschlossen sein. Die tiefgläubige Frau konnte ihr Problem nur unter Tränen schildern und war ganz verzweifelt. Ich spürte wieder einmal ganz direkt: So schaut Gottesnot aus, hervorgerufen durch unbeteiligte unmütterliche Theologen, Gottesnot, von Müttern über Jahrhunderte still ertragen.

Dieser Umgang mit ungetauften Kindern war ja kein Einzelfall, er war System. Ein besonders ergreifendes Beispiel bringt Bernhard Häring in seinem Buch »Meine Erfahrung mit der Kirche«. Über das theologische Umfeld des II. Vatikanischen Konzils und über seinen Kampf um einen menschenfreundlichen Gott berichtet er folgendes:

» ... Nicht weniger schockierend war das „Dogmatische Schema über das Los der ungetauft sterbenden Kinder“. Professor Michael Schmaus, der ebenfalls als Konsultor der Vorbereitungskommission angehörte, fühlte sich persönlich getroffen und verurteilt. Es war die feste Absicht der Maßgebenden des Heiligen Offiziums, durch das Konzil der Welt zu verkünden, dass alle ungeborenen und geborenen, aber ohne Taufe verstorbenen Kinder vom ewigen Heil ausgeschlossen seien, wenn sie auch keine Folterstrafen zu erwarten hätten. Eine Ausnahme wurde lediglich für die nach der Beschneidung gestorbenen jüdischen Kinder vor der Zeit der Kirche zugegeben. Auf meine schelmische Frage, was dann mit den nicht beschnittenen Mädchen Israels, die als Kinder starben, geschehen sei, wurde ich belehrt, dass dies eine „ungeziemende Frage“ sei.

Ich suchte Verbündete und kämpfte wie ein Löwe gegen diese Ideologie, die offenbar dem Zweck dienen sollte, die frühe Kindertaufe (wieder) durchzusetzen. Mein Einsatz war stark motiviert. Als meine älteste Schwester eine Frühgeburt von Zwillingen hatte, konnte der erste, der lebendig geboren wurde, getauft werden, während der zweite tot zur Welt kam. Der Ortspfarrer hatte dann meine Schwester belehrt, dass nur das getaufte Kind auf dem geweihten

Friedhof beerdigt werden könne; das ungetaufte Kind habe keinen Anteil am Heil. Als vierzehnjähriger Junge schwor ich mir, dieser Sache später einmal gründlich nachzugehen. Ich beschwor in der Kommission das falsche Gottesbild, die Unglaubwürdigkeit des allgemeinen Heilswillens Gottes, wenn nicht erfüllbare Bedingungen von Gott gesetzt würden. An einem gewissen Punkt ließ Kardinal Ottaviani durch seinen Kommissionssekretär P. Sebastian Tromp erklären, dass mir in dieser Frage, die doch längst vom Heiligen Offizium endgültig entschieden sei, fürderhin das Wort entzogen sei. Ich protestierte auf der Stelle und sagte: „Darüber wird das Konzil entscheiden. Man kann vom Papst ernannten Theologen in der Kommission kein Schweigeverbot verpassen.“ Als ich das gesagt hatte, merkte ich, wie Professor Schmaus seine Sachen zusammenpackte und lautlos die Aula verließ. Er flog zurück nach München und sagte meinem Provinzial: „Ich zweifle, ob Pater Häring das Konzil überleben wird“ .«²

Da ich eine besondere Beziehung zu Krebskranken habe, möchte ich meine alltäglichen nichtalltäglichen Erfahrungen mit der schriftlich vorliegenden Zusammenfassung einer Diskussion beschließen, die sich 1987 in der Krebsklinik Bad Trißl in Oberaudorf an ein Referat mit dem Thema »Theologisch-ethische Aspekte bei der Behandlung Schwerkranker« anschloss. In dieser Zusammenfassung heißt es: »Aus ihrer Erfahrung berichtete Heuser-Schreiber, dass von zehn Patientinnen nur circa eine im Frieden mit Gott stehen würde. Letztere bezögen nach einer inneren Umkehr zu Gott ihren Halt aus der Gewissheit, dass die Diesseitigkeit eben nicht das Paradies sei. Die anderen Patientinnen seien oft geplagt von Zweifeln und Schuldfragen, die ihnen weder von den Ärzten noch von Seiten der Kirche ausgeräumt werden könnten. Heuser-Schreiber beklagte, dass die Kirche heute die rechte Sprache verloren habe, um mit diesen Fragen umzugehen.«³ Frau Heuser-Schreiber ist eine langjährige erfahrene Mitarbeiterin der Klinik. Schade, dass der Diskussionsbericht nichts Näheres darüber enthält, was sie unter der »rechten Sprache« versteht: Ist es wirklich nur die Sprache oder sind auch die Inhalte gemeint?

Ich fasse zusammen: Einmal sensibel geworden für das Thema »Gott in der Seele« kann man sehr häufig Zerrbilder von Gott und in Wechselbeziehung dazu extreme seelische Nöte erleben. Schon der Alltag zeigt, wie Gottesnot Lebensnot schafft, und wie Lebensnot erst die Gottesnot zutage bringt. Gottes-Zustand und Seelen-Zustand stehen in einer negativen Wechselbeziehung. Wo Gott erlebt wird als Angstmacher, Kontrolleur, Beckmesser-Typ, Ankläger, Richter, teilnahmsloses Monstrum, mysterium tremendum, als hart, unerbittlich, grausam, maßlos, kleinlich, unbarmherzig, vorwurfsvoll, beziehungslos, ausgrenzend usw., da ist es nicht verwunderlich, wenn der Seelen-Zustand eine negative Färbung annimmt, wenn die Seele sich als unwürdig, ängstlich, zittrig, voller Zweifel, skrupulös, schuldig, fehlerhaft, belastet, verunsichert, verstoßen, verdammt, hoffnungslos, friedlos, verzweifelt, allein gelassen usw. erlebt. Nur selten wird das Muster der negativen Wechselbeziehung durchbrochen. Die souveräne Ansicht eines Vaters von vier Kindern ist eine rühmliche Ausnahme und darum sei sie hier auch angeführt. Er meinte sicher nicht zu Unrecht von sich: »Ich spüre in mir mehr Liebe und Barmherzigkeit zu meinen Kindern als sie der Gott zu uns Menschen hat, von dem man uns in der Bibel erzählte.« In gütigen Menschen scheint »Gott« eine tödliche Konkurrenz zu erwachsen.

1.2 Erfahrungen aus Beratungstätigkeit und praxisorientierter Gruppenarbeit

In den letzten beiden Jahren bin ich im Rahmen meiner Beratungstätigkeit und Bildungsarbeit einer Reihe von Menschen begegnet, die schwer an Gott und dem Gottesumfeld litten. Einige von ihnen habe ich noch gut vor Augen:

- Da ist die junge Frau, hinter der »Gott her ist«, die voller Schuldgefühle ist (»Mühlstein um den Hals«), die sich nicht mehr freuen kann, die Angst hat vor Sterben und Tod, die einen Menschen sucht, »der nicht allzu schlecht von ihr denkt.«
- Da ist der Mann in besten Jahren, der an seiner »Höllenangst« leidet, die auf die Internatszeit zurückverweist.
- Da ist die in der Gemeinde engagierte Frau, die immer noch schwer daran trägt, dass ihr von ihrer Religionslehrerin einmal ernsthaft gesagt wurde, sie sei »vom Teufel besessen«, was die fromme Frau auch wirklich glaubte. Das vaterlose Mädchen war ihr zu ungezügelt und lebhaft.

- Da sind die beiden Frauen, die zum wiederholten Mal mit der Diagnose »Religiöser Wahn« die Nervenklinik aufsuchen mussten.
- Da ist der Seelsorger, der »mit den alten Gottesbildern nichts mehr anfangen« kann, der sich von der Kirche »belogen, getäuscht und betrogen« fühlt.
- Da ist die geschiedene Frau, die von biblischen Fundamentalisten unter Druck gesetzt wurde, ihrem Kind die Bosheiten mit Schlägen auszutreiben. So stehe es in der Bibel (Hebräerbrief 12,4-13).
- Da ist die junge Arbeiterin, die vor Gott von einer Sekte zur anderen flieht.
- Da sind die beiden krebserkrankten Frauen, denen »Strafe Gottes« als erstes durch den Kopf schoss, als sie von ihrer Situation hörten.
- Da ist die Frau, die ihren Mann inquisitorisch wie »Gott im Paradies« erlebt: »Lisa, wo bist Du?«
- Da ist die Ehefrau, die wegen eines Fehltritts vor der Ehe keine innere Ruhe und Vergebung findet.
- Da ist die berufstätige Frau, die Gott ablehnt, weil sie von ihrem Vater »im Namen Gottes« erzogen wurde, mit Strenge und Kontrolle.
- Da ist die Ehefrau, die brutal erzogen wurde, die ihre Eltern jedoch in Schutz nimmt: »Dieses Erziehungssystem war nicht von den Eltern, das ist das der Kirche.« Andererseits setzt sie Mann und Kinder unter einen ähnlichen Druck, wie sie ihn erfahren hatte.

1.3 Systematische Erhebung

Es ist nicht einfach, an das heranzukommen, was sich hinter der Stirn eines Menschen verbirgt bzw. was in der Brust eines Menschen vor sich geht. In meinen Kursen, aber auch in der gewöhnlichen Seelsorge, bieten sich viele Chancen, das wahre Fühlen und Denken der Menschen ins Gespräch zu bringen. Wenn freie Meinungsäußerung erlaubt und erwünscht ist und wenn die atmosphärischen Voraussetzungen stimmen, sprechen Menschen auch über ihr Innerstes und Tiefstes, sogar über ihre Vorstellungen von Gott und ihre Erfahrungen mit Gott. Nach meinem gesundheitlichen Zusammenbruch und der allmählichen Wiederaufnahme der Seelsorgearbeit habe ich begonnen, den »Gottes-Zustand« in den Seelen der Menschen systematischer zu erheben bzw. dem Seelen-Zustand gläubiger Menschen nachzugehen. So habe ich mich beispielsweise dafür interessiert, welchen »Gott« etwa zehnjährige Schüler nach vorausgegangener Unterweisung in Elternhaus, Schule und Kirche in ein kirchliches Internat mitbrachten. Auch bei Erwachsenen habe ich systematisch »Gottesmaterial« gesammelt. In den letzten beiden Jahren habe ich notgedrungen methodisch manches dazugelernt. So kann ich hier einige ganz praktische Anleitungen zur Erhebung des »Gottes-Zustandes in der Seele« und des damit verquickten Seelen-Zustandes des Menschen wiedergeben. Meine Anleitungen zeichnen sich durch einen entspannenden Rahmen und die Offenheit der Fragen aus. Je nach dem Ziel eines Kurses oder dem Wunsch der Teilnehmer können konkrete Gottesvorstellungen, Einschätzungen und Auswirkungen erhoben werden. Von besonderer religiöser Dichte ist die Erhebung eines Wunschbildes von Gott. Auch dazu gebe ich einen ausführlichen methodischen Hinweis. Jeder Seelsorger wird sehr schnell spüren, dass man mit diesen Anleitungen gut arbeiten kann. Ich möchte dazu ermutigen, sich eher von den eigenen Erfahrungen überraschen zu lassen als von meinen Protokollen.

Welcher Gott ist mir aufgegangen

Die folgende Anleitung ist für eine möglichst umfassende Erhebung des Gottesbildes der Kindheit und Jugend gedacht. Für das Gelingen der Übung ist es notwendig, eine »Insel der Ruhe« zu schaffen, d.h. einen ruhigen Raum und eine störungsfreie Zeit zu finden. Die Teilnehmer ruhen auf einer Decke. Sie haben neben sich Papier und Bleistift liegen. Nun schließen sie die Augen und legen die Hände neben den Körper. Sie entspannen sich durch die Begegnung mit dem Boden, mit der Atemluft oder mit langsamer Meditationsmusik. Dann gehen sie in ihrer Phantasie auf den Gipfel eines Berges. Ich spreche in etwa den folgenden Text:

Stellt euch vor: Ihr steht auf dem Gipfel eines Berges, hoch über dem weiten Land. Es ist noch ganz früh am Morgen noch vor Sonnenaufgang. Ihr habt einen längeren Aufstieg hinter euch. Unten im Tal war es noch ganz dunkel. Doch langsam wurde die Umgebung deutlicher: Der Weg, die Stege über den Bergbach, die Bäume und Sträucher, die Wiesen und Hänge kamen immer mehr zum Vorschein. Am Himmel standen die letzten Sterne, über dem Tal sammelte

*sich leichter Nebel. Und dann standet ihr plötzlich auf dem Gipfel ...
Um euch herum ist es ganz still. Die Ruhe des Morgens ist wohltuend. Ihr schaut zurück ins Tal, das unter euch liegt, und hinauf zum Himmel, der immer silbriger wird. Am Horizont entdeckt ihr ein paar Wolken. Ihr nehmt ihre Formen und Farben wahr und lasst sie weiterwandern. Ihr spürt eure schweren Glieder und eine innere Spannung: Euer Blick geht immer wieder nach Osten, zu den sanften Vorbergen, aus denen jeden Moment die Sonne auftauchen muss ...*

Die Helle wächst und plötzlich ist sie da, die Sonne; zuerst ein Punkt, dann ein Streifen, dann eine lichte Fläche, die immer größer, immer voller, immer runder wird. Die Gipfel rundherum nehmen ihr Licht auf. Und Schritt für Schritt wandert das Licht, wandert die Helle nach unten: ein Schauspiel der Farben. Eure Augen trinken das neue Licht -und fangen alles ein, was unter dem Licht der Sonne ebenfalls Licht wird.

Ihr nehmt euer Gefühl wahr, euren Atem, ihr schaut und staunt und genießt das Schauspiel, das der junge Tag vorführt. Gebt eurem Erleben viel Raum und verweilt noch einige Zeit in eurer Phantasie ...

Vom Bild des anbrechenden Morgens und der aufgehenden Sonne geht jetzt zurück zum Morgen eures Lebens. Denkt an die Zeit, in der euer Bewusstsein noch im Dunkel lag. Und denkt daran, wie euch nach und nach vieles „aufging“: die Mutter, der Vater, die Geschwister, liebe Menschen, Tiere und vieles andere mehr.

Auch Gott ist euch damals „aufgegangen“ . Schaut genau hin: Was war das für ein Gott? Welches Gesicht blickte auf euch? War dieses Aufgehen Gottes für euch ein freundliches, gütiges, zustimmendes Leuchten? Oder ein drohendes, erschreckendes, Angst einflößendes Wetterleuchten? Weckte dieses Leuchten in euch Vertrauen?

Oder löste das Wetterleuchten Skepsis aus?

Fühlt einfach in euch hinein. Fühlt zurück in eure Kindheit und Jugend. Und lasst kommen, was kommt:

Welcher Gott ist mir „aufgegangen“? Hat er mein Leben erhellt und freundlich getönt? Oder hat er mein Leben vernebelt und verdunkelt? Lasst jetzt einige Minuten lang eure individuelle Geschichte mit Gott auf euch zukommen, und haltet dann in Stichworten fest, was in eurer Erinnerung da ist.

Nach Beendigung der Einzelarbeit tauschen sich die Teilnehmer in Zweiergruppen aus, registrieren Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten und ordnen ihre Erinnerungen in Erfreuliches und Erschreckendes. Anschließend berichten alle in der Gesamtgruppe über ihre Erfahrungen. Ich habe wiederholt Erinnerungen und Gesprächsergebnisse von Kursteilnehmern aufgezeichnet. Jeweils eine Niederschrift möchte ich im Anschluss an diese und die folgenden Anleitungen vorstellen: als Anregung zum eigenständigen Nachvollzug.

Bericht 1:

Der erste Bericht berührt ganz tief. Es handelt sich um die Gotteserinnerungen einer Gruppe von elf Personen. Die Zusammenfassung ergibt das Bild eines faszinierenden und zugleich schrecklichen Gottes:

Ein faszinierender Gott:

»Der Gott der Schöpfung hat mich schon immer fasziniert«, »wenn ich über die Felder gehe, wenn ich die Sterne sehe: Es muss was dran sein«, »Gott ist für mich strahlend schön«, »Gott ist für mich Wärme«, »Gott, das sind für mich helle Farben, rot, Feuer«, »der Himmelvater mit Globus und Bart«, »Gott war für mich in Musik und Gesang beim Gesang habe ich die Angst nicht so empfunden«, »Gott ist für mich eher der liebe Gott«, »Gott ist in der Gestalt Jesu«, »Gott bringe ich in Zusammenhang mit guten Menschen«, »Gott ist für mich der gute Hirt«, »Gott ist für mich eher wie Maria: weich, barmherzig, brav, anständig«, »Gott ist für mich Belohnung«, »dem Auge Gottes bin ich ohne Angst begegnet«, »Gott sehe ich als Begleiter meines Lebens«, »er ist der barmherzige Vater: Liebe, Erbarmen, Güte«.

Ein schrecklicher Gott:

»Vom vielzitierten lieben Gott hat unser Kaplan (ein strenger Priester, wie ich noch nie einen erlebt habe) wenig gesagt«, »meine Eltern waren sehr katholisch, den Ausdruck Gott gab es bei uns nicht, es gab nur den Himmelvater und die Himmelmutter, Gutes vom Himmelvater habe ich nie gehört, nur dauernd: Du darfst nicht ...«, »bis vor einiger Zeit hat mich meine

Erziehung geprägt: Du musst, Du musst, sonst kommst Du in die Hölle zum Teufel, auch im Religionsunterricht gab es viel Angst. Ich glaubte an den Vater im Himmel und hatte trotzdem Angst«, »ich habe eine große Abneigung gegen das Symbol des Auges, das bedeutet Beobachtetsein auch in der Kirche«, »Gott war für mich ein alter Mann mit Bart wie in meinem Kindergebetbüchlein«, »Gott war für mich böse, strafend, ich musste immer brav sein, er gab „zehn Verbote“, ich höre immer: Du bist böse, er erinnert mich an die Beichte, er ist streng, hat alles im Visier, er ist eine Art „big brother“, »ich habe ihn eher als lieben Gott kennengelernt, aber auch als „Gott schimpft“, ein schlimmes Gefühl hatte ich in der Zeit im kleinen Seminar, als „Pfarrerlehrling“, »Gott stellt hohe Forderungen, er hat ein doppeltes Gesicht«, »Gott schimpft«, »ich muss aufpassen, dass ich Gott gefalle«, »ich kenne keinen Gott-Vater mit weißem Bart, ich weiß nichts, niemand weiß etwas, es gibt nichts; Gott wäre mir eine Erklärung schuldig ...«

Ein faszinierend/schrecklicher Gott:

»Er ist gespalten wie mein Vater (ein gutmütiger Mensch) und wie meine Mutter (streng)«, »da war ein doppeltes Gesicht: der Gott der Schöpfung, der mich faszinierte, und der Gott der Offenbarung«, »da gab es den Vater im Himmel, und trotzdem soviel Angst«, es gab die schöne Ministrantenzeit und das schlimme Gefühl im Seminar, es gab den »bösen, bestrafenden Gott« und die »weiche, barmherzige, brave, anständige Gottesmutter«, »da wurden, als ich im Krieg war, die Waffen gesegnet, Gott soll mit uns sein und die anderen waren auch katholisch (Franzosen)«.

Gott war zwiespältig wie auch die Folgen, die sich aus dem Gottesbild ergaben. Gute Folgen waren: »Ich fühlte mich eingebunden und nie verlassen«, »ich habe Vertrauen zum großen Gott«, »keine Angst, ich hatte das Bewusstsein: Menschen kommen von Gott und gehen zu Gott«, »wie mit meinem gutmütigen Vater fühlte ich mich mit Gott verbunden«, »ich habe mir immer einen starken guten Gott gewünscht, etwa Gott als jungen Mann (wie Jesus) mit einem Schaf«, »gute Eindrücke in der Ministrantenzeit«, »jetzt habe ich keine Angst mehr«, »Ich habe meine Ängste mühsam abgebaut«, »dass Gott schimpft, habe ich meiner Mutter nie ganz geglaubt«, »Gott verband ich immer mit Ostern und Weihnachten und den Würstl'n, die es nach dem Kirchenbesuch gab (weiter Weg)«.

Es gab aber auch schlimme Folgen. Die Teilnehmer schildern ihre Ohnmachtsgefühle, Ängste und Zweifel: »Warum lässt er so viel zu? Sie fragen: »Beim Sterben: Wie schaut er aus?« Sie verhehlen nicht ihre Abneigung und ihren Widerstand gegen Gottessymbole (Vatersymbol) und Gottesgeschichten. Und immer wieder melden sie Erklärungsbedarf an: »Gott ist mir eine Erklärung schuldig: »Warum lässt er die Kirche zu?«, »Warum so viel Unglück?«, »Wieso ist dieses Kind gestorben?« Schuldgefühle und Angst vor der Beichte werden genannt. »Ich muss Gott gefallen, damit er mich mag«, »du musst, du musst«, »du darfst nicht«, »ich fühle mich immer beobachtet«, »ich fühlte mich immer böse«, »ich hörte abfällige Bemerkungen über Gott«, da war »viel Druck«, »Religion spielte bei mir fast keine Rolle, ich hatte auch den Eindruck, die wissen nichts«, »ich habe nicht verstanden, warum etwas Sünde sein soll«, so lauten die wörtlichen Aussagen. Die Ambivalenz Gottes zieht sich durch viele Aussagen hindurch: Gott ist so faszinierend in seiner Schöpfung und dann wieder so brutal in den Offenbarungsgeschichten, er ist ein großer Donnerer und dann wieder ein guter Begleiter, er macht froh und traurig, er beobachtet und behütet, er wärmt und heizt die Hölle an. Wer kann im Blick auf dieses Ergebnis zwei anderen beachtenswerten Aussagen Verständnis und Zustimmung verweigern: »Alles war so widersprüchlich« und »Ich bin gleichgültig geworden?«

Welche Wellen hat Gott geschlagen?

Diese Anleitung konzentriert sich auf die Folgen unserer Gottesverkündigung. Wir Christen sind gehalten, an den »Früchten« unseres Tuns Werte und Unwerte zu erkennen. So schenken wir in dieser Einheit den »Früchten« unsere besondere Aufmerksamkeit.

Ich beginne mit einer Entspannungsübung. Die Kursteilnehmer liegen auf dem Boden, auf dem Rücken, die Hände neben dem Körper, die Augen sind geschlossen. Neben den Teilnehmern befinden sich Papier und Bleistifte. Ich setze langsame Musik als Entspannungshilfe ein. Nach dem Ausklingen der Musik lade ich die Anwesenden ein, sich einen kleinen Bergsee vorzustellen. Ich begleite ihre Phantasie mit meinen Worten:

Stellt euch jetzt einen Bergsee oder einen anderen kleinen See vor, den ihr kennt und den ihr

liebt. Schaut ihn euch genau an: die Größe, die Oberfläche, die vermutete Tiefe, den Seerand, die Umgebung. Vielleicht spürt ihr die Ruhe, die Stille, das Schweigen der Natur.

Plötzlich wird die Stille unterbrochen. Es plumpst, ein Stein ist ins Wasser gefallen, es bilden sich Wellen, Wellen, die Kreise ziehen, Kreise von innen nach außen. Ihr kennt dieses Schauspiel aus vielfacher konkreter Erfahrung. Schaut es euch nun in eurer Phantasie einige Augenblicke an. Geht den Wellen und Kreisen nach und lasst sie auslaufen ... Nehmt euch Zeit, und lasst Wellen und Kreise ganz anschaulich werden.

Vom Bild des Sees kommt dann zur Sache. Denkt euch:

Dieser kleine See, das bin ich, das ist meine Seele, das ist mein Leben. Ich bin wie ein kleiner See, meine Seele ist wie ein kleiner See, mein Leben ist wie ein kleiner See.

In mich hinein, in meine Seele, in mein Leben ist so manches gefallen. Es gab große und wichtige „Einfälle“, große und wichtige „Einschläge“ und es gab kleine, unbedeutende; es gab angenehme und unangenehme, gute und böse, Glücksfälle und Unglücksfälle.

Und alle diese „Einfälle“ haben Wellen geschlagen und Kreise gezogen.

Sie wurden ausgelöst durch Menschen und Dinge, durch Ereignisse und Begegnungen, durch Worte und Ideen und vieles andere mehr.

In dieses mein Leben ist ganz konkret auch das Wort, ist der Begriff „Gott“ gefallen. In dieses mein Leben sind konkrete Bilder und Geschichten von Gott gefallen. Wie alles andere haben auch diese Bilder und Geschichten Wellen geschlagen. Vielleicht gab es Bilder und Geschichten, die mir gut taten, vielleicht gab es aber auch „harte Brocken“ ...

Nehmt einfach wahr, was jetzt aus euch kommt, was in euch lebt, west und wirkt. Registriert die Gedanken über Gott, die euch lange Zeit im Kopf umgingen, registriert die Gefühle, die Gott betrafen, die Entscheidungen eures Lebens, die Gott miteinbezogen, und die Taten, die „Früchte“ eurer Gottesbilder und -geschichten waren. Hört gut hin und lasst alles kommen, was kommt ...

Nach einer längeren Phase des Erinnerns macht euch Notizen darüber, was Gott in euch hervorgerufen und bewirkt hat.

Nach Beendigung der Reflexion beginnt der Austausch in Untergruppen bzw. in der Gesamtgruppe. Die Übung eignet sich nicht nur als Rückblick in die Vergangenheit, sie kann auch im Rahmen einer lebensgeschichtlichen Reflexion für die Gegenwart Verwendung finden: Was ist zwischen Gott und mir los? Welche Gedanken befallen mich immer wieder? Wie ist's mir ums Herz, wenn ich das Wort Gott höre. Was ist mir in Fleisch und Blut übergegangen?

Bericht 2:

In einer Kleingruppe von sechs Personen kam folgendes Ergebnis zustande:

- »Gott hat schlimme Wellen geschlagen. Ich habe den Eindruck bekommen: Ich bin mir nie genug. Ich wehre mich gegen Evangelien wie das vom Weltgericht, in dem gesagt wird: Die auf der linken Seite sind weg für immer. Andererseits haben gute Menschen diese Wellen ausgelöst: Ich darf sein wie ich bin. Da kann ich mitschwimmen.«
- »Ich kann mich nicht erinnern, dass mir ein strafender Gott verkündet wurde. Ich mache auch manches nicht mit. Ich wähle aus, ich interpretiere. Ich gehe in keinen Fatima-Gottesdienst. Ich habe seit einiger Zeit bewusst ausgewählt, was ich in mich reinfallen ließ: dass Gott mich liebt, dass ich sein darf, wie ich bin, dass ich gut bin, dass jeder andere auch gut ist.«
- »Ich hatte Angst vor dem allmächtigen, strafenden, harten Gott. Ich habe in meiner ganzen Glaubensgeschichte nur den Gott der Verbote erlebt. Als kleines Kind wollte ich zusammen mit einem Freund mit einer Leiter zum Himmel hinauf. Wir kamen erst nach Hause, als es schon finster war, dafür wurde ich geohrfeigt. Jetzt weiß ich, dass jeder angenommen ist.«
- »Ich schotte mich gegen böse Gottesgeschichten ab, ich habe negative Geschichten auf die Seite geschoben, da lasse ich nichts ran, das ist eine Art Schutzhaltung oder Verdrängung. Ich glaube an das Gute, ich weiß mich bei Gott gut aufgehoben. Gott ist Halt von Kindheit an. Ich wollte nur Positives hören. Ich habe aber auch viele Fragen, ich bin noch nicht zu Ende.«
- »Ich war beeindruckt von den Heiligen und den Märtyrern. Ich glaubte, dass man leiden muss, um etwas zu erhalten. Ehrfurcht, Gottesfurcht und Schuldbewusstsein gingen mir in Fleisch und Blut. Dann ist alles in nichts zusammengebrochen. Mich hat alles genervt, es war verlogen. Ich habe Hass auf Gottesanbeter und Gebeteleiern entwickelt. Meine Gedanken sind: Zwiespältigkeit, Verzweiflung, Suche. Ich habe einen neuen Weg gesucht. Ich habe Sehnsucht nach einem anderen Gott. Gott ist nicht der, den anzubeten

wir erzogen wurden.«

- »Früher waren meine Gedanken: Ich muss Gott gefallen. Ich wollte auch Gott gut gefallen. Ich wollte Gott imponieren. Meine Meinung bei der Erstkommunion war: Ich gefalle ihm bestimmt. Mein Grundgefühl war immer: Ich muss, ich möchte ... In der Beichte habe ich mich bei allen Sünden schuldig gefühlt, meine Mutter war darüber ganz empört. Später gab es dann starke Auseinandersetzungen, einen neuen Aufbruch und eine gewisse Beruhigung. Ich habe auch das Grundgefühl, dass Gott da ist. Ich spüre Sehnsucht nach dem Liebenden Gott, der den herrschenden, strafenden, Opfer heischenden „zudeckt“. Durch den Kopf gehen mir die Widersprüche in der Bibel. Ich komme nicht zurecht mit dem Gott, der seinen Sohn opfert für die Sünden der Menschen.«

»Du kommst wie Mozarts Musik zu den Menschen«

Diese Anleitung will diejenigen Gottesbilder und -geschichten aufspüren, die als wohltuend und lebensfördernd angesehen werden. An süßen Kitsch ist hier nicht gedacht, ebenso wenig an einen Schlaraffenlandgott. Ich beginne mit einer Entspannungsübung (s.o.). Darauf folgt eine Übung zur Öffnung der wichtigsten Körperzentren.

Die Teilnehmer liegen auf dem Boden, auf dem Rücken, die Augen sind geschlossen. Ich lasse zunächst die beiden Handflächen über Stirne, Augen und Nase legen, in die Berührungsflächen hinein fühlen, kurz erspüren, was sich unter den Händen verbirgt (mein Denken, mein Geist, mein Entscheidungsvermögen, mein Wille), und dann die Arme mit öffnender Gebärde (großer Kreis) neben den Körper legen.

Dann lasse ich die Teilnehmer Arme und Hände überkreuzt auf die Brust legen, kurz erspüren, was sich unter der Brust verbirgt (mein Herz, meine Gefühle), und dann die Arme erneut mit öffnender Gebärde neben den Körper legen.

Schließlich bitte ich die Teilnehmer, die Hände auf den Bauch zu legen, kurz zu erspüren, was sich hier verbirgt (Sitz des Lebens), und dann Arme und Hände wiederum mit öffnender Gebärde neben den Körper legen. Dann spreche ich in wenigen Sätzen über die hohe Akzeptanz der Musik Mozarts. Die Kursteilnehmer sollen sich dieser Musik öffnen, sie sollen diese Musik wahrnehmen, sie sollen die Gefühle registrieren, die diese Musik auslöst.

Nach der Darbietung der Musik und einer gewissen Zeit des Ausklingens lade ich die Teilnehmer ein, die Bilder und Geschichten der Gottesbotschaft aus dem Innern hervorkommen zu lassen, die angenehm und ansprechend wie Mozarts Musik waren.

Nach Beendigung der persönlichen Reflexion halten wir in der Gruppe fest, wann und wo Gottesbilder und -geschichten wie eine gute Musik bei uns angekommen sind.

Bericht 3:

Eine Frau berichtet: »Die schönste Gottesgeschichte ist für mich die Geschichte von der Erschaffung der Welt (Gen 1,1-2,4a). Besonders beeindruckt mich die oftmalige Wiederholung „Gott sah, dass es gut war“ und die abschließende Feststellung „Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut.“ Diese Geschichte tut mir gut: die Fürsorge Gottes bei der Ausstattung der Schöpfung, die Ordnung in der Schöpfung, die Güte der Schöpfung. Der Text klingt wie eine Symphonie, da ist nichts Explodierendes, sondern Leises und Zartes. Mit wenigen Worten ist so viel Großes dargestellt. Die Inhalte der Geschichte kann man sich räumlich und farblich vorstellen. Trotz der Vielfalt entsteht keine Unruhe. Alles wirkt so ruhig und klar.«

»Du machst mir angst und bange«

Konträr zur vorhergehenden Übung soll hier eine Anleitung zur Erhebung der »Gotteslast« gegeben werden. Gefragt ist alles, was im Blick auf Gottesbilder und -geschichten angst und bange macht, was Leben drosselt und Hoffnung raubt.

Ich beginne wieder mit einer kurzen Entspannungsübung. Die Teilnehmer legen sich auf den Boden, auf den Rücken. Die Hände liegen neben dem Körper, die Augen sind geschlossen. Nun werden die Auflagepunkte des Körpers auf dem Boden erspürt, zuerst die Fersen, dann Gesäß, Schultern, Kopf und Arme. Dies genügt gewöhnlich für eine für die Übung ausreichende Entspannung. Vor Beginn der Übung hat jeder Teilnehmer Papier und Schreibstifte neben sich gelegt.

Wie in der Übung vorher lade ich zur Öffnung der drei wichtigsten Körperzentren, des Kopfes, des Herzens und des Leibes ein (s.o.).

Daran anschließend erzähle ich die Geschichte vom barmherzigen Vater (Lukas 15,11-24) mit eigenen Worten. Vorher erwähne ich, dass der Vater für Gott und der Sohn für den Menschen

steht. Im Laufe der Erzählung lasse ich die Reaktionen des Vaters besonders deutlich werden: Er hat Mitleid mit dem Sohn, er läuft ihm entgegen, er umarmt und küsst ihn, er schenkt ihm Gewand, Ring und Schuhe, er lässt ein Freudenfest feiern.

Von der Wirklichkeit dieser Geschichte schlage ich nun einen Bogen zu einer anderen Wirklichkeit, nämlich, dass Gott uns nicht immer so begegnet ist bzw. nahegebracht wurde wie in dieser Geschichte. Wir haben auch einen Gott erlebt, der angst und bange macht, dem wir aus dem Weg gehen, der uns das Heimkommen erschwert oder gar verunmöglicht. Wir lassen alles kommen, was Bitteres in uns ist, was uns in Not gebracht hat, was uns bei der Verkündigung der Gottesbilder und -geschichten Unbehagen bereitet, was wir nicht einbauen und verarbeiten können. Anschließend werden Unbehagen und Ängste vorgetragen.

Bericht 4:

Sieben Teilnehmer eines Kurses haben ihre Kritik in Worte gefasst:

- »Du hast Adam und Eva verstoßen, du verstößt die Sünder, du hast Sodom und Gomorrha vernichtet, du bringst die Kinder Ägyptens um wie Herodes, du schickst die Sintflut, du hasst andere Rassen (Ägypter).«
- »Du schaust in jedes Herz, vor Dir kann man nichts verheimlichen, du bist wie ein Polizist, du bestrafst, du gibst Gebote und Verbote, du exkommunizierst, wir sind unwürdig, du steckst Menschen in das Fegefeuer und in die Hölle.«
- »Ich habe Angst vor deiner Rache, in deiner Religion gibt es Fegefeuer und Hölle, du bist nicht da, wenn du gebraucht wirst, du bist so streng. Bin ich wirklich dein Kind? Muss ich für Böses büßen? Wo bist du gewesen, wenn du gebraucht wurdest: im Krieg, im KZ, bei Abtreibungen?«
- »Du bist vollkommen, dir kann man nichts recht machen, du siehst ins Herz, vor dir darf ich nicht ich selber sein, ich muss immer hochschauen, ich muss alles nach deinem Willen tun, du bist so gut und vorbildlich.«
- »Ich lebe in Angst und Sorge, dass du mich verstoßen könntest, dass du mich in die Hölle stecken könntest, wenn ich sündige, du bist so ungerecht, wenn ich arm und reich ansehe, bist du Vater oder Nicht-Vater?«
- »Du machst, was dir passt, du bist böse, du strafst laufend, du lässt Menschen so lange leiden, man erzählt, dass es dich nicht gibt.«
- »Du siehst alles, du bist so streng, du magst nur die Demütigen, du lässt die Leute leiden.«

»Eine Gottesgeschichte ist wie ein Haus ...«

Diese Anleitung kann Menschen, die es mit Gott ernst meinen, helfen, für die innere Wahrheit von Gottesgeschichten sensibler zu werden. Hierbei werden Gottesgeschichten erlebt wie ein Haus.

Nach einigen Minuten der Entspannung (s.o.) lade ich die Teilnehmer ein, sich in ihrer Phantasie ein Haus vorzustellen. Diesem Haus wollen wir uns nähern, dieses Haus wollen wir erleben. *Wir nehmen also zunächst unser Haus wahr, wir schauen es von außen an, wandern um es herum, sehen uns die Umgebung an. Wir achten auf Gestalt, Form, Architektur, Alter und Zustand.*

Wir betrachten Türen und Fenster, schließen die Türe auf und betreten das Haus.

Wir durchwandern die Räume, vom Keller bis zum Dachboden. Jeder Raum spricht seine Sprache, hat seine innere »Musik«, sein Milieu, seine »Lebensqualität«, seine Bilder, seine Geschichte.

Ich lasse viel Raum zum persönlichen Erleben und Ausschmücken.

Ich lasse die Teilnehmer sehen, hören, riechen, schmecken, gehen, stehenbleiben, nachdenken.

Ich lasse sie auf sich selber achten, auf ihre Stimmungen und Gefühle.

Ich lasse sie am Ende nachfühlen, als welche Menschen, mit welchen Eindrücken, mit welchem Behagen oder Unbehagen sie aus dem Haus herauskommen.

Vom Bild des Hauses gehe ich dann zur Sache. Ich führe die Teilnehmer zu dem Vergleich: Eine Geschichte ist wie ein Haus auch eine Gottesgeschichte. Ich lade alle ein, sich eine Gottesgeschichte zu suchen, die für den einzelnen wichtig war: Welche Geschichte hat dich angezogen? Welche Geschichte hast du »angezogen«? Welche passt zu dir? Welche sagt dir am meisten? Welche hat dir bisher am meisten zugesetzt? Aus welcher bist du wieder »ausgezogen«?

Nach der Entscheidung für eine bestimmte Geschichte gehen wir in diese Geschichte hinein, wir durchwandern sie, hören auf ihre Sprache, hören die »innere Musik«, beurteilen die »Lebensqualität

« sowie Wert und Nutzen. Während der »Erfahrung« der Geschichte werden Gefühle und Empfindungen sowie Gedanken und Ideen aufmerksam registriert. Nach der Mitteilung des persönlichen Erlebens kann die Geschichte nach den Methoden des Bibliodramas gespielt werden.

Kurzbericht 5:

Eine Frau beschreibt die Geschichte der Begegnung Jesu mit Zachäus (Lukas 19,1-10) als »Haus, das einladend wirkt«, in das man auch als normaler Mensch hineingehen kann, in dem es sich leben lässt, wo es warm ist, wo man sich wohl fühlt. In diesem Haus gibt es Begegnung, Beziehung, Gespräch. Das Fundament ist Liebe und Wertschätzung. Da ist keine Schwelle, über die man stolpert; da wird keine Türe zugeschlagen. Die Räume atmen frische Luft, die Fenster sind offen, die Musik des »song of joy« erfüllt das Haus.

Dagegen wirkt das Gleichnis von den zehn Jungfrauen (Matthäus 25,1-13) als Haus, in dem man es »nicht aushalten« kann. Die Geschichte wirkt ungut, streng, macht Angst. Eine ungeheure Spannung trennt das Haus in einen Festsaal und in ein Verlies. Es gibt keine Verbindung, keine Beziehung. Die Atmosphäre ist kalt, schrecklich, gnadenlos. Da werden Türen zugeknallt. Es gibt nur die Farben Schwarz und Weiß. Die Braven sind unter sich, die Bösen auch. In diesem Haus friert man. »Da möchte ich nicht feiern, wenn drunten im Keller die Hölle ist.«

»Gott ist für mich wie ein Haus«

Der Ist-Stand des Gottesbildes und der Beziehung zu Gott kann auch am Anfang und am Ende eines Kurses bzw. eines Bildungsabends -mit Hilfe eines Bildes herausgearbeitet werden. Für diese Übung eignen sich Bilder von Menschen, Häusern, Bäumen, Landschaften usw.

Der Ablauf kann in etwa dieser sein:

Nach einer kurzen Zeit der Sammlung führe ich die Kursteilnehmer zu einem Tisch, auf dem mehr als fünfzig Fotos von Häusern in Klarsichthüllen (DIN A5) aufliegen. Die Motive der Bilder sind u.a.:

Hausbau, altes Bauernhaus, modernes Wohnhaus, einfaches Holzhaus, Ferienhaus, Hotel, Wohnanlage, Hochhaus, Einöde, Kirche, Haus am Waldrand, Burg, Leuchtturm, Campingplatz, Berghütte, Haus im Nebel, Haus im Winter, Haus mit Türen und Fenstern, Slums, Bootshäuser, Negerkral, Hütten, Iglu, Baumhaus, Stroh Häuser, Lehmhäuser, Blechhäuser, Zelte, Gefängnis, Telefonhaus, Ruine, Hundertwasser-Häuser usw.

Jeder darf sich nun ein Haus aussuchen, das etwas über sein momentanes Gottesbild und das Image Gottes aussagt. Der Zustand des Hauses, der Standort, die Art des Hauses, Farben und Blumen usw. können bei der Suche Orientierungshilfe sein.

Wenn jeder sein Bild gefunden hat, darf er es vorstellen und erklären, warum er gerade dieses Haus gewählt hat, was es über sein Gottesbild sagt bzw. gegen welches Gottesbild sein Haus spricht.

Bericht 6:

Am Ende eines Wochenendseminars finden die acht Kursbesucher Teile ihres augenblicklichen Gottesbildes in den folgenden Häusermotiven wieder. Kurz begründen sie ihre Wahl:

- Haus mit einer offenen Türe» Gott ist für mich immer offen, er sperrt niemanden aus. Zu ihm ist immer Zugang.«
- Holz- und Stroh hütten in Asien» Gott ist Leichtigkeit und Fröhlichkeit, ich kann ihn nicht festhalten, als Besitz nehmen.«
- Holzhütten» Sie erinnern mich an die Armut Gottes.«
- Haus im Nebel» Gott fügt sich ein, verbirgt sich, drängt sich nicht auf.«
- Leuchtturm» Ein Leuchtturm bedeutet Orientierung, Halt, Festigkeit, Hilfe in Not und Gefahr«
- Häuserkomplex» Bei Gott haben alle Platz.«
- Hundertwasser-Haus» Gott ist bunt, lebendig.«
- Berghütte» Gott ist Schutz und Geborgenheit.«

In diesem Kurzbericht fällt auf, dass sämtliche Teilnehmer des Kurses im Augenblick mit einer positiven Vorstellung von Gott und einer freundlichen Einstellung zu Gott leben. Es kann aber auch vorkommen, dass andere Bilder (z.B. Bauplatz, Ruine, Gefängnis) gewählt werden und dass harte Aussagen fallen: »Gott hat für mich abgewirtschaftet«, oder »Gott ist

und bleibt für mich ein Gefängniswärter«.

1.4 »Offenbarungen« geschichtlicher und zeitgenössischer Gestalten

Theologen halten sich oft durch komplizierte Auslegungs- und Interpretationsarbeit die existentielle Auseinandersetzung mit »Gott« vom Leib. Ich war höchst erstaunt, als ich beim Studium einiger geschichtlicher und zeitgenössischer Gestalten einer Betroffenheit und Offenheit begegnete, die ich früher gar nicht wahrgenommen hatte. Markante Persönlichkeiten zeigten mir, welchen »Gott« sie erlebten, welcher »Gott« zumindest zeitweilig in ihnen lebte, wie dieser ihr Leben bestimmte und welche Folgerungen aus diesen Gottesvorstellungen und den daraus resultierenden Affekten gezogen wurden. Mein Hauptinteresse galt besonders Martin Luther und Friedrich Nietzsche.

Aus der über Jahre hin zentralen Frage meines Lebens: Gibt es für mich einen »gnädigen Gott?« resultiert mein Interesse an Martin Luther und der Entstehungsgeschichte dieser Frage bei ihm. Und der leidenschaftliche Kampf Friedrich Nietzsches gegen Gott drängte mich dazu, die folgenden Fragen zu erforschen: Welchen Gott hat Nietzsche in seiner Kindheit und Jugend kennengelernt? Woher kommt Nietzsches Gebundenheit an dieses Thema? Hier beschränkte ich mich aus Platzgründen auf die Auseinandersetzung mit der Schriftstellerin Mariella Mehr und dem Psychiater Piet C. Kuiper.

Mariella Mehr

Vor etwa drei Jahren fiel mir ein außergewöhnliches Buch in die Hände. Es handelt sich um »steinzeit« von Mariella Mehr. Hier berichtet die Autorin vom Leid ihrer Kindheit, das von einem Rezensenten des Buches als eine kontinuierliche Katastrophe aus Lieblosigkeit, Gewalt, Sadismus und bürokratischer Sturheit bezeichnet wurde. Der Roman basiert auf der schrecklichen Tatsache, dass in der Schweiz von 1926 an über 600 Kinder ihren fahrenden Eltern weggenommen wurden, um diese umzuerziehen und in »gesundes Erdreich« zu verpflanzen. Wie Mariella Mehr erlebten die meisten dieser Kinder diese Umerziehung in Kinderheimen, psychiatrischen Anstalten und Gefängnissen. Das Buch ist erschütternd. Zwei Texte von Mariella Mehr geben ihre Erfahrungen mit dem Milieu ihrer Kindheit besonders eindrucksvoll wieder:

Der erste zeigt uns den Sadismus der Erzieher gegen Silvia (Mariella):

*»der toilettenraum im kinderheim „zum lächelnden Jesus“.
ein grauer, übelriechender raum,
in den man die dreijährige silvia stundenlang einsperrte,
weil das kleine mädchen die hosen voll hatte.
draußen spielten die anderen kinder.
silvia verschlang ihren eigenen kot.
dafür wurde sie nachher verprügelt.«5*

Der zweite Bericht gibt uns einen Einblick in eine Nikolausfeier im gleichen Kinderheim

»Zum lächelnden Jesus«. Silvia ist fünf Jahre alt:

*»silvia glaubt an die liebe des nikolaus und an das grollen des schwarzen.
silvia soll ein verslein aufsagen.
aber silvia bleibt stumm.
st. nikolaus ist ungehalten.
der schmutzli macht den grossen, braunen sack auf,
steckt silvia in den sack und trägt sie in den dunklen gang.
drinnen singen sie weiter fromme lieder.
silvia hat angst im sack, todesangst.
lasst silvia raus, silvia will lieb sein, will liebsein will liebsein.
silvia bleibt im dunklen gang, eingesperrt in dem braunen jutesack.
als man sie später aus dem sack holt, ist sie starr,
steif wie ein brett legt man sie in ihr bettchen,
zusammen mit einem kleinen mädchen, das ebenfalls bettnässt.
man legt die bettnässer in ein bett, um so die wäsche zu schonen.
silvia weiß, wer der schmutzli war.
aber sie darf es nicht sagen.
silvia hat angst, dass frau wanzentried sie umbringen würde,*

wenn sie ihr wissen preisgäbe.
silvia schweigt.
aber den schreck, die todesangst in der dunkelheit,
das hat silvia nie vergessen.
frau wanzenried war der schmutzli.
nächtelang hat silvia deswegen geschrien.
jahre später wagte sich silvia, frau wanzenried zu fragen.
aber frau wanzenried lachte sie aus,
nannte die geschichte einen schlechten traum.«

Zur unheiligen Allianz des St. Nikolaus mit dem Schmutzli kommt bald ein »Gott« hinzu, der den Erziehern in puncto Sadismus in nichts nachsteht, und der ebenso wie diese die massivsten Aggressionen der Mariella Mehr auf sich zieht:

»wir heimkinder haben uns einen gott aufschwätzen lassen, der die liebe sein soll,
und zu spät erkannt, dass dem munde ihres gottes vampirzähne entwachsen,
haben in kalten kirchen morgens um sechs uhr gefroren,
haben gebettelt und gebetet, unseren quälern täglich dreimal verziehen.
dieser gott, pervertiert von nonnen und pfaffen,
allmächtig mit peitsche und zeigefinger.
er stand über unserer not, unserem zorn, und wir krochen wie würmer,
weil leid die seele läutern soll und wir um jeden preis geliebt werden wollten.
diese verdammten heuchler.
„kinder“, so sagten sie, „sind dem herzen des lieben gottes am nächsten.“
wir leckten unsere wunden wie räudige hunde.
wie gerne hätte ich diesem pfaffennonnengott in seinen blauen himmeln eine kugel durch den
bauch geschossen und ihm das idiotische sanfte hirtelächeln vom gesicht gekratzt.«

Es ist kein Wunder, dass die Autorin die folgende Bilanz zieht: »der gott meiner kindheit trägt schwarze gewänder, hörner auf dem haupt und eine axt in der hand.«⁸

Dann aber ist sie über sich selbst erstaunt und fragt:

»wie denn habe ich mich trotzdem an ihm vorbeidrücken können?«⁹

Eine weitere Kommentierung erübrigt sich.

Piet C. Kuiper

Ein kürzlich erschienenenes Buch brachte mir noch einmal meine eigene Gottesnot ganz nahe.

Es handelt sich um »Seelenfinsternis« von Piet C. Kuiper.¹⁰

Kuiper ist ein hochangesehener holländischer Psychiater und Psychoanalytiker. Er fiel 1982 in eine tiefe insgesamt drei Jahre andauernde Depression, die fast mit seiner Selbsttötung geendet hätte. Von seinen Ärzten und Therapeuten ermutigt, schrieb er seinen Zustand während dieser Jahre ausführlich nieder.

In der Buchbesprechung einer angesehenen Tageszeitung vom 12.11.1991 heißt es: »Seine größte Intensität gewinnt Kuipers Bericht bei der Schilderung jener Schuldhöhle, in der er während seiner Krankheit unterzugehen drohte. Das Zentralkapitel „Im tiefsten Abgrund“ ist eine auch schriftstellerisch unerhörte Innenansicht der Hölle aus der Sicht der Depression.« Und weiter: »Die Primärquelle der seelischen Vergiftung: der düstere, strenge Calvinismus einer Mutter, die in erfolgreicher Zusammenarbeit mit dem Gott der Patriarchen die ideologische und seelische Innenausstattung der Hölle besorgt hat: Religiöse Wahnvorstellungen auf innigster familiärer Basis.«¹¹

In seinem Buch will Kuiper beschreiben, »welche Verletzungen in meiner Jugend den Boden bereitet haben, auf dem die schreckliche Krankheit ... gedeihen konnte«¹². Er zeichnet seine Erfahrungen mit wichtigen Menschen in seiner Kindheit, beleuchtet seine Erziehung in Elternhaus und Schule und verweist auf zwei feste Themen, die von Kindheit an »immer mitklangen, ja sogar beherrschend waren, auch während meiner Krankheit«¹³: Es waren unverdaute kindliche Erfahrungen mit dem Tod und die Angst vor der Hölle. Ich habe Kuipers Buch vor allem unter dem Aspekt gelesen, welche Verletzungen auf Gottesbilder zurückgehen bzw. auf Menschen, die diesen Gott repräsentieren. Die Buchbesprechung hat bereits auf die »unheilvolle Zusammenarbeit« der Mutter mit dem »Gott der Patriarchen« hingewiesen. Wie sieht dieser »Gott der Patriarchen« näherhin aus? Was lässt sich über den Gotteszustand in der Seele Kuipers Näheres sagen?

Lassen wir uns von Kuiper selbst an das Thema heranzuführen. Er beschreibt sich so:

»Als Erwachsener lebte ich mein eigenes Leben, aber meine Mutter, in meinem Innern wiederauferstanden, erschlug mit ihrer Axt meine Seele. Ich begann wieder, an einen Gott zu glauben, von dem man sagt: Er wird durch das Jammern der Gottlosen in der Hölle ebenso verherrlicht wie durch den Lobgesang der Seligen im Himmel ... Die alten Auffassungen meiner Mutter, ihre Verbote und Gebote, gewannen wieder Macht über mich ...«14..

Kuiper wurde wieder so, wie er in jungen Jahren gewesen war, er wurde wieder so wie seine Mutter, so wie es die christliche Lehre predigte. Der alte Glaube war in seiner Depression zurückgekehrt und drückte ihm »wie ein Racheengel die Kehle zu«15.

Kuipers Gott war der Gott seiner Mutter, der Gott der Prädestination:

»Viele sind verworfen, nur wenige auserkoren, und wie kann man sicher sein, dass man zu diesen gehört?«16

Als großer Verunsicherer steht Gott über dem Leben; kein Mensch weiß so richtig, wie es um ihn steht, wie Gott ihn sieht, was er will.

Dass dieser Gott ein absolutes Verfügungsrecht über den Menschen hat, gehört ebenfalls zu Kuipers Gottesbild. In seinem Bericht spürt man immer wieder die fast eingefleischte Idee, Gott würdig zu dienen.

Nach dem Willen seiner Mutter sollte Kuiper eigentlich Pfarrer werden¹⁷, doch dann setzte sich der Gedanke durch, eine »christliche Psychiatrie«¹⁸ zu lehren, die Psychiatrie dazu zu benutzen, »die Menschen zu Gott zu führen«¹⁹, »im Rahmen der Psychiatrie das Evangelium« zu »verkünden«²⁰, »ein Psychiater für Christen«²¹ zu werden.

Immer wieder klingt der Gedanke an, der wie eine Rechtfertigung erscheint: »Würde ich dann nicht die Menschen mit dem Evangelium in Berührung bringen können? Würde ich dann nicht viel mehr erreichen?«²²

Wie fordernd dieser Gott war, erkennt man in seiner ganzen Tragweite erst in den Selbstvorwürfen Kuipers während seiner Krankheit:

»Da ist der Schuljunge, der Student, der im Rahmen der Psychiatrie das Evangelium verkünden wollte und sich schon nach seiner ersten Analyseperiode nicht mehr um Gott und Gebote kümmerte.«²³

So konnte auch der Brief eines Jugendfreundes, den Kuiper während seiner Krankheit erhielt, tief einschlagen: »Du hast immer nur an Dich und Deinen Erfolg gedacht, und Gott hast Du sicher nicht gedient.«²⁴

Kuiper selbst schreibt zu diesem Brief: »Ich gab ihm recht. Seine Worte waren wie Volltreffer, wie ein Torpedo ...«²⁵

Ein solcher Eindruck ist auch nicht verwunderlich, denn schon den Schüler Kuiper hatten einst die folgenden Worte wie eine Botschaft aus einer anderen Welt getroffen:

»Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?«²⁶

Auf diese Worte hin hatte sich einst Kuiper bekehrt, später aber hatte er den Ruf Gottes zur Umkehr nicht mehr gehört. Doch ein in der frühen Kindheit erfahrenes Gottesbild lässt sich nicht so einfach vertreiben.

Der »gerechte Gott« spielt ebenfalls eine zentrale Rolle im Leben Kuipers. Während seiner Krankheit kam ein Jugendfreund, Pfarrer Leendert Kievit, zu Besuch, »und was er sagte, kann man mit Shakespeare so zusammenfassen:

„ ... dass nach dem Lauf des Rechtes unser keiner zum Heile käm'.“ Wir sind auf die Gnade Gottes angewiesen«.²⁷

Kuiper war damals in einer Verfassung, die er so beschreibt: »Ich war überzeugt, dass es für mich keine Vergebung gab.«²⁸ Er grübelt vor sich hin: »Wenn du vor Gottes Angesicht treten musst, wird dir alles aus den Händen geschlagen werden. Du kommst zu spät. Du hast deine Chancen nicht genutzt«²⁹. Die Theologie Kuipers kennt den gerechten Ausgleich: »So stellt Gott das Gleichgewicht wieder her«³⁰.

Er stellt es auf grausame Art und Weise her. Kuiper zeigt uns den Sadismus eines Gottes, der entsprechend der Katechismusantwort »erfüllt, was er androht«. Kuiper ist überzeugt: »Das normale Leben ist offenbar schon die Hölle«³¹, der Anfang der Hölle. Alle sadistischen Quälereien und Qualen bringt er nun mit Gott in Verbindung: »Gott sorgt dafür, dass man nicht stirbt, so dass man nicht aufhört, den Schmerz zu fühlen«³². »Ich wusste mit Sicherheit, dass ich später auch intensiven körperlichen Qualen ausgesetzt sein würde. „Gott wird ebenso verherrlicht durch das Wimmern der Gottlosen in der Hölle wie durch den Lobgesang der Gerechten“, hatte ich in meiner Jugend einen Pfarrer sagen hören. So ist es! Er bereitet die

körperlichen Schmerzen auf eine Weise vor, die, betrachtet man ihre Raffinesse, etwas Göttliches hat«.33

»Ich war gestorben, aber Gott hatte dieses Geschehen meinem Bewusstsein entzogen ... Eine härtere Strafe kann man sich kaum vorstellen. Ohne zu wissen, dass man gestorben ist, befindet man sich in einer Hölle, die bis in alle Einzelheiten der Welt gleicht, in der man gelebt hat, und so lässt Gott einen sehen und fühlen, dass man nichts aus seinem Leben gemacht hat.«34 »So hat Gott diese Situation mit großem Erfindungsreichtum eingerichtet.«35 »Er kann dich auch in der Hölle am Leben erhalten.«36

»Aber meist ordnete ich die Dinge so: Es gehört zu den Höllenqualen, in manchen Augenblicken zu glauben, dass du nicht in der Hölle bist. Auch dieser Gedanke ist ein Teil der Hölle. Es ist Gott, der dich das glauben lässt. Er kann, so argumentierte ich, zulassen, dass Teufel dir die Eingeweide aus dem Leibe reißen und doch dafür sorgen, dass du nicht stirbst. Aber er kann die Hölle auch erst recht zur Hölle machen, indem er dich glauben lässt, du seist nicht in der Hölle ...«37

»Der tiefste Abgrund, in den ich stürze, ist der Gedanke, dass selbst Gott mir nicht helfen kann, denn er kann nichts ungeschehen machen ...«38 »Das Grauen dieser Existenz, die mir auferlegt war, weil ich gesündigt hatte, wurde noch dadurch vertieft, dass ich mir Sorgen über Freunde machte, die meiner festen Überzeugung nach auch in die Hölle kommen würden ... Ich sah dies oft in einem Bild vor mir: In einer Gruppe von Menschen wurde ich, der ich das Gottesurteil verdiente, vom himmlischen Feuer getroffen, aber auch die Menschen verbrannten, die neben mir standen.«39

Kuiper zeigt uns immer wieder auch den Hintergrund, aus dem dieser strenge und sadistische Gott hervortritt, vermittelt durch wichtige Menschen seiner Lebensgeschichte. Es ist seine Theologie, es ist die Bibel mit ihren angsterzeugenden und niederdrückenden Bildern, die gerade in extremen Notsituationen ihre teuflische Dynamik entfalten. Daneben macht Kuiper noch Anleihen bei Dante und dessen sado-masochistischen Bildern in der »Göttlichen Komödie«. Alle guten Bilder und Geschichten von Gott sind in der Depression wie weggewischt und ungültig. Kuipers Frau Noortje erinnerte den Kranken an das Gleichnis vom verlorenen Sohn, der zu seinem Vater zurückkehrt, doch Kuiper erwiderte: »Das gilt für mich nicht, denn dazu muss man auserkoren sein.«40

Dagegen waren viele andere Bibeltexte gültig: das Gleichnis von den törichten Jungfrauen, die »kein Öl in ihren Lampen« hatten, »als das Fest begann«41, das Doppelgleichnis von den launischen Kindern42, die Bilder vom Gericht43, von der ewigen Verdammnis44, von der Verwerfung des Nebukadnezar, der seiner Sinne beraubt wurde und wie die Kühe graste45. Dazu gab es den für Kuiper so wichtigen Psalmtext: »Denn der Herr ist hoch und sieht auf das Niedrige und kennt den Stolzen von ferne«46.

Und ganz nahe waren ihm auch die Predigten der Propheten Israels gegen den Baalskult, die den Hintergrund für die Wahnidee bildeten: »Ich habe Baal gedient«47. Als er sich in der Hölle wähnte, bestand sein Wunsch darin, dass sich das bei Lukas und in der Geheimen Offenbarung zitierte Wort Hoseas erfülle: »Berge, fallet über uns, und Hügel, decket uns«48.

Kuiper wusste um das Wort aus dem zweiten Buch Samuel, das sich auch im Hebräerbrief findet: »Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen«49. Er kannte die Geschichte der Könige Israels und vor allem die Geschichte des alten Königs Saul. Über sie spricht er mit Pfarrer Visbeek: »Ich redete über die Könige der Bibel, die Jahve nicht dienten, sondern immer wieder das taten, was in den Augen des Herrn böse war«50.

Als Pfarrer Visbeek dem Patienten ein anderes Gottesbild nahebringen wollte und seinen Zuspruch in die Worte kleidete: »Wenn wir über Gott sprechen, meinen wir den Gott der Bibel, nicht wahr? Und lesen wir da nicht auf jeder Seite, dass Gott vergibt?«51, Da erwies sich Kuiper als der bessere Bibelkenner und ehrlichere Leser: »Ich bin bibelfest und führte die Geschichte vom alten König Saul an. Der verhärtete sein Herz, kehrte sich gegen Gott und suchte sein Heil bei der Zauberin von Endor. Dem Herrn waren Zauberei und Wahrsagerei ein Greuel«52. Kuiper wusste aus seinem langen Umgang mit der Bibel: »Gott verhärtet die Herzen derer, die nicht seine Kinder sind«53.

Pfarrer Visbeek scheint aber dann doch angesichts der Not seines Gegenübers die richtigen Worte, den richtigen Schlüssel gefunden zu haben: »Wir können Gott nicht anders erkennen als in Christus. Er zeigt uns, wer und wie Gott ist. War er nicht sanftmütig? Hat er nicht Kranke geheilt? Er vertritt keinen launischen Gott, der Menschen für die Hölle vorbestimmt, sie sündigen lässt und dann zur Strafe zu ewigem Leiden verdammt. Das stimmt doch nicht.

Das haben sich doch Menschen ausgedacht? «54 Das erinnert mich an meine eigene Erlösung: Als ich nach langem Ringen überzeugt war, diese bösen Gottesbilder haben sich Menschen ausgedacht, diese Bilder stimmen nicht, da war meiner Not und Depression das Rückgrat gebrochen. Eugen Drewermann war damals für mich so etwas wie Pfarrer Visbeek für Kuiper. Meine Frage bleibt aber: Was muss passieren, was muss noch alles passieren, damit die Theologie und die Theologen umkehren? Meine Meinung: Solange sie nicht persönlich konfrontiert sind, entweder mit der eigenen Gottesnot oder der Gottesnot ganz naher Menschen, wird diese Umkehr nie und nimmer passieren. Die Menschen haben ganz im Gegensatz zu einem bekannten Bibelwort weiterhin für eine bestimmte Theologie da zu sein und nicht umgekehrt die Theologie für die Menschen (siehe Markus 2,27). So hat das dunkle religiöse Erbe, das das Christentum durch die Jahrhunderte transportiert, eine nachhaltige Wirkung auf den Seelenzustand des Menschen. Verstärkt wird der Effekt noch dadurch, dass uns dieses Erbe oft durch nahestehende gute Menschen vermittelt wird. Man kann Kuiper nur zustimmen, wenn er so klar schreibt:

»Als ich durch Krankheit, Fieber und Kopfschmerzen geschwächt war, erhob sich meine Mutter in meinem Innern und erschlug mit ihrer Axt mein Seelenleben. Ihre Gebote und Normen, ihre Auffassungen von Sexualität waren es, die mich wieder beherrschten, und in meinen Wahnvorstellungen kam ich in die Hölle, an die sie auf so quälende Weise geglaubt hatte. Offensichtlich war sie, trotz all meiner Versuche, die Welt anders zu sehen als sie, in meinem Innern noch immer ganz lebendig.«55 In der Depression kam die Kindheit wieder, kam die Mutter wieder, kam die christliche Ideologie wieder. Kuiper zeigt uns sein wahres Selbstbild: »„Pulvis et umbra sumus“, wir sind Staub und Schatten, und das ist noch viel gesagt«56. Und weiterhin: »Ich will nicht existieren, ich will zurück in die Zeit, ehe ich existierte. Warum ist mein Vater, nachdem er erst seine Frau und dann sein Töchterchen durch Schwindsucht verloren hatte, meiner Mutter begegnet? Habe ich darum gebeten, geboren zu werden? Schon als Kind habe ich oft in Verzweiflung geschrien: „Ich wünschte, ich wäre nie geboren“.«57

Ohne dass ich jetzt näher darauf eingehe, erfahren wir im Laufe der Lektüre der »Seelenfinsternis« die tiefsten Ängste, Zwänge, Schuldgefühle, Selbstvorwürfe und Selbstverurteilungen sowie das radikale und absolute Tief des Höllenwahnes. Hier wird die tiefe Verwandtschaft zur Erbsündenlehre, zur Bußpraxis und zur Eschatologie des Christentums deutlich. Diese Verbindung wird jedoch von Kuiper nicht beachtet und bearbeitet.

Kuipers »Seelenfinsternis« zeigt die Gewalttätigkeit und Hartnäckigkeit der Gottesbilder unseres religiösen Erbes. Die Offenheit Kuipers bei der Darstellung seiner Not tut gut. Es fehlt im Buch aber jeder Ansatz, die Gestalt bzw. die Tradition dieses Gottes anzugreifen, wenn man von der Intervention von Pfarrer Visbeek absieht. Die Quellen der Vergiftung werden geschont. Die Kritikerin der oben genannten Tageszeitung sieht es ganz richtig, wenn sie schreibt: »In der Tat ist es schon frappant zu sehen, wie viele Spuren dieser Psychoanalytiker selber auslegt, um nur wenige von ihnen zu verfolgen.«58 So hat er für die Höllenbilder der kirchlichen Kunst nur den lapidaren Satz übrig: »Ob diese Gemälde einst die Funktion hatten, die Gläubigen zu warnen, oder ob sie sadistische Befriedigungen verschafften oder beides zugleich, brauchen wir hier nicht zu entscheiden.«59

Eine perverse Theologie wird geschont. Das ist kein klarer Abschied, das führt auch in keine neue Zeit. So geht Kuiper seinem verstorbenen Freund Alexander Mitscherlich auf eine gewisse feige Art und Weise aus dem Wege, der Religion »für eine Quelle von Obskurantismus, von magischem Denken und sexueller Tyrannei«60 hielt. Kuipers oberflächliches Argument, Religion sei »oft in dieser Weise missbraucht worden«61 zieht nicht. Denn der Missbrauch sitzt auch in der Gegenwart noch fest im Sattel. Überaus zäh verteidigt er sein Regiment. Eine Feststellung Kuipers sollen sich die Gottesverkünder auf jeden Fall ins Stammbuch schreiben. Es handelt sich um die unterschiedlichen Reaktionen Gesunder und Kranker auch auf grausame Gottesvorstellungen: »Was man auf Gemälden an grauenvollen Darstellungen sieht, das hat für den gesunden Menschen oft etwas Komisches, Karikaturistisches. Von diesem Grauenhaften geht dann gerade eine Beruhigung aus: So grauenhaft ist es gewiss nicht, das ist alles reichlich übertrieben, es sind Phantasien überhitzter Gehirne. Der Kranke jedoch nimmt die Darstellungen körperlicher Qualen außerordentlich ernst, weil er glaubt, niemals genug gestraft werden zu können.«62 Gehört es nach dieser Feststellung nicht zur Liebe zu einem Kranken, ihn vor kollektiven religiösen Projektionen zu schützen, für die ein Gesunder sowieso nur noch ein müdes Lächeln übrig hat? Eine Erneuerung der religiösen Bilderwelt tut

dringend not. »Haben wir den Mut, der Realität ins Auge zu sehen, dann können wir langsam damit beginnen, das zu bekämpfen, was unser Leben vernichten kann, und das zu erringen, was wirklich Sicherheit bieten kann ... Es kann niemals Licht werden, wenn wir uns nicht der Wahrheit stellen, dass wir von tiefster Finsternis bedroht sind.«⁶³
Piet C. Kuiper und die vielen anderen Betroffenen mögen es aber nicht den Theologen allein überlassen, dass mehr Licht in und über diese Welt kommt.

1.5 »Enthüllungen« literarischer Gestalten

Wie Gott Lebensmöglichkeiten beschneidet, wird immer wieder an literarischen Gestalten deutlich. Ich beschränke mich auf die Gestalt des Zdenek in dem Roman »Polski Blues« von Janosch und auf die Person der Eva-Marie in Ulrich Schaffers »Die Verbrennung«. Beide Bücher beruhen meines Erachtens in erheblichem Maße auf Eigenerfahrungen der Autoren.

Zdenek Koziol in Janoschs Roman »Polski Blues«

Die folgende Untersuchung bezieht sich auf das Gottesbild einer literarischen Gestalt, auf die Person des Zdenek Koziol in Janoschs Roman »Polski Blues«⁶⁴. Ich habe mich bei der Lektüre dieses Buches immer wieder gefragt, welche Erfahrungen und Interessen wohl Janosch zur Abfassung dieses Romans veranlasst haben.

Mit der Intention »Mal sehen, wie die Kunst des Lebens am Ende aussieht. Mal sehen, wie so ein König und Meister sein Leben beschließt«⁶⁵ fährt der polnische Filmregisseur Staszek Wandrosch mit zwei Freunden nach Polen, um Zdenek Koziol, den legendären »König der Jazzer« aufzusuchen. Dabei machen sie überraschende Entdeckungen:

Sie erleben in einem Dorf am Ende der Welt einen alten Mann, der immer wieder wie ein Wahnsinniger und Verrückter auf einer alten Jawa über die Felder rast. Als es den Besuchern gelungen war, an Zdenek heranzukommen und in seine Festung eingelassen zu werden, eröffnet ihnen dieser seinen Seelenzustand: »„Mich hat der Wahnsinn befallen“, redete er vor sich hin, „Wisst ihr, dass ich irre bin? Im Kopf. Als ob eine Blechkiste voller Nägel darin auf und nieder schlägt. Immer auf und nieder. Ich kann es nicht ertragen.“⁶⁶ Bald wird Zdeneks kirchliches und religiöses Trauma klar, denn das ganze Gespräch dreht sich um Bibelworte, um Kirche und Religion, um Jesus und Gott, um Schuld und Beichte, um Strafe und Jüngstes Gericht. Jetzt hören die Besucher mit eigenen Ohren, was Zdeneks Freund Zbigniew im voraus erzählt hatte: »Er redet nur noch von Jesus. Irrt über die Felder und haßt.«⁶⁷

Und zwischendurch erschüttert sie immer wieder der Schrei ihres wirren Gastgebers: »Jetzt fängt es wieder an ... Es kreist und kreist und sägt in meinem Kopf, ich zerschlage hier noch die ganze Bude ...«⁶⁸ Und sie erleben, wie er zur Hintertür hinausrennt, die Maschine antritt und davonrast, um dann nach seiner Rückkehr weiter zu phantasieren und zu grübeln. Und dann erzählt Zdenek eines Tages seinen Besuchern seine Lebensgeschichte, die Geschichte einer Verführung durch Religion. Am Ufer eines Teiches enthüllt er Schritt für Schritt seinen lebensgeschichtlichen Hintergrund und die prägenden Themen seines Lebens. Seine Einführung ist kurz und bündig: »Also unser Zdenek wurde geboren in dieser Gegend, zehn Kilometer weg von Kuznice vor ... na, ungefähr vierundsechzig Jahren. Vater Viehhändler und bestialischer Säufer mit Ringen an den Fingern, die Mutter ein Kind. Siebzehn bei der Geburt Zdeneks.«⁶⁹ Es läuft einem immer wieder kalt über den Rücken, wenn Zdenek dann weitererzählt: »Die erste Geschichte, die unser Zdenek zu hören bekam, handelte vom Teufel, und er kann sie erzählen, als habe er sie erst gestern gehört. Da wohnte also in dem Dorf eine alte, verkümmerte Frau, ausgestoßen von den übrigen Bewohnern, und meine gute Mutter erzählte dem kleinen Zdenek: „Diese Frau, mein liebes Kind, hatte einmal ein Kind, dessen Vater war der Teufel, denn sie war nicht verheiratet. Und eines Tages kam ein Mann zu der Frau und bat um ein wenig Wasser. Und als sie nach hinten ging, um das Wasser zu holen, gab es eine Flamme, und es stank nach Schwefel, dort wo sie das Kind hatte stehen lassen, und es war verschwunden mitsamt dem fremden Mann. Denn es war der Teufel.“ Und der Teufel ist besonders hinter kleinen Kindern her. Und sie führte den kleinen Zdenek zum Beweis zu dem Haus der armen Frau und lehrte ihn, wie die Hölle riecht, nach Schwefel, wie sie sagte. Es stank dort freilich irgendwie, und damit war die Existenz des Teufels bewiesen.«⁷⁰ Die Mutter unterrichtete den kleinen Zdenek auch über Gott: »„Gott ist gut und allmächtig, er ist das Christkind, und wenn du um etwas betest und mir gehorchst, wird es dir an Weihnachten bringen, was du dir gewünscht hast.“

Danach war vorwiegend vom Teufel die Rede. Unser Zdenek wurde in finsternen Stuben eingeschlossen, und der Teufel war bei ihm, um ihn zu strafen.«⁷¹

Mit sieben Jahren kam Zdenek in die kirchliche Erziehung. Er wurde auch Ministrant. Was er in dieser Zeit erlebte, fasst er mit folgenden Worten zusammen: »Da wurde der Katechismus auswendig gelernt, die zehn Gebote, mit dem Schwerpunkt auf dem sechsten ... Und ihm wurden die Qualen der Hölle geschildert, die Furcht vor Gott, also die Gottesfurcht, als höchste Tugend beigebracht. Gott, der alles sieht und hört und jede Sünde bemerkt. Das Jüngste Gericht, die ewige Verdammnis, die jeden trifft, der nicht alles beichtet. Aber Gott liebe die Sünder mehr als die Gerechten, und er habe es gern, wenn man lieber zu viel als zu wenig beichte, und der Mensch müsse sich immer im Zustand der Heiligmachenden Gnade befinden, denn er könne plötzlich sterben, dann sei er auf ewig verdammt ...«72 Der kleine Zdenek erlebt seine Ausweglosigkeit, der alte Zdenek beschreibt sie: »Die Sünden waren unzählbar, das ganze Leben eine Sünde, meine Seele ein tiefes Loch voller Schlangen und Nattern. Da war ich knapp über sieben Jahre und schon völlig verblödet vor Gottesfurcht.«73 Und sich selbst bedauernd fügt er hinzu: »Das kann nur einer verstehen, der so als Kleinkind gelebt, ach was, gelebt: dahinvegetiert hat. Zu Haus die Peitsche und der Teufel, die Peitsche war zu ertragen, denn da gab es Grenzen. Aber die Angst vor dem unendlich großen Gott ...«74 Die Kommunion wurde zur Qual. Das wahre Fleisch Christi »zu beißen oder auch nur mit den Zähnen zu berühren ist eine schwere Sünde, denn Gott beißt man nicht. Welche Qualen, es immer an den Zähnen vorbei zu jonglieren. Dann kamen die Maiandachten, die Rosenkranzandachten.

Jeden Abend auf dem kalten Steinfußboden mit nackten Knien immer zu wiederholen:

„Ich bin ein erbärmlicher Sünder, ich bin ein erbärmlicher Sünder.“.«75

Dann erzählt Zdenek von der Aufnahme in die Kongregation und von den Nöten der Pubertät.

»Soldaten Christi«76 sollten die jungen Leute werden und in ihren pubertären Nöten dem Teufel und dem Bösen widerstehen. Doch dann kam der Krieg. »Der Krieg erlöste mich von der Kirche, ich war vierzehn.«77 Mit diesen Worten beschließt Zdenek seine Darlegungen über seine Kindheit und frühe Jugend.

Bei seinem Großvater lernte Zdenek den Partisanen Zbigniew kennen. Damals fürchtete er sich vor allem. »Die Furcht vor dem Teufel und vor Gott« war ihm »rechtzeitig mit der Axt ins Programm gehauen«78 worden. »Und das bleibt dir ewig, und wenn du nicht davon wekommst, gehst du daran zugrunde«79, stellt Zdenek mit tiefster Überzeugung fest.

Mit fünfzehn schloss sich Zdenek den Partisanen an. »Und dann versuchte ich die Furcht zu besiegen und meinte, wer töten könne, habe keine Furcht. Ich erschoss bei jeder Gelegenheit, die sich bot, ... Deutsche. Die Kirche hat ja nicht nur das Töten erlaubt, sie hat die Waffen gesegnet.«80 Aber später erwies sich diese Rechtfertigung für Zdenek trügerisch: »Des Nachts wache ich auf und sehe die Menschen umkippen, die ich getötet habe, und dann setzt die Kreissäge ein und schneidet und schneidet, aber nicht nur im Kopf, sondern längs durch den Leib. Ich zerfalle in zwei Teile ... und höre diesen Dreck: Was Gott zulässt, kann nicht schlecht sein.«81

Übrig blieb bei Zdenek abgrundtiefer Hass: »An mir sägt der Hass«,82 sagt er seinen Besuchern, der Hass gegen die Kirche, »Du wirst ihn nicht los«83

Und er sinniert fort: »Und die Katastrophe ist: es geht alles immer so weiter. Sie bauen Kindergärten und Schulen und stellen dort Weichen, die den Zug erst nach zwanzig Jahren entgleisen lassen, und predigen dort ihre menschenfeindliche Religion, wo der neugeborene Mensch mit einer Last begrüßt wird. Mit der Erbsünde ins Leben entlassen wird, und nicht etwa von einem Gott mit Freuden begrüßt wird.«84

Nun ist ein Staudamm gebrochen. Zdenek ist nicht mehr zu bremsen: »Was für eine Teufelei: Da werden stundenlang Litaneien heruntergeleiert, die immer wiederholen, „Ich bin ein erbärmlicher Sünder!“ Keiner bemerkt, was der Sinn davon ist. Nun sag doch mal einen Tag lang: „Ich bin entsetzlich krank, ich bin entsetzlich krank“ ...

Ich sage Ihnen etwas, panowie: Es gibt keine Erbsünde. Einen Gott, der so etwas zuließe, kann man nicht verehren, noch braucht man sich von ihm irgendwelche Gnade zu erwarten. Und doch wird der Mensch unter Androhung ewiger Verdammnis gezwungen, daran zu glauben wie an alle diese gottverdammten Geschichten vom Teufel und der Sünde und dem Jüngsten Gericht. Von klein auf, von Kind an wird ihm das anscheinend harmlos erzählt Messieurs --- oh diese Kreissäge in meinem Kopf --- ein Schöpfer des unendlichen Kosmos spielt ein solches Kasperletheater mon dieu! --- mir zerreißt es den Schädel --- ich kann es nicht ertragen -- - sie reden es schon den Kindern ein --- verstehen Sie mich?«85

Dann stand Zdenek auf »und ging unendlich müde, so als habe er eine schwere Last weit getragen, dann abgeliefert, aber keinen Lohn dafür bekommen, an seinem Motorrad vorbei ins

Feld hinaus«86.

Ich schließe meine Untersuchung mit zwei Äußerungen der Kontrastfigur zu Zdenek, des von den Leuten des Dorfes zum Pfarrer ernannten Zbigniew. Als ihn Staszek fragte: »Warum ist dein Leben so anders verlaufen als das Zdeneks?«87, verwies Zbigniew auf seine ganz andere Kindheit: »Die Kindheit, Junge. Da werden die Weichen gestellt, das habe ich dir doch schon gesagt. Wenn deine Kindheit nicht in Ordnung ist, ist das Leben wie ein Haus, das auf schlechten Grundmauern steht. Nicht mehr zu reparieren, verstehst Du?«88

An einer anderen Stelle sagt er das Gleiche mit anderen Worten: »Wenn sie in deiner Kindheit die Weichen falsch stellen und dir das falsche Programm eingeben, dann wirst du das nie wieder los. Wie ein Brandmal in der Seele, das zu entfernen selten gelingt.«89

Ein kurzes persönliches Schlusswort: Als ich »Polski Blues« gelesen hatte, war mir klar, warum Janosch dieser einfühlsame Kinderbuchautor wurde.

Eva-Marie in Ulrich Schaffers »Die Verbrennung«

Ulrich Schaffer, religiöser Bestsellerautor, hat sich große Ziele gesetzt. Er will nicht weniger als Gott »aus seinen ungöttlichen Fesseln befreien«90 bzw. den Gott, »der die Züge eines Götzen annimmt, zerstören«91.

In den Mittelpunkt seines Buches »Die Verbrennung« stellt er eine nachdenkliche junge Frau namens Eva-Marie und deren, die einen ermutigende, die anderen schockierende Tat: Eva-Marie verbrennt nämlich ihre Bibel, das Buch, aus dem nach christlicher Auffassung Gott selbst spricht und das nach der Lehre der Kirche authentisch über Gott spricht.

Warum macht sie das? Zu Beginn des zweiten Teiles des Buches sagt sie es dem Gott, an den sie glaubt, offen und direkt: »Gott, lange hattest du keine Chance gegen den Gott der Bibel, der in mir ist, dorthin plaziert von den Worten, Handlungen und Gesten derer, die meinten, für mich glauben zu müssen. Ich laste es ihnen nicht an. Sie haben ihren Glauben so verstanden und darum auch so gelebt. Ich klage höchstens mich selbst an, dass ich mitgemacht habe. Aber als ich es tat, konnte ich auch noch nicht anders.«92

Welcher Gott lebte in Eva-Marie? In einem Brief an ihren Vater, einen strenggläubigen Pfarrer, zeichnet Eva-Marie das Bild dieses Gottes:

»Vater, du bist zwar schon tot, aber ich finde es trotzdem nötig, dir diesen Brief zu schreiben. Das Ungesagte kettet mich immer noch an dich. Weil ich dir nie gesagt habe, wie ich dich erlebt habe, trage ich ein Geheimnis in mir, das mich nicht frei sein lässt.«93

Eva-Marie spricht zunächst die Rolle ihres Vaters als Mann und als Gottesmann an, der es sich nicht erlauben konnte, in seiner Tochter den eigenständigen Menschen und die eigenständige Frau zu sehen. Besonders der Gottesmann wusste sich als alleinigen Maßstab: »Du hattest doch immer so schnell Gott auf deiner Seite, und gegen euch beide waren wir nichts. Wenn du gewusst hättest, wie finster Gott dadurch damals in meinem Herzen geworden ist, aber ich konnte es dir nicht sagen, dafür hatte ich den Überblick nicht.«94

Nach den für Eva-Marie ganz wichtigen Themen »Gott auf der Seite der Männer« und »Gott, Gehorsam und Strafe« holt sie zur zentralen Anklage gegen den Vater aus:

»Du hast uns mit einem heiligen Gott erzogen, einem Gott, der keinen Ungehorsam duldet, der jede Sünde sieht. Das hat sich mir ganz tief eingeprägt. Es war nicht nur Theorie, sondern Wirklichkeit, wenn du Gehorsam von mir verlangtest. Wenn ich an deiner Autorität gerüttelt habe, ja, sie nur befragt habe, dann tat ich das in deinen Augen auch gleichzeitig mit Gott. So habe ich es jedenfalls erlebt. Das gab dir eine göttliche Kraft, eine schier endlose Gewalt, und manchmal hast du sie schamlos gebraucht ...

Ich war deine Tochter. Ich habe deinen Gott in mich aufgenommen als meinen Gott, als ich klein war. Erst viel später habe ich gemerkt, dass das nicht mein Gott sein konnte ... Inzwischen weiß ich, dass nichts uns so zerstört wie das Fremde, das wir in uns aufnehmen und von dem wir glauben, es sei unser Eigenes. Ich verfluche das System, das dich zu dem Menschen gemacht hat, der du meintest sein zu müssen. Ich verfluche die Verachtung des Menschen zugunsten eines Gottes, eines menschenfressenden Gottes, der den Menschen nur knechtet und dem der Mensch dann noch mit Liebe dienen soll.«95

»Einen letzten Gedanken möchte ich noch loswerden ... Ich rede von der Frage der Schuld. Für dich war Schuld etwas ganz Wichtiges. Wenn etwas nicht stimmte, hatte jemand schuld. Der Schuldige musste gefunden werden. Es musste um Vergebung gebeten werden. Es musste bereinigt werden. Schuld, Schuld, Schuld.

Bis heute verfolgt mich diese Frage. Ich will nicht so tun, als gäbe es keine Schuld, will mich

weder damals noch heute als schuldlos darstellen. Aber musste die Schuld so im Zentrum stehen, dass wir als Kinder manchmal an nichts anderes denken konnten als an unsere Schuld? Und das hörte ja nicht bei uns auf. Vor Gott waren wir immer schuldig, auch für Dinge, die wir nicht wussten. Wir mussten darum auch für unbekannte Sünden um Vergebung bitten. Nie haben wir genügt. Und daran arbeite ich bis heute noch. Ich bin nicht gut genug. Ich leiste nicht genug. Ich mache zu viele Fehler. Ich liebe nicht genug. Nicht genug. Nicht genug. Ungenügend. Vater, weißt du, wie dunkel das Leben dann aussieht? Was für einen unerbittlichen, grausamen, fordernden Gott hast du uns vorgestellt! Und dann hast du uns befohlen, ihn zu lieben. Und natürlich konnten wir das auch wieder nicht genug. Es gab kein Ende. Von diesem Gott, den du in mir geprägt hast, wende ich mich ab, so gut ich kann. Ich werde ihn auf einem Scheiterhaufen verbrennen. Ich werde mich freimachen von ihm. Anstelle des Gehorsams werde ich die Liebe setzen, und nicht die Liebe unter Druck, nicht die Liebe, die erwartet wird. In der Liebe ist kein Platz für Gehorsam, sondern nur für Vertrauen.«96 Der Tag der Verbrennung kommt. Die Bibel liegt im Feuer. Die Blätter rollen sich unter der Hitze. Eva-Marie steht Gott gegenüber:

»Gott, nur was nicht von dir verbrennt, hat das Recht, zu überleben. Weil du selbst nicht verbrennbar bist, wirst du überleben.«97

In den Flammen verbrennen Teile von ihr - ihr Minderwertigkeitsgefühl und ihre Anpassung -, Teile ihres trockenen und papierenen Vaters, Teile ihres Männer-Mannes, verbrennen das Unherz der Kirche und die religiöse Figur des Christus, der von Menschen gemacht und für eigene Zwecke missbraucht wurde. Und vor allem brennt und verbrennt Gott:

»In den Flammen geht Gott unter, der Gott, der verbrennen muss. Jeder Gott, der verbrennen kann, muss verbrennen ... Gott, der Mann, verbrennt. Der König, der Untertanen wünscht, verbrennt. Der verfügbare Gott, der Westentaschengott, der vermenschelte Gott, der evangelische Gott, der katholische Gott, der freikirchliche Gott, sie alle verbrennen.«98

Dann ist die Bibel verbrannt, »dieses Buch mit der vernichtenden Gewalt über Menschen, dieses Buch, in dessen Namen die Menschen zu schrecklichen Untaten bereit sind. Dieses Buch, für das man Beziehungen, Freundschaft und Liebe opfern kann, weil der Gott, der es geschrieben hat, ein eifersüchtiger Gott ist.«99

Ich habe das Tun der Eva-Marie und die Motive ihres Tuns einige Male in der religiösen Bildungsarbeit dargestellt. So unterschiedlich das Echo auch war, ein Satz hat immer alle tief beeindruckt: »Gott, nur was nicht von dir verbrennt, hat das Recht, zu überleben. Weil du selbst nicht verbrennbar bist, wirst du überleben.«100

1.6 Prägende Faktoren für die jeweilige Gestalt des Gottes-Zustandes und des damit verknüpften Seelen-Zustandes

An die Sichtung der Lage möchte ich eine mehr grundsätzliche Überlegung anschließen. Die Gottes- und Seelensituation hat bei religiösen Menschen eine oft recht unterschiedliche Gestalt. So ist nach Hintergrund und Genese der jeweiligen Zustände zu fragen. Aufgrund meiner Erfahrungen handelt es sich vor allem um drei Faktoren, die die konkrete Ausformung und Gestalt des ineinander verwobenen Gesamtkomplexes beeinflussen:

Das religiöse Erbe

Der Gesamtkomplex »Gottes-Zustand in der Seele Seelen-Zustand des Menschen« ist sicher kein vom Himmel gefallenes individuelles Schicksal, das ungefragt hinzunehmen ist. Ein zentraler Faktor, was Hintergrund und Genese betrifft, ist unser religiöses Erbe, das noch ganz im Schatten bestimmter und mit Nachdruck angebotener Gottes- und Menschenbilder steht. Über Lehrsätze und religiöse Geschichten, über Kunst und Musik, über Riten und Gebete fließt dieses Erbe in unser seelisch-geistiges Leben ein und nimmt uns bewusst und unbewusst in seinen Bann. Unsere gesamte Geistesgeschichte ist von diesem Erbe geprägt. W. Gigerich hat dies in seiner Untersuchung »Die Atombombe als seelische Wirklichkeit« eindrucksvoll angesprochen¹⁰¹. Es lohnt sich, die Klartexte unseres religiösen Erbes, vor allem Teile des »Gottesdrehbuches« und des Menschenbildes, mit offenen Augen und klarem Verstande anzusehen. Wir stehen in einer festen Tradition, die immer noch Herz und Geist bestimmt.

Erzieherisch und religiös relevante Menschen

Wer sich mit unserem Thema ernsthaft beschäftigt, wird sehr bald mit den Menschen konfrontiert, die uns in das Leben einführten. Eine Reihe von spannenden Fragen stehen im Raum: Welcher Gott etwa war den für uns signifikanten Menschen wichtig? Von welchen

Gottesbildern war ihr seelisches Leben geprägt und bestimmt? Welchen Gott stellten sie selber in Wort und Tat dar? Was wählten sie aus? Welche Akzente setzten sie? Wie war ihre persönliche Lebensart: autoritär oder partnerschaftlich, orthodox oder liberal, kritisch oder unmündig, mutig oder ängstlich, frei oder zwanghaft? Was schoben sie nach vorne, was stellten sie in den Hintergrund? Was verstärkten sie, was schwächten sie ab? Welche Interpretationen dachten sie sich aus? Waren die Vermittler des Glaubens selber glaubwürdig? Wurde etwa Schlimmes und Böses dadurch übernommen, weil die Vermittler sonst menschlich überzeugend waren? Wurde etwa Gutes und Leben-Förderndes nicht übernommen, weil die Vermittler menschlich ungenügend waren?

Es ist für unsere religiöse Zukunft von größter Bedeutung, welche Menschen uns in den Glauben einführen: »Dogmen«-Christen, »Auswahl«-Christen, »Verdrängungs«-Christen, »Zwangs«-Christen oder Menschen, die sich Gedanken machen, was praktische Nachfolge Jesu heute bedeutet.

Die psychisch-geistige Grundstruktur des Adressaten

Die psychisch-geistige Grundstruktur des Individuums ist ebenfalls ein wichtiger Faktor, der die konkrete Gestalt des Gottes-Zustandes und dessen Auswirkungen bestimmt. Diese Struktur wird gewöhnlich in den ersten Lebensjahren grundgelegt.

Die folgenden Erfahrungen sind eigentlich Gemeingut: Ängstliche Kinder hören und reagieren anders als frohe Kinder, zur Mündigkeit erzogene anders als autoritär erzogene, geschlagene anders als liebteste. Die einen saugen Botschaften und Geschichten auf wie ein Schwamm, andere bleiben unberührt. Besonders gefährdet durch böse Gottesgeschichten sind gefügsame, gehorsame, gewissenhafte und in ihrem Selbstwertgefühl angeschlagene Kinder. Berücksichtigt man das unterschiedliche Gewicht der angeführten Faktoren beim individuellen Menschen, dann werden auf einmal die unterschiedlichen Varianten verständlich.

Die Sichtung der Lage hat viel Zeit und Raum beansprucht. Jedoch liegt jetzt umfangreiches »Gottes-Material« auf dem Tisch. Und wer will, kann sich einschlägiges »Material« auch selber besorgen. Mein methodisches Angebot steht dafür zur Verfügung. Es wäre schade, wenn mein Material nur kurzfristig die Aufmerksamkeit »kitzeln« würde, um dann in einer Schublade zu verschwinden. Sinnvoller wäre es, es in eine Seel-Sorge einfließen zu lassen, die wahrnimmt, was ist und die auch wahr sein lässt, was Menschen an Gottes- und Seelen-Not offenbaren. Statt Verdrängung und Abwertung der Fakten könnte ein heilsames Erschrecken darüber entstehen, was noch täglich in der Glaubensweitergabe tradiert und reproduziert wird.

2.

Die Beurteilung der Lage: Der Gottes-Zustand in der Seele - Der Seelen-Zustand des Menschen

Im zweiten Teil dieses Buches stelle ich meine Diagnose vor. Diagnose heißt, eine Krankheit, einen kranken körperlichen, seelischen, geistigen oder sozialen Zustand klar erkennen und benennen. Im Blick auf meine Erhebungen diagnostiziere ich folgendes:

Gott ist krank und die Psyche vieler religiöser Menschen ist es auch. Das christliche Gottesbild hat Anteil an den klassischen Neuroseformen. Gott erscheint häufig als Zwingherr, als unberechenbarer Hysteriker, als autoritärer Patriarch, als schizoide und plurivalente Gestalt. Und viele religiöse Menschen offenbaren sich als zwanghaft, unmündig, depressiv und wirr. Im Folgenden beschränke ich mich auf die Darstellung des Schizophrenen und Autoritären in Gott bzw. auf die entsprechenden Auswirkungen auf den Menschen.

In einer Religion, die sich auf Jesus beruft, erscheint es sonderbar, dass nicht allzu viele Menschen ein eindeutig gutes Bild von Gott haben bzw. eindeutig gute Erfahrungen mit ihren Bildern von Gott gemacht haben. Das, was überaus häufig wahrnehmbar ist, ist die Tatsache, dass viele Menschen an Gott leiden, an ihren Bildern von ihm und an den Folgen dieser Bilder für ihr Leben.

Religiosität und religiöse Bilder und Geschichten haben eine wichtige Funktion: Sie sollen Halt geben, zum Leben verhelfen, befreien, heilen, trösten. Wo sie Leben beeinträchtigen, wo sie zu seelischen Verstrickungen und neurotischen Störungen führen, ist die Frage nach Fehl- und Zerrformen angebracht. Dabei ist nicht nur auf eine mögliche pathologische Innenwelt

des Menschen zu achten, sondern ebenso auf ein mögliches pathologisches soziales und/oder ideologisches Umfeld. In dieser Untersuchung ist neben anderem ein pathologisches ideologisches Umfeld unschwer auszumachen. Es ist leider so: Der »unheilbar religiöse Mensch« kann an konkreter Religion erkranken und selber für seine Mitmenschen ein neues pathologisches Umfeld darstellen.

Ich komme zurück auf meine Diagnose. Ich behaupte: Was in vielen Seelen lebt und Gott genannt wird, ist vielfach eine abnorme Erscheinung. Gott zeigt sich als pathologischer Fall. Er trägt unleugbar pathologische Züge. Und mit dem Gott der Theologie verhält es sich ähnlich. Die Folgen sind unschwer abzusehen: Die menschliche Seele ist auf vielfache Weise in Gefahr, an Gott zu erkranken. Besonders gefährdet sind Menschen, deren seelisch-geistige Grundstruktur bereits verletzt ist, so dass unheilvolle Verstrickungen und Verquickungen entstehen. Gefährdet sind aber auch Menschen, die in einem sozialen Umfeld leben, in dem ebenfalls pathologische Religiosität indiziert ist.

Bevor ich nun auf die beiden vorher erwähnten pathologischen Tatbestände näher eingehe, möchte ich noch ein Problem ansprechen, das häufig einer sauberen Diagnostizierung im Wege steht. Mein Thema ist nämlich nach kirchlicher Lehre einer fachlichen Beurteilung und einer persönlichen Meinungsbildung entzogen. Das Wissen über einen Gott, der krank ist und krank macht, wird immer mehr, aber der Zugang zum Patienten Gott ist fast unmöglich. Der Kranke ist gut bewacht. Die Erkenntnisse über die Ursprünge religiöser Neurosen werden ebenfalls immer deutlicher, aber auch die religiös erkrankten Menschen sind schwer zugänglich. Gott und Menschen sitzen in einem Gefängnis. Gott und Menschen erscheinen gefesselt. Gott ist immer noch (wie einst die Naturwissenschaften) an eine Lehre, an ein Buch, an ein Volk, an eine Kirche, an ein Lehramt, an eine bestimmte Theologie, an seine »Seher und Propheten« gefesselt. Seine Wächter haben ihn an Bilder und Geschichten gebunden, deren Qualität sehr unterschiedlich ist. Sie haben diese Gebilde als »unfehlbar« und »unumkehrbar« ausgegeben. In diesem Rahmen wird dann nicht selten Krankes als gesund und Pathologisches als normal ausgegeben, falls die hochentwickelten Interpretationskünste nicht mehr greifen. Das Bild Gottes ist besetzt, über den Unverfügbaren ist unfehlbar verfügt.

Und auch die Menschen, die sich auf Gott einlassen wollen, sind gebunden. Ihre Seele ist besetzt. Statt sich selber eine Meinung zu bilden, sind sie verpflichtet, zu gehorchen: den Vorgaben und Auslegungen der Kirchen und ihrer Theologen. Für Ungehorsam gibt es immer noch die Strafe der sozialen und psychischen Ausgrenzung, die bis ins ewige Leben reichen kann. Physische Sanktionen gehören Gottseidank der Vergangenheit an. Aber viele Menschen haben immer noch Angst, religiöse Erscheinungsbilder und ihre eigene Unmündigkeit anzutasten. Zu tief sitzen Entmündigung und Gehorsam. Hier, an der »Entfesselung« des Menschen und auch Gottes, müsste eine echte und glaubwürdige »Befreiungstheologie« ansetzen. Das wäre das wirkliche Ende einer langen »babylonischen Gefangenschaft« Gottes, der Theologie, der Religiosität des Menschen.

Nimmt man sich die Freiheit, das Gefängnis zu betreten, die Zugangsverbote zu übergehen, die Wächter zu ignorieren und sich unbehindert den »Patienten« Gott in seinen vielfachen Erscheinungsformen anzusehen - Analoges gilt auch für den »Patienten« religiöser Mensch -, dann erlebe ich vor allem die beiden Krankheitsbilder, die ich anschließend beschreiben will. Es sind die Bilder der inneren Verworrenheit und der autoritären Gestalt dieses Gottes, die analoge oder konträre Krankheitsbilder in der Seele des Menschen nach sich ziehen. Von dieser Diagnostizierung her wird eine Reihe weiterer pathologischer und auch pathogener Erscheinungen verstehbar und angebar.

2.1 Schizophrenes im Gottesbild und in der Seele religiöser Menschen -

Das »Gottes-Kuddelmuddel«

Die Psychologie kennt den Begriff der Ambivalenz. In der Literatur wird Ambivalenz beschrieben als Gleich-Gültigkeit, Gleich-Wertigkeit, Gleich-Gewichtigkeit, Doppel-Gültigkeit, Doppel-Wertigkeit aber auch als Zwei-Deutigkeit, Zwei-Schneidigkeit, Zwei-Spältigkeit, Widersprüchlichkeit, Unfähigkeit zur Formung eines einheitlichen Ganzen. Wirklichkeiten sind oft mehrteilig. Die Teile können sich gegenseitig ergänzen und unterstützen, sie können einander aber auch in verwirrender Weise widersprechen. Letzteres meint die Psychologie mit dem Wort Ambivalenz. E. Bleuler definiert Ambivalenz als eine Gegebenheit, »bei der jede

Tendenz von einer Gegenteiligkeit ausgelöscht wird.«¹ Für jedes Gefühl gibt es einen Neben- oder Gegenspieler, ein Neben- oder Gegengefühl. Das gleiche gilt für jeden Gedanken, jeden Willensimpuls, jedes Verhalten. Ich erkläre den Sachverhalt an ein paar praktischen Beispielen:

- Jemand spürt tiefe Liebe zu seinem Partner. Aber ein Unrecht von früher drängt sich immer dazwischen. Dieser Mensch erlebt nie ruhiges Beglücktsein, irgendwo sitzen Ärger, Abneigung, Abwehr. Die Beziehung ist stets zwiespältig. Es gibt störende Teile, die dem Wunsch, zu lieben, entgegenlaufen.
- Ein Kranker schimpft über den Besuch, den er bekommt, er meutert aber auch, wenn der Besuch nicht kommt.
- Ein Pessimist ärgert sich über die vielen Unkorrektheiten seiner Mitmenschen. Zugleich hat er eine große Sehnsucht nach Geborgenheit und Liebe.
- Ein Erzieher sagt zu einem Kind: »Ich meine es gut mit dir«. Nonverbal bringt er jedoch zum Ausdruck: »Wehe, wenn du auf meinen Vorschlag nicht eingehst.«
- Eine Mutter fordert von ihrer Tochter: »Lüg mich ja nicht an!« Aber ebenso befiehlt sie: »Sag an der Tür: „Mama ist nicht da!“«

D. Ritschl und B. Luban-Plozza erklären das Phänomen der Ambivalenz am Beispiel der Hassliebe:

»In ungezählten Familien lieben und hassen sich die Mitglieder gleichzeitig: gleichzeitig, nicht zeitlich abwechselnd! Diese Doppelhaltung erklärt sich aus verschiedenen Bezügen oder Beziehungen, die gleichzeitig gültig sind, z.B. Pflicht und Neigung, Erfahrung und Hoffnung. Viele Partner sind durch eine solche ambivalente Beziehung miteinander verkoppelt, ineinander „verhakt“. Viele Kinder haben ihren Eltern und allen Erwachsenen gegenüber ambivalente Gefühle der Liebe, Zuneigung, Bewunderung und Zärtlichkeit, zugleich aber der Auflehnung, Ablehnung und sogar Verteufelung. „Rational“ auf diese Gefühle angesprochen, mögen viele Jugendliche sagen, sie liebten an ihren Eltern dieses und jenes, lehnten aber andere Eigenschaften und Haltungen ab. In Wahrheit lassen sich diese Beziehungen aber keineswegs auseinanderdividieren: es besteht vielmehr eine völlige Ambivalenz.«²

Zur Entstehung der Ambivalenz äußern sie sich wie folgt: »Ambivalente Grundhaltungen fallen nicht vom Himmel. Sie entstehen während der Kindheit im Familiengefüge.«³ Ein eindrucksvolles Beispiel dafür schildert uns der Dichter Marcel Proust:

»Mein einziger Trost, wenn ich schlafen ging, war, dass Mama heraufkommen und mir einen Kuss geben würde, wenn ich bereits lag. Aber dies Gutenachtsagen dauerte nur so kurze Zeit, sie ging so bald schon wieder, dass der Augenblick, da ich sie heraufkommen und dann in dem Gang mit der Doppeltür das leise Rascheln ihres Gartenkleides aus blauem Musselin mit kleinen strohgeflochtenen Quasten hörte, für mich ein schmerzlicher Augenblick war. Er kündigte schon den nächsten an, der auf ihn folgen sollte, wo sie mich verlassen haben und wieder unten sein würde. Das ging soweit, dass ich mir beinahe wünschte, dies von mir so heiß ersehnte Gutenachtsagen möge erst so spät wie möglich stattfinden und die Gnadenfrist, in der Mama noch nicht gekommen wäre, zöge sich recht lange hin. Manchmal, wenn sie, nachdem sie mich geküsst hatte, die Tür öffnete, um zu gehen, wollte ich sie zurückrufen und ihr sagen: Gib mir noch einen Kuss, aber ich wusste, dass sie dann auf der Stelle ihr strenges Gesicht zeigen würde, denn das Zugeständnis, das sie meiner Trauer und Aufregung machte, indem sie heraufkam und mit diesem Friedenskuss Gutenacht sagte, verdross jedesmal meinen Vater, der das Zeremoniell übertrieben fand; viel lieber hätte sie mich diesen Wunsch, diese Gewohnheit aufgeben sehen, als mich auch noch darin zu unterstützen, dass ich einen zweiten Kuss von ihr wollte, wenn sie schon an der Tür war. Hatte ich sie nun aber erzürnt, so machte das die ganze Beschwichtigung meines Herzens, die sie mir einen Augenblick zuvor geschenkt hatte, als sie ihr liebevolles Antlitz über mein Bett neigte und es mir darbot, wie die Hostie einer Friedenskommunion, bei der meine Lippen ihre leibhaftige Gegenwart und die Kraft, einzuschlafen, von ihr empfangen, zunichte.«⁴

Ambivalentes Verhalten zieht schwerwiegende Folgen nach sich: Lähmung, Gehemmtheit, Orientierungslosigkeit, Irrelevanz, Leere, Müdigkeit, Langeweile, Entscheidungsunfähigkeit, hilfloses Erschüttertsein, Frustration bzw. Konfusion, dauerndes Hin und Her, Verrücktheit, Manie, Uneinigkeit mit sich selbst, Zweifel, Verzweiflung. Es entstehen paradoxe Situationen, für die der Betroffene meist keine akzeptablen Lösungen mehr findet.

Wirklichkeiten, die in verwirrender Weise einander widersprechen, gibt es auch in unseren Gottesbildern. Es ist eine Tatsache: Wir finden große Ungereimtheiten und Differenzen vor: ein wahres »Gottes-Kuddelmuddel«. Es gibt Teile in diesen Bildern, die sich keinesfalls gegenseitig ergänzen und unterstützen, die vielmehr quer zueinander liegen. Zwei und mehr sich widersprechende und sich dann doch gegenseitig durchdringende »Seelen« wohnen in der »Brust« dieses Gottes: widersprüchliche Instanzen, nicht integrierbare Teile. Es sieht so aus, als habe Gott jede Eigenschaft, aber auch das Gegenteil, und dies ebenso vollständig. Alle auch widersprüchlichen Eigenschaften werden als »gleich gültig«, d.h. in gleicher Weise gültig hingestellt. Doch dann wird das, was so ausschließlich, gegensätzlich und unvereinbar dasteht, doch wieder zu einem heillosen Durcheinander, Mischmach und Kuddelmuddel ohne innere Abgrenzung verflochten und verwoben. Die Folge ist ein unausgereiftes und unausgeglichenes Gebilde; denn alles, was festgestellt wird, wird auch wieder durch das Gegenteil ausgelöscht bzw. konturlos vermischt. Beim Menschen würde man in einem solchen Fall, dass gegen die einfachsten Gesetze der Logik verstoßen wird, einen pathologischen Tatbestand diagnostizieren. Warum sollte man solches nicht auch im Blick auf unsere Gottesbilder sagen?

Konkret zeigt die Erhebung des Gottes-Befundes in der Seele doch folgendes: Gott ist irr und wirr; er ist einmal gut und einmal böse, dann ist er weder klar gut noch eindeutig böse, und ein ander Mal ist er gut/böse in einer besonders penetranten und schwer entflechtbaren Mischung. Er ist liebend und strafend in einem, faszinierend und schrecklich zugleich, Adressat gläubiger Hingabe und Urheber beklemmender Angst, ein Korsett, das zugleich stützt und presst; wohlthuende und erdrückende Bilder wechseln sich ab; er ist zu fürchten und zu lieben; die Haltung vor ihm ist Ergriffenheit, verbunden mit Schmerz. »Er war vieldeutig« und »er war zu undeutlich«, sagt Nietzsche. Je öfter man meine Erhebungen liest, desto klarer wird das Bild der Ambivalenz.

Und der Hintergrund stellt sich nicht anders dar: In der Bibel schenkt Gott dem Menschen die ganze Schöpfung (Genesis 1,26 ff. und 2,8.15), doch dann grenzt er sein Geschenk wieder ein (2,16.17). Er ruft den Menschen ins Dasein (1,26 ff. und 2,7), doch dann reut es ihn, ein Geschöpf wie den Menschen geschaffen zu haben (6,6.7). Er vernichtet den Menschen durch eine Sintflut (7,17-23), doch ein zweites Mal soll dies nicht mehr passieren (8,21.22; 9,11-17). Bei diesem Gott schaut doch arg viel Feindseligkeit hinter der Maske des Wohlwollens hervor. Er ist maßlos in seinen Emotionen, dann leidet er wieder an seiner Maßlosigkeit. Er ist voll Güte und Grausamkeit, bei ihm paaren sich Schöpfungswille und Zerstörungswut. Er ist arg widersprüchlich, voller Wärme und voller Kälte. Und er ist wählerisch: Er schaut auf das Opfer des Abel, auf das Opfer des Kain schaut er nicht (Genesis 4,4). Er liebt Israel und hasst Ägypten und schließlich ist auch wieder einmal Ägypten sein Sohn. Chauvi- und Weltbürgergesicht vermischen sich. Seine Doppel- und Mehrfach-Botschaften bzw. seine Doppelstrategie mit Peitsche und Zuckerbrot führen zu »Double-bind«-Situationen bzw. zu einer Doppel-Moral und oft in Ausweglosigkeit und Verzweiflung. Ganz problematisch wird dieser Gott für Menschen mit einem ambivalenten Lebenshintergrund (gut/strenge Eltern). Die Folgen verdienen offene Augen und aufmerksame Beachtung. Gott wird für den, der seinen widersprüchlichen Botschaften ungeschützt ausgesetzt ist, zum Verwirrer, Verunsicherer, Verrücktmacher und Bedroher. In der Begegnung mit seinen Bildern und Botschaften werden Evidenz und Konstanz von Sinngebungen Schritt für Schritt ausgelöscht. Im Detail zeigen sich immer wieder diese Folgen: Menschen legen sich Denkverbote auf, schalten ab, stellen sich blind und taub, schweigen, beten das Geheimnis der Ambivalenz an, erschlaffen, werden leidenschaftslos, apathisch und gleichgültig (denn alles ist ja gleich gültig!), flüchten sich in ein naives Vertrauen, leiden an diesem Gott wie Ijob oder Jona, werden depressiv und wirr, suchen Ersatzbefriedigungen und Ersatzsicherheiten für den Frieden, den Gott nicht gibt, und für die Sicherheit, die er selber dauernd untergräbt. Oder sie rationalisieren, phantasieren und interpretieren raffiniert und gekonnt, um Gott oder ihre Einstellung zu ihm zu rechtfertigen. Andere fliehen, kehren sich ab, gehen auf Distanz und schütten nicht zu selten »das Kind mit dem Bade« aus: Sie hängen mit den Gottesbildern Gott selber »an den Nagel«. Bei wieder anderen wie etwa bei Nietzsche breiten sich Hass gegen Gott und Kampf gegen ihn aus. Nicht selten werden auch Ersatzgötter kreiert, da niemand im religiösen Vakuum leben kann. Wir werden noch lange mit diesen eben beschriebenen Phänomenen leben müssen, da alternative Umgangsformen mit den bisherigen Gottesbildern weitgehend blockiert sind. Dazu kommt ein geschichtliches Moment: Die Menschen leben seit Jahrhunderten in dieser ambivalenten, aber als heilsnotwendig dargestellten Beziehung zu eben diesem Gott. Sie waren durch ihren ideologischen und

sozialen Kontext in den seltensten Fällen in der Lage, die Doppelgesichtigkeit Gottes in Frage zu stellen bzw. akzeptable Lösungen zu suchen. So musste es leider statt bei Wachstum oft bei Verwachsungen bleiben.

2.2 Autoritäres im Gottesbild und menschliche Reaktionen - Der »Patriarchen-Gott«

In der psychologischen Literatur wird autoritäres Verhalten als machtbezogenes Denken, Urteilen und Handeln charakterisiert. Wesentliche Merkmale dieses Einstellungssyndroms sind Herrschaft, ohne zu überzeugen, Bevormundung, Unbelehrbarkeit, Rigidität, überzogenes Selbstwertgefühl, Tendenz zu Vorurteilen, Festhalten an Konventionen, Grenzenlosigkeit, Einflussnahme mit Angst und Druck, Leistungs- und Erfolgsorientierung, tiefes Misstrauen, Abwehr jeglicher Kontrolle und freier Meinungsbildung.

Autoritäres Verhalten steht im Gegensatz zu echter Autorität, die sich als Überlegenheit an persönlicher Reife, Wissen und Erfahrung darstellt und durch qualifizierte Konkurrenz bzw. eine gesunde Selbsteinschätzung kontrolliert wird.

Die Folgen des autoritären Verhaltens bewegen sich zwischen autoritärer Nachahmung und infantiler Unmündigkeit.

Unter dem Sammelbegriff »Der autoritäre Gott« verstehe ich eine Reihe von Gottesattributen, die das Leben der Menschen massiv beeinflussen, in Pflicht nehmen, einschränken bzw. oft auch brutal missbrauchen. Würden Menschen so miteinander umgehen, wie es immer wieder Gott mit den Menschen treibt, so würde dies heute vielfachen Protest und Widerspruch hervorrufen und hohe Wellen der Empörung schlagen.

Meine Erhebung hat ergeben, dass in vielen Menschen ein Gott lebt, der Angst macht, der streng und eifersüchtig ist, der mit Krankheiten straft, der strenge Rechenschaft fordert und mit hartem Urteil bestraft. Es ist der Gott mit den »Vampirzähnen«, das Wesen, »das keinen Bahnhof kennt«, der Dieb, »der die Erde stiehlt«, der Störenfried, der Widerspruch des Lebens, der Patriarch, der Despot, der gewalttätige Jahwe⁵. Es ist der Gott, der den Menschen klein macht und entmündigt, der menschliches Lebensgefühl, Sehnsüchte und Souveränität in Frage stellt, der den Menschen Entwicklungs- und Entscheidungsmöglichkeiten nimmt und gewissermaßen wieder alles an sich zieht.

Dies alles kommt nicht von ungefähr, denn der biblische Hintergrund ist angefüllt von den Gewalttaten bzw. von den Gewalttätigkeiten des Herrn. Ich kann hier nur auf die einschlägige Literatur verweisen sowie auf meine späteren Beiträge zu diesem Thema. Hier zitiere ich nur die Charakterisierung dieses Gottes durch die Psychotherapeutin A. Miller. Sie schreibt:

»Der Gott-Vater ist ein leicht kränkbarer, ehrgeiziger, im Grunde unsicherer Mensch, der daher Gehorsam und Konformität in der Meinungsäußerung verlangt, der keine Götzen neben sich erträgt, und, da „Götzen“ für den jüdischen Gott auch die künstlerischen Werke waren, also auch keine Kreativität duldet, der Meinungen vorschreibt und Sanktionen gegen Abtrünnige auferlegt, der die Schuldigen mit allen Mitteln verfolgt, der den Söhnen nur erlaubt, nach seinen Prinzipien zu leben und nach seinen Vorstellungen glücklich zu werden.«⁷

Das autoritäre Verhalten Gottes hat ähnlich gravierende Folgen wie seine Widersprüchlichkeit. Gott hat genügend irdische Vertreter und Instanzen inspiriert, im Sinn autoritärer Nachahmung seine Verhaltensweisen zu übernehmen. Die Brutalität gegen Andersdenkende spricht Bände. Und konträr dazu übernahmen die meisten Menschen Gott gegenüber das Verhalten von Sklaven. Sie lebten in Angst und Pflichtbewusstsein diesem Gott gegenüber, in Scham- und Schuldgefühlen, in Furcht vor Strafe, Fegefeuer und Hölle. Sie mussten immer wieder ihre ganze List aufbieten, um einerseits doch Gott nahe zu sein und andererseits den Auswirkungen seines autoritären Verhaltens zu entgehen. Andere flüchteten vor diesem Gott, lebten in permanenter Aggressivität, landeten in Spott und Zynismus bzw. suchten sich vermeintlich bessere Ersatzpartner. Aber nicht nur die Menschen reagierten unterschiedlich auf die Gestalt des autoritären Gottes. Auch innerhalb der Gottesbilder wurde ein Gegenstück zum Patriarchen-Gott entwickelt: der ohnmächtige Gott, der Schwächling.

Friedrich Nietzsche hat am schärfsten gegen dieses Gottesbild gewettert: Gott erscheint als weich, müde, alt, mürbe, welk, schwach, krank, armselig wie eine alte Großmutter, erbarmungs- und mitleidswürdig, Sündenbock und Opferlamm, Diener, Hanswurst und »Machalles«. Er ist eben der »alte, liebe Gott«. Gerade im Jesusbild können wir diese Teile entdecken. Jesus wird dargestellt als geduldig wie ein Lamm und stumm wie ein Schaf, das man zur

Schlachtbank führt.

Aber auch dieses Gottesbild konnte den autoritären Gott nicht neutralisieren. Es vermehrte nur das »Gottes-Kuddelmuddel«. Auch das Phänomen des autoritären Gottes wird uns noch lange erhalten bleiben. Denn viele Menschen leben immer noch im Bannkreis autoritärer Strukturen und können wegen dieser Prägung das Bild und die Auswirkungen eines autoritären Gottes kaum in Frage stellen.

Die genaue Beschäftigung mit der Situation hat zu der Diagnose geführt: In der Seele vieler Menschen und in der kirchlichen Lehre lebt ein defektes Gottesbild, gefesselt an ein dogmatisches Lehrgebäude und vielfach auch an eine zwanghafte Religiosität. Gott ist leidend, Gott ist Patient, seine Gestalt trägt pathologische und pathogene Züge. Gott leidet schwer. Nicht nur aus meiner Arbeit, auch aus dem folgenden Text von Kurt Marti kann man dies erspüren:

*die passion des wortes »gott«:
das blutet aus allen Wunden
das ist vergewaltigt worden von herrschern und herrscherinnen
das ist verraten zertrampelt zerschossen gefoltert geköpft
gerädert gevierteilt gezehnteilt worden
die verlorenen glieder wurden ersetzt durch monströse prothesen
das ist sich selber und uns und allem entfremdet
ist schizo und psycho und neuro
das ist zerstoehen über und über
(nadeln mit denen fremde substanzen injiziert sind)
das agonisiert ohne ende
ist vielleicht schon tot oder noch nicht
oder das consilium der ärzte diskutiert noch zur zeit
und also wurde das wort GOTT zum letzten der wörter
zum ausgebeutetsten aller begriffe
zur geräumten metaphor zum proleten der sprache8*

Gott leidet - aber auch die Menschen leiden an und durch Gott. Wenn Gott das Höchste ist, das ein Mensch in sich aufrichten kann, und wenn die »Füllung« des Begriffes Gott defekt ist, dann muss der Mensch »gotteskrank« werden. Manche Menschen leiden schwerer an Gott als an konkreten Krankheiten. Erinnern wir uns nur an Piet C. Kuiper, an seine Seelenfinsternis und Höllenangst. Welches seelische Martyrium spricht aus den folgenden Zeilen:

*»Ich will nicht existieren,
ich will zurück in die Zeit, ehe ich existierte.
Warum ist mein Vater, nachdem er erst seine Frau
und dann sein Töchterchen durch Schwindsucht verloren hatte,
meiner Mutter begegnet?
Habe ich darum gebeten, geboren zu werden?
Schon als Kind habe ich oft in Verzweiflung geschrien:
„Ich wünschte, ich wäre nie geboren.“.«9*

In unserem religiösen System kommt zur Passion Gottes unumgänglich die Passion der menschlichen Seele an den schlimmen Gottesbildern hinzu. Diese pathologischen und pathogenen Tatbestände habe ich beim Namen genannt. Sobald man sieht, wie hoch die Krankheitskosten sind, könnte meiner Meinung nach der Weg zu einer echten »Gottestherapie« leichter und schneller beschritten werden. Der eindeutige und ethisch einwandfreie Gott Jesu ist dafür eine schon längst vorhandene ausgezeichnete Vorgabe.

3.

Die therapeutische Intervention:

Wege zur Heilung des Gottesbildes und des Menschen

Ich habe das Pathologische und Pathogene an unseren Gottesbildern benannt und die Verwüstungen aufgezeigt, die aus falschen Gottesbildern entstehen.

Der 3. Teil meines Buches befasst sich mit therapeutischen Interventionen, die dann angezeigt sind, wenn Menschen an und durch Gott leiden bzw. wenn Theologie zur Ideologie geworden

ist. Die konkrete Not mit Gott und theologische Aussagen über Gott werden jetzt ins Gespräch gebracht. Ziele gerade dieses Teiles sind die Rückgewinnung einer neuen Lebensqualität für den religiös angeschlagenen Menschen und die Sensibilisierung für ein qualifiziertes Reden über Gott. Ich kann nur wünschen und dazu beitragen, dass der religiöse Mensch durch alle Verfremdungen hindurch aus seinem Innern wieder die Stimme des wahren Gottes hört und dass Theologen aus dem Wirrwarr der Meinungen der Schrift wieder die echte Stimme Jesu erkennen. Darüber dann später!

In meiner therapeutischen und seelsorgerischen Arbeit greife ich zurück auf ein Wissen, das sich im aufmerksamen Umgang mit der menschlichen Seele, mit ihren Tag- und Nachtseiten, und bei der kritischen Sichtung der biblischen und theologischen Dokumente herausgebildet hat. Noch gibt es dazu wenig Literatur. Empfehlend verweise ich auf Helmut Jaschkes »Dunkle Gottesbilder«, ein Buch, das mit einer Reihe von Wegen »aus dem Bann des strafenden Vater-Gottes« aufwartet.

Auf den folgenden Seiten schildere ich Beispiele aus meiner konkreten Arbeit mit einzelnen und mit Gruppen bzw. als Verfasser und Vermittler therapeutischer Literatur. Dann beschreibe ich konträre Erfahrungen: Widerstand und Befremden sowie Befreiung und Wachstum. Und schließlich äußere ich mich zu meinen Visionen, Hoffnungen und Erwartungen.

3.1 Therapeutische Vorgänge

Die hier vorgestellten Wege bin ich teils selber und teils mit Menschen gegangen, die gegen einen ambivalenten und autoritären Gott und dessen Verwüstungen in der Seele therapeutische und seelsorgerliche Begleitung suchten und eine wirklich eigene religiöse Existenz begründen wollten.

Einzeltherapie

In der kurzen Zeit, in der ich als Familientherapeut arbeite, wurde mir bereits bei einer Reihe von Klienten das Ausmaß religiöser Schädigung bewusst. Durch irrealer Glaubensinhalte wurden religiöse Menschen zutiefst verwirrt und in ihrer logischen Integrität verletzt. Durch autoritäre Vermittlung und Sanktionsandrohungen wurde die eigene Souveränität oft schwer beschädigt und durch Schuldeinimpfungen gefügig gemacht. Meistens standen die religiösen Schädigungen im Zusammenhang mit einer Gesamtschädigung des Menschen, wobei Ursache und Wirkung nicht immer einfach zu unterscheiden waren.

Bevor ich drei konkrete therapeutische Begegnungen beschreibe, mache ich ein paar grundsätzliche Ausführungen zu meinem therapeutischen Weg. Sehr hilfreich war mir dafür ein Buch von J.K. Stettbacher »Wenn Leiden einen Sinn haben soll Die heilende Begegnung mit der eigenen Geschichte«. Mein Weg beginnt mit dem behutsamen Herangehen an die seelische Not meiner Klienten, dann suche ich zusammen mit ihnen nach ihren positiven Kräften, Bildern, Stimmen und Erinnerungen und schließlich versuche ich mit einer Reihe von erprobten Methoden Bewegung in die Situation zu bringen.

Das behutsame Aufdecken der inneren Not

Der therapeutische Prozess beginnt gewöhnlich so, dass der Klient offen, unzensiert, ohne Zurückweisung sagt, was er an sich wahrnimmt, was ihn beschäftigt, was ihm durch den Kopf geht, was er auf dem Herzen hat, was er körperlich spürt, was ihm im Magen liegt, was ihm weh tut. Der Klient drückt sein Befinden, seine Empfindungen, seine »Auffälligkeiten« aus. Dies kann ein Schmerz sein, ein Unwohlsein, eine Unklarheit, eine Verwirrung, ein Angstgefühl, eine innere Stimme, ein Traumbild, ein Beziehungsproblem oder ein noch gänzlich unbestimmtes Gefühl, das in der Luft liegt oder am Körper feststellbar ist. Im Verlauf dieser Arbeit wird immer wieder auch sehr viel Unbewusstheit aufgehoben. Wir merken nämlich oft lange Zeit nicht, was in uns wirksam ist.

Dann geht es weiter mit der Erforschung von Empfindungen und Gefühlen, die aus diesen »Auffälligkeiten« entstehen, etwa nach Verzweiflung, Niedergeschlagenheit, Tagträumereien, Wut usw. Der Klient beschreibt, was ihm seine Wahrnehmungen ausmachen, was sie bewirken, verursachen und hinterlassen.

Dann berichtet er nach Möglichkeit, wann, wie, wo, wodurch oder bei wem diese Wirkungen ausgelöst werden, welche Fakten, welche Worte, welche Vorkommnisse reizen, was das Problem aufrechterhält oder verstärkt, welche Menschen als Auslöser in Frage kommen usw. In einem weiteren Schritt werden die Gegenwartsspuren in die Vergangenheit zurückverfolgt. Die Wahrheit über das bisherige Leben wird gesucht. Erinnerungen werden wachgerufen. Erstverursacher der Not werden identifiziert.

So entsteht ein erstes Bild der physischen, psychischen, geistigen und sozialen Struktur des Klienten, das in einem Bild, einer Collage, einer Skulptur oder einem Rollenspiel sichtbaren, hörbaren, fassbaren Ausdruck finden kann.

Das Suchen nach positiven Anker

Auf ähnliche Weise erhebe ich dann die »Tagseiten« der Seele, Talente, kreative Kräfte, Energien, Ressourcen, Erinnerungen sowie deren Auswirkungen und Verursacher. Ich suche nach Menschen und Situationen, die hier und jetzt immer wieder das Positive flankieren. Besonders wichtige Anker sind das Vertrauen zum Therapeuten, zu wichtigen Bezugspersonen und zum Ganzen des Lebens. So kann oft auch das Vertrauen zu sich selbst neu entdeckt bzw. zurückgewonnen werden. Die gefundenen Anker können ebenfalls in einer Skulptur sichtbar, hörbar und spürbar gemacht werden.

Dialog und Auseinandersetzung - Veränderungsarbeit

Wenn die Voraussetzungen erarbeitet sind, kann eine vielgestaltige Auseinandersetzung mit der Vergangenheit (etwa als Wort-, Schreib-, Mal- oder Handlungsdialog) beginnen. Dieser Dialog kann sich auf die Verursacher der Not beziehen, aber auch auf die Helfer und Freunde, auf äußere Instanzen und auf innere Teile: das innere Kind, den inneren Erwachsenen, den eigenen Schuldteil. Die Veränderungsarbeit versucht dann, neue Wege zu erschließen bzw. ein Schutzsystem aufzubauen, um dem Alten nicht mehr zu hilflos ausgeliefert zu sein. An den folgenden Beispielen wird die Auseinandersetzung, werden Bausteine des Veränderungsprozesses deutlich. Schließlich und endlich kann die erreichte Veränderung, kann die Neuorientierung, können die neuen Bilder und Sätze auf kreative Weise (z.B. in einem Mosaik, in Symbolen usw.) festgehalten werden.

Die Begegnung mit Beate

»Das ist die Strafe, weil du so gottlos warst.«

Nach dem plötzlichen Tod ihres Ehemannes fällt Beate in eine tiefe Depression. Sie fühlt sich kraftlos, allein, verlassen und verzweifelt. Ihre Gedanken kreisen um das Thema: »Warum wird mir alles genommen, was mir lieb und teuer ist?« Weiterleben will sie nur noch wegen ihrer beiden Kinder.

Ein halbes Jahr später sucht sie bei mir Hilfe. Innerhalb einer intensiven Trauerarbeit berichtet die Klientin auch über eine innere Stimme, die ihr nach dem Ableben ihres Mannes immer wieder sagte: »Das ist die Strafe, weil du so gottlos warst.« Ein altes Gottesbild und die dazugehörigen Schuld- und Verdammungsgefühle tauchten plötzlich aus der Versenkung auf.

Dieser Gott stand jetzt gegen sie. Und seine Stimme sprach weiter: »Jetzt brauchst du Halt aus dem Glauben und hast keinen.«

Es gab aber auch ein Teil in ihr, das sich gegen diese Stimme wehrte. Unbewusst verstärkte ich dieses Teil, weil ich als Theologin nicht Richter spielte, weil ich sie, wie sie sagte, »nicht verdonnerte«, und weil sie nach und nach auch aufgrund meiner Einstellung wieder spüren konnte, dass sie mit ihrer Kritik an einseitigen Gottesbildern gar nicht so einsam dastand. So wurde der »Richter-Gott« gedanklich sehr schnell überwunden. Aber die Angst blieb, dass dieses Bild beim nächsten Schlag, im Alter oder auf dem Sterbebett wiederkehren könnte, wenn es jetzt keine tiefere Auseinandersetzung gäbe, wenn jetzt kein besseres Gottesbild aufgebaut würde. »Ich will den Richter nicht am Bettfuß haben«, formulierte Beate als eines ihrer Therapieziele.

»Alles Leid ist Kinderleid«, sagt der Familientherapeut Rolf Grigat. So ist es auch mit dem Leiden an Gott. In einem Gespräch ging ich mit Beate den Weg zurück in ihre Kindheit, um zu sehen, welcher Gott damals in ihrem Inneren aufgerichtet worden war. Die Klientin sah ihre Großmutter vor sich, die ihr schon im Alter von drei bis vier Jahren bei jedem Gewitterdonner die gängige Vulgärtheologie einimpfte: »Der Himmelvater schimpft.« Und sie hörte die Worte der Großmutter, die sie immer sprach, wenn jemand etwas Schlimmes getan hatte: »Das rächt sich. Der kriegt auch noch seine gerechte Strafe«. Oder wenn einem »bösen« Menschen etwas zustieß, wusste sie es ganz genau: »Das war die Strafe Gottes!«

Dann erscheint vor dem Bewusstsein von Beate eine Szene, die es in ihrer Kindheit immer wieder gab. Sie kniet auf Holzscheiten und hört über sich Stimmen, die wie Schläge auf sie herabfallen: »Du bist schuld«. Auf Holzscheiten knien war in der Kindheit Beates eine gängige Strafe für »Unartigkeiten«.

Und weiter ersteht vor den Augen meiner Klientin der Pfarrer ihrer Kindheit, der es so drastisch/

dramatisch darstellen konnte, wie die Menschen beim Jüngsten Gericht antreten und Rechenschaft ablegen müssen, wie Menschen von Gott in eine Hölle gestoßen werden, die schlimmer ist wie das Fegfeuer, wo Heulen und Zähneknirschen herrscht. Der Pfarrer kannte nur einen Gott, bei dem man »in Ungnade« ist, »wenn man stirbt und nicht gebeichtet hat«. Und sie sah das »Auge Gottes« vor sich, das Auge eines Gottes, »dem man sich nicht entziehen kann«, »der alles registriert«. Und sie spürte wieder das Angstgefühl ihrer Kindheit:

»Wenn ich etwas anstelle: Entweder bestrafen es die Eltern oder es kommt von oben irgendeine Strafe in Form einer Krankheit oder eines schweren Lebens.«

Dann kam die Erinnerung an das Beichten im Internat, an das krankhafte Suchen nach Fehlern die ganze Schulzeit hindurch, an das schlechte Gewissen, das sich einstellte, wenn sie nach der Aufhebung des Beichtzwanges ab der 11. Klasse dem Beichtstuhl fernblieb. Und schließlich zeigte mir Beate ihre Wut und Verbitterung, weil sie bei einer Osterbeichte »saudumm« angeredet und in Bezug auf das sechste Gebot »zur Schnecke gemacht« wurde.

In der 12. Klasse machte Beate »Schluss mit dem ganzen Krampf«. Es wurmte sie, wie sie jahrelang gegängelt wurde, wie sie »unterm Glas« leben musste, wie sie sich mit ständigen Angst- und Schuldgefühlen herumschlug. Nach und nach wurde ihr bewusst, wie durch Religion ihre Vitalität und Lebensqualität beeinträchtigt worden war. Sie fühlte sich »richtig verarscht«. Damals warf sie vier oder fünf Steine in die Isar und befreite sich so symbolisch von allem, was sie vom Leben abgeschnitten hatte: vom Richter- und Rächergott und von ihren Angst- und Schuldgefühlen. In jener Zeit verbrannte sie mit einigen Mitschülerinnen auch ihr Gebetbuch, allem voran den Beichtteil, den man vorher herausgerissen hatte.

Aber es war nur eine vorläufige Befreiung, ein erster Anfang. Eine glückliche Partnerwahl ließ das Gottes-Thema in den Hintergrund treten. Die Auseinandersetzung mit Gott blieb auf halbem Wege stecken. Das Gottes-Vakuum wurde mit einem guten Menschen ausgefüllt. Ich konnte mit Beate aber auch einige gute Erinnerungen ausgraben und Punkte finden, wo sie zutiefst religiös blieb. Beate erinnerte sich an das überraschend unkonventionelle Beichtgespräch mit einem jungen Seelsorger vor ihrer Hochzeit, sie erzählte von ihrer Mithilfe in der kirchlichen Jugendarbeit, die ein Kaplan erstaunlich gekonnt gestaltete, und sie erwähnte ihr jahrelanges Mitwirken im Kirchenchor. Zutiefst religiös blieb sie in ihrer Beziehung zur Schöpfung und in ihrer Option für Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe.

Mit diesen Informationen begleite ich Beate in eine Auseinandersetzung mit der Gottesfrage, die in unregelmäßigen Abständen immer wieder thematisiert wurde. Es gab ja auch noch andere Probleme, die zu bearbeiten waren.

In einem Schreibgespräch in einer späteren Phase macht sich Beate Gedanken über den Gott des Zornes, der Rache und der Strafe, der ihr auch anlässlich des Todes ihres Mannes wieder begegnet war: »Das ist die Strafe, weil du so gottlos warst.« Sie stellt an den zornigen Gott drei Fragen: Bist du so, wie man sagt? Oder tust du nur so? Oder bist du ganz anders? Ist dieser Zorn dir aufgeschwätzt worden?

In einem Schrifttext über den Fluch des Ungehorsams (Deuteronomium 28,15-68) steht Beate einem Gott gegenüber, der ihr in dieser extremen Gestalt bisher unbekannt war und der gerade deswegen eine gewaltige therapeutische Wirkung hatte. »Noch ein paar so Texte«, sagte sie, »und ich bin ganz geheilt.«

Beate stellt an den Gott dieses Textes die Frage: Bist du wirklich so? Und sie schreibt auf ihr Blatt: »Wenn du wirklich so bist, dann ist es schrecklich, in deine Hände zu fallen, dann ist Vorsicht geboten, dann muss ich mich absichern.« Und mit Blick auf den Tod ihres Mannes meint sie: »Da bin ich ja noch gut davongekommen. Da habe ich noch Glück gehabt, denn ich habe mich ganz schön abgeseilt vom Glauben, weil alles wie am Schnürchen lief. Es hätte alles viel schlimmer kommen können.«

Dann stellt Beate angesichts göttlicher Strafandrohungen und des darauf folgenden Erbarmens, wie es in vielen Jesaja-Texten zum Ausdruck kommt, die weitere Frage: Oder tust du nur so? Ist dein Zorn ein zweckorientierter, ein »pädagogischer« Zorn? Sie schreibt: »Ein schlimmes Spiel: Mit Androhungen gefügig machen, zum Gehorsam zwingen, erst verstoßen dann in den Arm nehmen, erst verfluchen, dann erlösen. Wer nicht verflucht wird, braucht auch nicht erlöst werden. Ein bewährtes Mittel: Wenn ich genügend Furcht einflöße, kann ich Ungehorsam fast ausschließen, ich erreiche mein Ziel (Grundsatz eines autoritären Pädagogen). Gefügte, ängstliche Menschen sind leichter lenkbar.«

Und zuletzt fragt Beate: Oder bist du ganz anders? Sie ist sich inzwischen ganz klar geworden, dass der wirkliche Gott kein Gott des Zornes ist. So schreibt sie: »Es ist eine Unverschämtheit,

Gott solche Worte in den Mund zu legen. Ich habe eine solche Wut über meine eigene Dummheit, dass ich darauf hereingefallen bin. Wie konnte ich das nur solange glauben? Weil ich mich zu wenig mit der Bibel auseinandergesetzt habe? Was waren das für Menschen, die einen Gott darstellten, der so hart verurteilt und auf so vielfältige Art und Weise verflucht?« Beate ist inzwischen in der Lage, zu diesem Thema eigenständig und angstfrei weiterzuarbeiten. Ich unterstützte sie weiterhin mit Buchempfehlungen, mit meinen Meditationen und selbstverfassten Gebeten.

Die Begegnung mit Paul

»Bekenne oder brenne!« In der Hölle der Angst

Die Geschichte von Paul ist in den wesentlichen Punkten schnell erzählt. Paul sucht mich auf, weil er Angst hat: Angst vor dem Sterben, Angst um die Zukunft der Kinder, Angst, jetzt Gott zu verlieren. Er wirkt niedergeschlagen, fühlt sich als Versager, denkt an eine Störung im Gehirn. Die schweren Angstzustände werden mit Hilfe von Psychopharmaka unterdrückt.

Pauls Angst führt sehr schnell in die Vergangenheit. Er kommt aus einem ernst-frommen Elternhaus, er weiß noch um die Bombennächte gegen Ende des 2. Weltkrieges und um die Angst vor den Russen, die nach Kriegsende umging. Paul erinnert sich an seine Erziehung in einem kirchlichen Internat weit weg von seiner Heimat. Er erzählt, dass er nachts oft vor Heimweh weinte. Nach außen hin habe er sich aber tapfer gegeben.

Dann taucht in seiner Erinnerung ein brennender Kessel auf, ein Bild für die Hölle, in die alle kommen, die sich im 6. Gebot verfehlen. Ein Slogan einer religiösen Massenzeitschrift, die im Internat angeboten wurde, war bei Paul auf einen empfänglichen Boden gefallen. Es lautete: »Bekenne oder brenne!«, d.h. bekenne dich zu den Geboten Gottes oder brenne ewig in der Hölle. Paul sagt dazu wörtlich: »Ich sah mich brennen.« Einen seiner religiösen Erzieher, der immer wieder die Sünden gegen das 6. Gebot ansprach, nennt Paul heute noch einen »Henker« . Es laufe ihm jedes mal »eiskalt über den Rücken«, wenn er an jene Zeit denke.

Für mich ist ein erstes Bild entstanden. Ich zeige es Paul. Ich bitte ihn, sich auf den Boden zu setzen. Ich stelle eine Anzahl von Stühlen ganz nahe um ihn herum. Die Stühle repräsentieren wichtige Personen und Fakten seiner Vergangenheit. Alle Stühle erhalten eine Stimme. Und dann dröhnt es auf Paul ein. Am lautesten gebärdet sich die Stimme der Zeitschrift: »Bekenne oder brenne!« Paul hört sich das Theater an und lacht ...

Nachdem ich die Nachtseiten meines Klienten erfahren hatte, ging ich mit ihm auf die Suche nach seinen Tagseiten, nach seinen Stärken, Ressourcen und guten Erinnerungen, um sie als Anker im therapeutischen Prozess einzusetzen. Zunächst begann Paul zu weinen. Dann zeigten sich logisches Denken, ethisches Empfinden und Treue als starke Teile. Hilfreich waren auch seine Erinnerungen, dass bereits sein Bruder, sein Vater und sein hochgeschätzter geistlicher Onkel sich kritisch bzw. ablehnend zu gewissen Inhalten und Formen der religiösen Erziehung geäußert hatten. Als wichtige Ressourcen in sich hatte Paul zudem seine mütterlichen, beschützenden und fürsorglichen Seiten kennengelernt. Weil das Leben für ihn so hart war, will er nicht hart sein; er will lieber Frau oder Mutter sein.

Ich habe dann damit begonnen, Pauls Angst durchzuarbeiten. Es fanden Dialoge mit den Eltern, mit dem geistlichen Erzieher, mit dem Gottesbild statt. So kam immer mehr Bewegung in das alte System.

Ein Element meiner Intervention möchte ich im folgenden genauer beschreiben. Es handelt sich um meine Arbeit mit einem biblischen Text, der meines Erachtens Ähnlichkeiten mit der Situation Pauls aufwies.

Ich besprach zunächst mit Paul den kanaänischen Mythos vom Jakobs Kampf am Jabbok (Genesis 32,23-33). Auf dem Weg zu seinem Bruder Esau wird Jakob am Fluss Jabbok von einem Mann angefallen; das gespenstige Wesen versperrt ihm den Weg, den Fluss zu überschreiten. Jakob ist in Gefahr, zu erliegen, niedergerungen zu werden. Der Mann ist einerseits gewalttätig. Er verletzt Jakob schwer an seiner Hüfte. Andererseits ist er aber auch ambivalent: Er kann Untergang und Segen bringen. Der tapfere Jakob wird gesegnet und bekommt einen neuen Namen. Er ist dankbar, dass er noch lebt.

Von Tiefenpsychologen wird Genesis 32,23-33 gewöhnlich als Illustrationstext der innerseelischen Entwicklung und Ausreifung der Person benützt. Sehr Kluges wird dazu vorgetragen.

Die religionsgeschichtliche Bedeutung wird dabei übersehen. In der Tradition Israels wird in diesem gespenstischen Mann am Jabbok Gott selbst erkannt oder zumindest ein himmlisches Wesen. So ist über diesen Text eine weitere gewalttätige und ambivalente Note in das Gottesbild

Israels eingeflossen. Gewalttätigkeit, Furchtbarkeit und Begnadung werden zu einer Einheit. F.J. Stendebach schreibt über die altisraelitischen Traditionen: »In ihnen sind vorjahwistische Überlieferungen eines Dämonenglaubens vom Jahweglauben aufgenommen. Dieser Prozess hängt mit der ... Tendenz zusammen, Jahwe als einzige Ursache allen Geschehens zu betrachten und daher Funktionen, die Dämonen zugeschrieben wurden, auf Jahwe zu übertragen.«⁵ Es war für Paul nicht allzu schwer, in der Geschichte des Jakobkampfes seine eigene Geschichte mit »Gott« zu erkennen. Auch ihn hat höchstamtlich vermittelt ein gespenstischer Gott angefallen. Paul sollte den Grenzfluss in sein Erwachsenenleben nicht überschreiten. »Du gehörst mir, mir ganz allein«, sagt dieser Gott, »dein Leben gehört mir, deine Sexualität gehört mir. Opfere mir alles, bekenne dich zu mir oder brenne!«

Ebenso ambivalent wie bei Jakob ist auch Pauls bisheriger Kampf mit Gott ausgegangen. Er ist vor Teilen dieses Gottes geflohen, während er andere Teile weiterverehrte. Er ist dankbar, dass er noch lebt, aber was ist das für ein Leben mit Ambivalenz und Angst als seelische Behinderung! Ich habe Paul den Vorschlag gemacht, mit diesem Gott weiterzukämpfen. Paul hat sich für den Kampf entschieden. Ich habe mit Paul gekämpft. Ich bin in die Rolle des Gottesdämonen geschlüpft. Ich habe Paul am Boden festgehalten, mit all meiner Kraft. Und ich habe ihm die Sätze ins Gesicht geschrien: »Du gehörst mir! Dein Leben gehört mir! Deine Sexualität gehört mir! Bekenne oder brenne! Wenn du bekennst, segne ich dich!«

Es wurde ein harter Kampf. Am Schluss konnte Paul mich abschütteln mich in der Rolle des Gottesdämonen. Wir waren beide erschöpft.

Dann verglichen wir dieses Gottesgespenst mit dem Gott Jesu. Dieser ist kein mysteriöser Fremder, sondern ein naher Vertrauter. Er fällt keinen Menschen an, er verwundet nicht; er bietet sich vielmehr an und heilt. Jesu Gott ist nicht irrational, er ist kein Gott der Vernichtung, sondern des Lebens.

Paul sah, dass auch unsere Gottesvorstellungen logischen und ethischen Kategorien unterworfen sind und sich an diesen messen lassen müssen. Ich denke, er hat mit diesem »Gotteskampf« eine unvergessliche und ihn immer wieder provozierende Erfahrung gemacht.

Die Begegnung mit Franziska

»Dieses Erziehungssystem ist nicht von den Eltern - es ist von der Kirche«

Franziska wird mit der Diagnose »schizoaffektive Psychose« an mich überwiesen. Ihre anfängliche Skepsis mir gegenüber weicht schnell einem hilfeschreitenden Blick. Sie sagt: »Alle halbe Jahre erwischt es mich«. Dann fühlt sie sich fertig, antriebslos, alleingelassen. Dann kann sie nicht schlafen. Ihr »ich kann nicht mehr« ergänzt sie mit »ich brauche auch niemand«. In ihrem Umfeld gilt sie als »die Spinnerte«, die »ewig Kranke«, die sich nur »zusammenreißen« soll. Vor acht Jahren hat sie ihren Sohn durch einen Verkehrsunfall verloren.

Noch heute ist sie oft vor Trauer starr. Fast jeden Tag geht sie an das Grab. Franziska wird von einem verständigen Facharzt sehr gut auch medikamentös betreut, »damit sie sich nicht so reinsteigere«, wie sie sagt.

Im Rahmen meiner Arbeit mit Franziska kommt auch ihre religiöse Not zutage. Religion ist eigentlich ihr Thema Nr. 1, es wurde aber im Verlauf ihrer verschiedenen Therapien nie richtig angesprochen. Dabei kann man in ihrem Fall wirklich von der psychischen Not des religiös Kranken sprechen und wahrscheinlich weniger von der religiösen Not des psychisch Kranken. Franziska schildert zunächst die Kirche als wichtigen Halt, aber dann auch als ungeheure Belastung: »Man hängt und hadert und zweifelt und bleibt doch hängen.« Sie lehnt einerseits Druck und Zwang aufgrund der Erfahrungen aus ihrer eigenen religiösen Sozialisation ab, andererseits aber setzt sie ihren Mann unter starken Druck, mehr am kirchlichen Leben teilzunehmen. Sie fühlt sich aufgrund ihres Eheversprechens für ihn verantwortlich. Franziska hasst einerseits starke religiöse Verpflichtungen, sie weiß aber auch, und nimmt sich selber dabei an die Zügel, dass man auch etwas »für die Seligkeit tun« und sich den »Himmel verdienen« muss. Die Klientin erzählt, sie sei in ihrer Kindheit ein »widerspenstiger Geist« gewesen. Deshalb, aber auch, damit sie nach dem Willen der Eltern einen klösterlichen Beruf ergreife, sei sie in ein kirchliches Internat gesteckt worden. Weil eine Tante dort Nonne war, habe sie eine »Sonderbehandlung« bekommen. So musste sie anders als die übrigen Mädchen jeden Tag zur Messe gehen. Freudig erzählt sie von ihren Internatsstreichen: die Rache des kleinen Mädchens!

In ihrem Elternhaus bestimmte die Religion das alltägliche Leben. Beide Elternteile haben Angehörige in kirchlichen Berufen. Franziska erinnert sich, wie der Vater »streng lebte«, wie

er »den Glauben durchdrückte«, wie »er weinte, wenn die Kinder nicht richtig beteten«, wie »er alles erbeten wollte«, dass er in seinen letzten Lebensjahren »nur noch gebetet habe«. Sie erzählt besonders bewegt, wie der Vater nach dem Unfalltod seines Enkels »von Pfarrer zu Pfarrer rannte«, weil er diesen Tod als Strafe dafür ansah, dass sein jüngster Sohn »eine Geschiedene« geheiratet hatte.

Die Mutter schildert Franziska als hart. Sie sei, was den Kirchengang betraf, »sehr streng gewesen«. Wenn sie etwas durchsetzen wollte, habe sie geschrien: »Ihr bringt mich noch ins Grab. Ich krieg einen Herzinfarkt.« Sie hatte eine schreckliche »Angst vor der Hölle«. Dann sei alles gelaufen, meinte sie. Ebenso hatte sie Angst vor religiöser Blamage. Sie wollte im religiös-kirchlichen Bereich gut dastehen. Die Heirat ihres Sohnes mit einer geschiedenen Frau war für sie schlimmer als der Tod ihres Enkels. Dieser sei ja jetzt ein »Schutzengel«.

Franziska hat bei aller Not auch viel Verständnis für die Lage ihrer Eltern. »Dieses Erziehungssystem«, sagt sie, »ist nicht von den Eltern, es ist von der Kirche.«

Ein erstes Bild von der religiös bedingten Not dieser Frau ist in mir entstanden. Trotzdem hängt sie an ihrer Religion. Ja sie ist sogar stolz, dass sie nicht wie andere »religiös in den Kinderschuhen steckengeblieben sei«. Was band sie so an ihren Glauben?

Ich habe zur Erhebung ihres Ressourcenteils Franziska mindestens zwanzigmal in einer Sitzung gefragt: »Was ist schön an der Religion?« Sie blieb mir lange eine klare Antwort schuldig

bzw. wich immer wieder auf Lehrsätze oder Allgemeinplätze aus: »Gott hat sich an

Weihnachten an uns verschenkt.« Was das aber für sie bedeute, darüber konnte sie nichts sagen.

Im Mittelpunkt ihres Lebens stand nicht der Geschenkcharakter, sondern der Verpflichtungscharakter einer konkreten Religion.

Infolge meiner Hartnäckigkeit wurde ich aber dann doch noch fündig. Franziska schwärmte vom Pfarrer und vom Kaplan ihrer Jugendzeit, die ihr religiöses Zwangsgehäuse ein wenig geöffnet hatten; sie sei glücklich gewesen, eine kirchliche Jugendgruppe besuchen zu dürfen. Franziska verehrte Papst Johannes XXIII. und liebte den Sonnengesang des Franziskus. Es sei auch immer wieder gut, »sich in die Arme Gottes werfen und alle Sorgen abgeben zu können«. Es sei für sie auch schön, »Gott immer wieder den Tag zu weihen.«

Ich habe Franziska viel Anerkennung gegeben, dass sie es unter ihren Bedingungen geschafft habe, religiös durchzukommen und sich zu manchen Dingen, z.B. zu kirchlichen Moralvorstellungen, eine eigene Meinung zu bilden. Ich habe ihr viel Verständnis entgegengebracht, wenn sie mir erzählte, dass bei ihren psychotischen Schüben immer wieder, fast bis zum Durchdrehen, die Angst durchkomme, sie könnte etwa »unvorbereitet sterben« und »vor Gott nicht gerecht dastehen«. Die »Angst vor der Hölle« und ihre Sündenangst führten dann zu einem wahren »Beichtzwang«. Wer wird sich bei Franziska jemals für diese inneren Verwüstungen entschuldigen?

Um noch mehr Bewegung in ihr schizophrenes religiöses System zu bringen, setze ich Franziska zwischen zwei Stühle. Auf dem linken Stuhl von mir aus gesehen sitzt der Gott der Pflicht, der Gebote und der Angst, symbolisiert durch das »Auge Gottes« und ein Bild des Mose mit den Gesetzestafeln. Dieser Gott ließ sich in Franziskas Leben durch Vater, Mutter, Klostertante, Pfarreronkel, durch den Pfarrer der Kindheit und durch einen Volksmissionar vertreten. Vater und Mutter hatten in Franziskas Kindheit den Angst machenden, strenge Rechenschaft fordernden, verfluchenden Gott eingebracht. Ihre geistlichen Begleiter litten selbst unter dem Gott der Angst. Und der Volksmissionar hatte in seiner »Höllenspredigt« der kleinen Franziska und der ganzen (soweit neurotisierbaren) Gemeinde in pathetischem Predigerton zugerufen: »Dann kommt ihr in die Hölle, in das ewige Feuer.« Franziska kann heute diese Stimme wunderbar nachmachen. Sie lacht dazu etwas skeptisch und erinnert sich dann: »In der Kirche war es Nacht.«

Auf den rechten Stuhl von mir aus gesehen setze ich den Gott des Lebens, den Gott Jesu, symbolisiert durch ebenfalls zwei Bilder: Jesu Gastmahl mit den Sündern von Siger Köder und Jesu Begegnung mit der Samariterin aus einem mittelalterlichen Kodex. Der Gott Jesu zeigt sich in Franziskas Leben in Franz von Assisi, in Papst Johannes XXIII., im Pfarrer und im Kaplan der Jugendzeit und in der Jugendgruppe der Heimatgemeinde. »In Jesus verschenkt sich Gott in Liebe«, hatte Franziska einmal gesagt.

Ich spüre, dass Franziska im wahrsten Sinn des Wortes zwischen den Stühlen sitzt. Sie sieht es genauso. »Wohin soll ich mich wenden?«, fällt ihr ein. Ihr Auge ist aber dem Richter Gott zugewandt, ihr Körper ist diesem zugedreht. Dann schaut sie mich fragend an.

Ich setze mich auf die Seite des Richter Gottes, fasse Franziska an der Hand und ziehe sie zu

mir. »Ich bin der Herr, Dein Gott«, sage ich ihr, »Du sollst mich stets vor Augen haben.« Dann spricht Franziska mit dem Richter Gott: »Dich hat man mir gezeigt, den Gott, der mir Angst macht.« Und sie spricht mühsam über ihre Erinnerungen. Dann setze ich mich auf die Seite des Gottes Jesu. Franziska sagt, dieser Gott sei ihr weniger bekannt. Ich nehme ihre Hand und ziehe sie auf meine Seite. »Ich bin der Gott Jesu, der Gott der Liebe«, sage ich zu ihr. Franziska sagt zum Gott Jesu: »Dich hat man mir vorenthalten.« Und sie formuliert ihre Wünsche an diesen Gott. Ein Anfang ist gemacht. Franziska wird dieses Ritual nicht mehr vergessen. Sie sagt nachher: »Das Vertrauen ist noch nicht so stark wie die Angst«. Und weiter: »Ich brauche eine Hand, die mich zieht.« Sie meinte, zum Gott Jesu. Ich habe Franziska meine vier Bilder geschenkt.

Diese drei ausgewählten Begegnungen sind nur ein kleiner Ausschnitt aus einer Arbeit, die immer mehr an Bedeutung gewinnt. Manchmal tut mir das Herz weh, wenn ganz liebe Leute etwa erzählen, ihre Schuld sei so groß, dass ihnen ein Mühlstein um den Hals gehöre und sie in die Tiefe des Meeres versenkt werden müssten. Oder wenn eine Frau die Not ihrer Kindheit auf den Tisch legt, die darin bestand, dass ihr die Religionslehrerin allen Ernstes versicherte, sie halte sie wegen ihrer Unarten als »vom Teufel besessen«. Hilfe tut not!

Arbeit mit Gruppen

Im Rahmen einer praxisorientierten religiösen Gruppenarbeit lasse ich oft Texte sprechen, die unseren inneren Bildern von Gott zugrunde liegen. Ausgangspunkt ist gewöhnlich eine innere Not mit Gott. Gefragt wird, an welche biblischen Vorgaben, an welche religiöse Unterweisung diese Not erinnert. Eine Reihe von Grundnöten ist an ganz bestimmten Texten unseres religiösen Erbes festzumachen. Auf den folgenden Seiten behandle ich zentrale Texte unseres Glaubens, die ich mit Kursteilnehmern durchgearbeitet habe.

Zunächst möchte ich aber noch einige Worte zu meinem Vorgehen sagen. Ich versuche in einem ersten Schritt, die Geschichten, die Worte, die Bilder wie ein Haus aufmerksam zu betreten. Mit den Gruppenmitgliedern spüre ich der Frage nach, ob man hier wohnen, ob man sich hier wohlfühlen kann. Ich bekenne mich zu einem erfahrungsorientierten und existentiellen Ansatz, biblisches Fachsimpeln hat in diesem Rahmen wenig Platz. Mich interessiert, was die Leute sehen, hören, fühlen. Mich interessiert, was dasteht. Manipulationen, wie eine Geschichte zu verstehen sei, möchte ich ausschließen. Der Klartext ist wichtig.

In einem vorläufigen konkreten Bild (etwa in einer Skulptur) werden die Positionen einer Geschichte sichtbar gemacht, werden die klaren Botschaften herausgearbeitet, wird die Situation erfüllt. Nicht nur der Kopf, auch Herz und Bauch dürfen arbeiten. Der Mensch nimmt auch Gottesgeschichten ganzheitlich auf.

In einem weiteren Schritt bringe ich über verschiedene Methoden Dynamik ins Spiel. Die jeweilige Geschichte kann befragt werden (wie ein Psychosomatiker Symptome befragt), sie kann gespielt, mit dem Leben konfrontiert oder verfremdet werden. Wichtig ist es dabei, auf der Erfahrungsebene zu bleiben, die in der Kindheit und bei einfachen Menschen einzig und allein wichtig ist.

Am Ende jeder Arbeit mit religiösen Texten steht eine Entscheidung: Kann ich diesen Text annehmen oder muss ich ihn verabschieden? Entspricht er den Gesetzen der Logik und Ethik oder bedeutet er eine intellektuelle und moralische Vergewaltigung? Ist seine Wirkungsgeschichte einwandfrei? Entspricht er den Kriterien einer Symbolgeschichte oder wird er wegen seiner Ausweglosigkeiten schnell zu einer solchen gemacht? Manchmal habe ich als Ergebnis und Fortsetzung der Gruppenarbeit Geschichten auch neu geschrieben.

Bericht 1:

»Vom Baum in der Mitte nicht!« (Genesis 2,4b-9.15-17)

Hinführung zum Text:

Nach dem Abendessen gibt es einen »paradiesischen« Früchtebecher. An diesen Gaumengenuss schließt sich ein Gespräch über die biblischen Paradiesgeschichten an. Die Teilnehmer des Kurses erzählen, was sie über das Paradies wissen. Das paradiesische Verbot, vom Baum in der Mitte zu essen, versuche ich, möglichst exakt zu erheben. Dann lesen wir den oben angegebenen Text.

1. Die Erarbeitung des Textes

Wir nehmen wahr, was der Text sagt. Wir wollen den Inhalt darstellen. Dazu suche ich sechs

Personen, die in folgende Rollen schlüpfen: Gott, Adam, Eva, Baum, Gebot, Tod. Zusammen mit den Teilnehmern, die keine Rolle innehaben, erarbeite ich die Positionen, die Blickrichtung, das Verhalten und die Sätze der Rollenträger:

»Gott« wird zum Zeichen seiner Würde auf einen Stuhl gestellt, ihm gegenüber steht der »Baum«, drei bis vier Meter entfernt und ebenfalls auf einem Stuhl, links von »Gott«, stehen in geringer Entfernung »Adam« und »Eva«, und hinterbeiden finden »Gebot« und »Tod« Platz. Einige Kissen hinter dem »Baum in der Mitte« symbolisieren die übrigen »Bäume des Gartens«.

»Gott« sagt zu den Menschen: »Von allen Bäumen des Gartens dürft ihr essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse dürft ihr nicht essen; denn sobald ihr davon esst, werdet ihr sterben.« »Adam« und »Eva« wiederholen diesen Satz in der Wir-Form. Der »Baum« spricht: »Ich bin der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse; wer von mir isst, der wird sterben.« Das »Gebot« spricht den ersten Teil des Gottessatzes, der »Tod« den zweiten Teil. Um die Dramatik zu spüren, sprechen »Gott«, der »Baum«, das »Gebot« und der »Tod« mehrere Male zusammen ihren Satz auf »Adam« und »Eva« hin, und diese wiederholen dann ihren Satz. Diese Szene wird dann noch zweimal gespielt. Dadurch steht nun der biblische Text klar und eindeutig im Raum.

2. Der Dialog mit dem Text

Ich frage nun die Rollenträger nach ihrem Befinden und nach ihren Gefühlen.

»Gott« sagt: »Ich bin zufrieden. Wenn sich die Menschen an mein Gebot halten, läuft das Unternehmen Schöpfung.«

»Adam«: »Das Paradies ist gefährlich!« (und kratzt sich am Kopf). »Eva« sagt: »Das ist genau der Gott, den ich nicht mag!«

Der »Baum« sagt: »Ich bin etwas Besseres.« Und: »Es geht mir gut.« Das »Gebot« sagt: »Ich fühle, dass ich etwas ganz Wichtiges bin!« Und der »Tod« lässt verlauten: »Ich bin der Gerichtsvollzieher,

eine unangenehme Rolle.«

Nun schließt sich ein Gespräch zwischen den Menschen und »Gott« an. »Baum«, »Gebot« und »Tod« sitzen an der Seite Gottes. »Eva« beginnt das Gespräch geladen und vorwurfsvoll:

»Einen solchen Gott, wie du es bist, hasse ich!« »Gott« ist verwundert. »Adam« versachlicht das Gespräch und fragt nach dem Sinn dieses Gebotes. »Gott« wirkt etwas verlegen, sagt aber dann: »Ich bin Gott. Ich kann das.«

Das Gespräch geht in der Richtung weiter, dass die Menschen ihre Zweifel an der Güte und dem Wohlwollen Gottes äußern; sie fragen, ob Gott ihnen misstrauen, warum er sie in Versuchung führe usw. »Gott« bleibt seiner Rolle treu; was er geboten habe, habe er geboten; wer nicht hören wolle, müsse fühlen. Die Fronten bleiben hart. Das Gespräch wird beendet.

3. Die Beurteilung der Rolle Gottes innerhalb des Textes

»Gott« selber schwitzt am Ende des Gespräches. Er sagt, dass er sich blöd vorkomme, er habe eigentlich keine Argumente für seine Verfügung gefunden, er spüre, dass er mit der Angst gearbeitet habe.

Die Menschen kritisieren, Gott vertraue zuerst den Menschen die ganze Schöpfung an, dann nehme er ihnen wieder die Mitte. Kursteilnehmer werfen Gott vor, er zwingt oder verführe die Menschen gleichsam zur Sünde.

Als Resultat wird festgestellt: In dieser Geschichte fühlt sich niemand wohl, weder die Rollenträger noch die aktiven Zuhörer und Zuschauer. Menschen erfahren einen Gott, in und mit dem man schlecht leben kann.

4. Die Konsequenzen aus der Arbeit mit dem Text

Teilnehmer vergleichen das eucharistische Ess- und Trinkgebot des Christentums mit dem »paradiesischen« Essverbot.

In beiden Fällen geht es um den Willen Gottes, um das Leben mit Gott, um Lebensmittel und Lebensmittel. Im Genesistext stehen der Baum und seine Früchte im Mittelpunkt, in der eucharistischen Liturgie der Tisch und Brot und Wein. Doch neben den Gemeinsamkeiten sind die Unterschiede unverkennbar:

Genesisstext:

Ausschluss aus der Mitte
Verbot, zu essen
»Hände weg!«
»Nicht für euch!«
Frucht zum Tode
Sterben
Drohung
Gefahr, Gift
mageres Leben
Unzufriedenheit, Gier

Eucharistische Liturgie:

Einladung zur Mitte
Gebot, zu essen
»Nehmt und esst!«
»Für euch!«
Brot des Lebens
Leben
Verheißung
Rettung, Lebensmittel
Leben in Fülle
Zufriedenheit, Sättigung

Später erarbeite ich mit einer Kursteilnehmerin eine Alternative zum Genesisstext:

*Gott erschuf den Himmel:
mit Sonnensystemen unendlich an Zahl.*

*Gott erschuf die Erde:
mit Bergen und Tälern,
mit Quellen und Strömen,
mit Seen und Meeren.*

*Und er bedeckte die Erde:
mit Flechten und Moosen,
mit Gräsern und Blumen,
mit Sträuchern und Bäumen.*

*Samen und Früchte gab er
und Getier für Wasser, Luft und Erde.*

*Und alles blühte
und alles reifte
und alles mehrte sich
in diesem Garten
voll Duft und Farben,
voll Licht und Leben.*

*Und Gott überblickte Himmel und Erde
und freute sich.*

Er sah, dass es gut war.

*In die Mitte des Gartens
pflanzte Gott den Baum des Lebens,
den stattlichsten aller Bäume:
mit einem kräftigen Stamm,
mit tiefgründenden Wurzeln,
mit weitausladenden Ästen,
mit immergrünen Blättern,
mit köstlichen Früchten.*

*Garten und Baum
vertraute er dem Menschen an,
als Mann und Frau
von ihm gedacht und geschaffen:
mit Augen, um zu sehen,
mit Ohren, um zu hören,
mit Händen für Arbeit und Spiel,
mit Füßen zum Gehen und Stehen,
mit Sinnen zum Riechen und Schmecken,
mit Geist, um zu planen und zu entscheiden,
mit einem Herzen, um zu lieben.*

Und Gott blickte auf den Menschen,

auf den Mann und auf die Frau,
und freute sich.
Er sah, dass es gut war.
Und Gott sprach:
Dir, Mann, und Dir, Frau,
übergebe ich Garten und Baum.
In eure Obhut übergebe ich alles.
Ohne Einschränkung übergebe ich es.
An Nichts soll es euch mangeln.
Hunger und Verschwendung
seien euch fremd,
Armut und Habgier
seien euch fern.
Es gelinge euch das rechte Maß.
Nehmt von allem und esst!
Nehmt von allem und teilt!
Nehmt von allem und gebt weiter!
Und nochmals sprach Gott:
Der Baum in der Mitte,
der Baum des Lebens,
das bin ich für euch.
Nehmt davon und esst!
Nehmt davon und teilt!
Nehmt davon und gebt weiter!
So seid ihr lebendig,
so bleibt ihr lebendig.
Wer isst, wer teilt, wer weitergibt,
der lebt.
Wer nicht isst, wer nicht teilt, wer nicht weitergibt,
der lebt nicht.
Nehmt von diesem Baum.
Nehmt von eurem Gott.

Und der Mensch aß vom Baum des Lebens.
Der Mann gab der Frau -
und sie aß.
Und die Frau gab dem Mann -
und er aß.
Beide nahmen, aßen, teilten
und gaben weiter:
an Söhne und Töchter,
an Kinder und Kindeskinde.
Und alle waren glücklich und voll Leben.
Und Gott blickte auf den Menschen
und freute sich.
Er sah, dass sein Werk wohl gelungen war.

Bericht 2: Lieblingskinder und Wegwerfkinder (Genesis 4,1-5a)

1. Die Erarbeitung des Textes

Für diesen Text habe ich ein kurzes Rollenspiel ausgedacht. Ich habe drei Teilnehmer gebeten, eine Muttertagsszene zu spielen. Wir brauchen eine junge Mutter und zwei Kinder: eine siebenjährige Anna und eine fünfjährige Marion.

Anna und Marion haben als Muttertagsgeschenk einen schönen bunten Blumenstrauß auf ein Blatt Papier gemalt und stehen am Morgen des Muttertages vor der Schlafzimmertür der Eltern. Hier beginnt das Rollenspiel:

Anna stürzt der Mutter entgegen, beglückwünscht sie und reicht ihr das Kunstwerk. Die Mutter freut sich, gibt Anna einen Kuss, lobt sie über alle Maßen und sagt: »Ich werde einen

Rahmen kaufen und dieses wunderschöne Bild an die Wand hängen. Du wirst bestimmt einmal eine große Künstlerin.«

Dann geht die jüngere Marion auf die Mutter zu, wünscht ihr alles Gute zum Muttertag und streckt ihr ihr Bild hin. Die Mutter sieht auf das Durcheinander der Farbkleckse, schüttelt den Kopf und zerreißt das Bild. Sie sagt: »So ein Geschmier! Du musst noch viel lernen!« Nach diesem Rollenspiel werden zunächst die beiden Kinder nach ihren inneren Reaktionen gefragt. Anna sagt: »Ich bin ganz erschrocken über meine Mutter!« Marion ist sehr traurig: »Ich habe mich genauso angestrengt wie Anna. Ich bin halt noch jünger!« Und: »Wenn das immer so ist, krieg ich eine richtige Wut auf die Anna.« Dann uert sich die Mutter. Sie ist selber erschrocken über ihre Worte, die ihr vom Rollenspiel auferlegt wurden. Und sie ist erschrocken über das Gesicht der Marion nach ihren verachtenden Worten. Sie sagt, eine gute Mutter würde nie so handeln.

Im Anschluss an dieses Rollenspiel und Gespräch lesen wir unvermittelt Genesis 4,1-5a. Wir stellen die Gestalten des Textes: »Gott« wird auf einen Stuhl gestellt, »Abel« und »Kain« sitzen am Boden und bringen ihr Opfer. Beide suchen den Blick »Gottes«. Aber »Gott« schaut nur auf »Abel«, »Kain« wendet er den Rckenzu.

2. Der Dialog mit dem Text

Der Dialog mit dem Text läuft parallel zum Dialog mit dem Rollenspiel. Erst durch diese Veranschaulichung wird den Teilnehmern des Kurses bewusst, worum es im Text eigentlich geht. »Kain« zeigt sich als Anwalt des Textes, als Anwalt dessen, was wirklich dasteht. Im Text gibt es auch wirklich keinen Hinweis, dass er böse war, dass sein Opfer weniger wert war, dass er Gott weniger liebte als »Abel«. Beide, »Kain« und »Abel«, verstehen sich als Menschen, die Gott lieben wollen.

3. Die Beurteilung der Rolle Gottes innerhalb des Textes

»Gott« wird vorgeworfen, er sei ein Willkrgott, der grundlos liebe oder hasse. »Gott« sitzt betreten da. Ich erzähle, dass ich in einem Bericht über ein Bibliodrama zu diesem Text gelesen habe, »Gott« habe am Schluss geweint und sich bei »Kain« entschuldigt. So nahe sei ihm das Spiel gegangen.

4. Die Konsequenzen aus der Arbeit mit dem Text

Die Teilnehmer wollen sensibel bleiben für ähnliche Gottesgeschichten und zwar »um Gottes willen«. Sie betrachten göttliches und menschliches Auserwhlungsdenken mit neuen Augen. Auch »Gott« muss sich an die Bedingungen einer gesunden Moral halten.

Bericht 3:

Gott, Abraham, Isaak (Genesis 22,1-19)

1. Die Erarbeitung des Textes

Die Teilnehmer lesen den Text, der auf einem Arbeitsblatt vorliegt. Sie unterstreichen, was sie besonders anspricht. Anschließend veranschaulichen sie mit einer Skulptur die Beziehungen der drei wichtigsten Personen des Textes: Gott, Abraham, Isaak. »Gott« steht auf einem Stuhl, schaut auf »Abraham« und zeigt mit dem Finger auf »Isaak«. »Abraham« blickt unverwandt auf »Gott« und verdeckt mit seiner Hand »Isaaks« Augen und Gesicht. »Isaak« sitzt am Boden und hält sein Gesicht Abraham entgegen.

2. Der Dialog mit dem Text

Der Dialog mit dem Text geschieht heute in der Weise, dass »Abrahams« Frau, »Sara«, zur Türe hereinkommt. Sie ist dahingehend unterrichtet worden, dass sie den vom Opfer zurückgekehrten Mann nur nach dessen Verbleib in der letzten Woche fragen soll. »Sara« tritt aufgeregt »Abraham« entgegen und fragt den sichtlich überraschten Mann fordernd: »Ich möchte wissen, wo Du und das Kind die letzten Tage ward. Ihr seid einfach weg. Ihr habt kein Wort gesagt. Mich geht das wohl nichts an?« »Sara« ist sauer. »Abraham« erwidert etwas benommen: »Sei froh, dass wir wieder da sind!« Auf diesen Satz hin wird es für »Sara« erst recht interessant. Sie will nun unbedingt wissen, wo die beiden eine ganze Woche waren. »Abraham« versucht, sich herauszureden. Er schämt sich sichtlich. Aber »Sara« gibt nicht nach. So rückt »Abraham« schließlich und endlich mit der Wahrheit heraus, Gott habe die Opferung Isaaks verlangt. Jetzt kann sich »Sara« nicht mehr zurückhalten. Sie schreit erregt und wie

eine Wilde »Abraham« voller Verachtung an: »Du spinnst!« Dann ist Schweigen im Raum. »Sara« ist erschüttert. Schließlich fasst sie sich und wendet sich an »Isaak«: »Und was sagst du zu alledem?« »Isaak« blickt zu Boden und meint ergeben, der Vater wisse schon alles, was recht sei. »Sara« schüttelt den Kopf. Sie versteht die Welt nicht mehr. In diese Situation greift »Gott« ein und hält »Sara« von oben herab eine Predigt. Er rühmt die Treue und den Gehorsam »Abrahams«, dieser wisse schon, was er mache, »Sara« solle sich da nicht einmischen. »Sara« kommt ins Wanken. Hier wird der Dialog abgebrochen.

3. Die Beurteilung der Rolle Gottes innerhalb des Textes

Dieses Mal sind die Zuschauer und Zuhörer gefragt. Der Tenor der Aussagen ist eindeutig: »Mich regt der Gott Abrahams ganz schön auf!« »Gott benimmt sich wie ein Vater, der sein Kind in den Keller sperrt, es nach zwei Stunden wieder herausholt und sagt: „Ich bin doch ein lieber Vater. Ich lasse dich nicht drinnen.“« »Da kommt eine Frau mit einer klaren Frage und einem gesunden Hausverstand - und schon wackelt die ganze Männer-Gedankenwelt!«

4. Die Konsequenzen aus der Arbeit mit dem Text

Die Teilnehmer sind ermutigt, den Text als religionsgeschichtliches Material zu den Akten zu legen. Sie sind auch für die verschiedensten Interpretationen nicht mehr zu haben, die einem Text mit einem so bösen Geschehen noch einen gewissen Sinn abgewinnen wollen. Sie stellen die Frage nach dem Ort solcher Texte in Religionsunterricht und Liturgie. Zur Weiterarbeit empfiehlt sich der Vergleich Genesis 22,1-19 mit Richter 11,29-40.

Bericht 4:

Die Auflehnung Mirjams und Aarons (Numeri 12,1-16)

1. Die Erarbeitung des Textes

Der Text ist kaum bekannt. Ich teile Arbeitsblätter zum stillen Lesen aus. Alle sitzen noch ruhig auf ihren Plätzen. Dies wird sich bald ändern. Ich versuche, folgende Rollen an den Mann bzw. an die Frau zu bringen: Mose, die Kuschiterin, Mirjam, Aaron, Gott und das Volk (der Rest der Gruppe).

Der Text wird in acht Szenen zerlegt, die von den einschlägigen Spielern in recht kurzer Zeit erarbeitet werden:

Szene 1: zeigt den Mose, der mit der Kuschiterin schäkert.

Szene 2: bringt die harte Kritik des Aaron und der Mirjam, die sich auch an Dtn 7,1-5 orientiert (Heiratsverbot mit den Heiden).

Szene 3: enthält das Gericht Gottes über Mirjam und Aaron (eventuell weißes Tuch als Symbol für Aussatz vorbereiten).

Szene 4: Aaron spricht mit Mose

Szene 5: Mose interveniert bei Gott.

Szene 6: Gott antwortet Mose

Szene 7: Mose eröffnet dem Volk das neue Urteil Gottes und fordert das Volk auf, Mirjam aus dem Lager zu werfen. Mirjam weiß um die Gefahren außerhalb des Lagers: Sie ist wehrlos, mißbrauchbar, den Feinden und den wilden Tieren ausgeliefert.

Szene 8: Der Hinauswurf (wird nicht vorbereitet).

Nun beginnt das Spiel, das sich eng an den Text hält, diesen aber recht kreativ ausschmückt. Gott sitzt in einer Ecke auf einem Stuhl, ihm gegenüber ist der Platz des Volkes. Rechts von Gott aus gesehen, in einer weiteren Ecke, sitzen Mose und die Kuschiterin, links Mirjam und Aaron. Das Spiel läuft wie vorgesehen, in der dritten Szene wird Mirjam mit einem Tuch verhüllt, in der siebten Szene schreit sie herzzerreißend, als sie aus dem Lager geworfen werden soll. Sie schildert die Gefahren, doch Mose besteht auf der Einhaltung des Willens Gottes. Das Volk sitzt geschockt in der Ecke und da die Szene nicht vorbereitet wurde, sind erst nach wiederholten Aufforderungen einige Israeliten bereit, die schreiende und sich mit Händen und Füßen wehrende Mirjam aus dem Raum zu werfen. Die anderen bleiben wie gelähmt sitzen.

2. Der Dialog mit dem Text

Wie die Darsteller den Text erleben, zeigt das nachfolgende Gespräch über die Gefühle und Gedanken, die sich einstellen. Die Kuschiterin äußert sich so, sie habe jetzt ein ganz schlechtes Gewissen und Schuldgefühle der Mirjam gegenüber. Mose fühlt sein Tun durch Gott gedeckt.

Aaron findet das Urteil Gottes ungerecht, es treffe ja nur die Mirjam und zwar ganz brutal. Mirjam ist voller Wut und Zorn und schimpft über diesen grausamen Sexismus. Das Volk ist schockiert, ein Teil ist sitzengeblieben und hat keine Hand gerührt, der andere Teil bedauert jetzt, am Hinauswurf mitgewirkt zu haben. Gott hält sich ruhig.

3. Die Beurteilung der Rolle Gottes innerhalb des Textes

Die Rolle Gottes bei der Erprobung Abrahams rief bei weitem nicht die Empörung hervor wie die Rolle Gottes in dieser Geschichte. Eine Teilnehmerin schrieb mir Tage später diesbezüglich noch in einem Brief: »Ich glaube, ich werde es nie vergessen, wie die Mirjam vor Verzweiflung und Angst geschrien hat, als wir sie aus dem Lager rauswerfen sollten. Solche Eindrücke und Erfahrungen, denke ich, prägen sich tief in mein Bewusstsein.«

Bedrückend wurde empfunden, wie Gott seine Auserwählten sichert, wie Meuterei gegen heilige Männer im Namen Gottes unterbunden wird, wie frauenfeindlich und sexistisch dieser Gott ist, wie schnell er zu Sanktionen bereit ist und wie grausam diese sein können. Vom Standpunkt Jesu aus sei dies eine »gotteslästerliche Geschichte«.

4. Die Konsequenzen aus der Arbeit mit dem Text

Die Arbeit machte neugierig, wo und unter welchen Umständen in der Bibel Menschen »rausgeworfen« werden. Es ist überraschend, wie viele Ablehnungstexte sich sowohl im Alten wie auch im Neuen Testament finden lassen. Der Text führte dann weiter zur Frage nach den »Göttern« der Gegenwart und ihrem Umgang mit den Menschen.

Bericht 5:

Das Gleichnis vom barmherzigen Vater (Lukas 15,11-19)

Die Rolle der Vater-Gestalt (Gottes-Gestalt) in Lukas 15,11-19 wird in ihrem wahren Ausmaß erst deutlich, wenn man ihr den ebenfalls durch die Bibel legitimierten Anti-Text »Der unbarmherzige Vater« gegenüberstellt. Dabei tritt die tiefe Gespaltenheit der biblischen Offenbarung zutage. Spricht Lukas 15,11-19 von der liebenden Aufnahme eines Sohnes (siehe Seite 96), so redet der Anti-Text, der sich an Deuteronomium 21,18-21 orientiert, der brutalen Verstoßung eines Sohnes das Wort. Hier sind die beiden Texte:

Die Aufnahme eines Sohnes (Lukas 15,11-19)

11 ... Ein Mann hatte zwei Söhne.

12 Der jüngere von ihnen sagte zu seinem Vater: Vater, gib mir das Erbteil, das mir zusteht. Da teilte der Vater das Vermögen auf.

13 Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen.

14 Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land, und es ging ihm sehr schlecht.

15 Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten.

16 Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen; aber niemand gab ihm davon.

17 Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen, und ich komme hier vor Hunger um.

18 Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen:

Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt.

19 Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner.

20 Dann brach er auf und ging zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von weitem kommen, und er hatte Mitleid mit ihm.

Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

21 Da sagte der Sohn: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein.

22 Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: Holt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an die Hand, und zieht ihm Schuhe an.

23 Bringt das Mastkalb her und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein.

24 Denn mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie begannen, ein fröhliches Fest zu feiern.

Die Verstoßung eines Sohnes (nach Deuteronomium 21,18-21)

11 ... Ein Mann hatte zwei Söhne.

12 Der jüngere von ihnen sagte zu seinem Vater: Vater, gib mir das Erbteil, das mir zusteht. Da teilte der Vater das Vermögen auf.

13 Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen.

14 Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land, und es ging ihm sehr schlecht.

15 Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten.

16 Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen; aber niemand gab ihm davon.

17 Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen, und ich komme hier vor Hunger um.

18 Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt.

19 Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner.

20 Dann brach er auf und ging zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von weitem kommen, er hatte auf diesen Tag gewartet.

Er bebte vor Wut, als der Sohn in das Haus trat und sich ihm zu Füßen warf. Nichts von Mitleid war zu spüren.

21 Da sagte der Sohn: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein.

22 Der Vater aber rief seine Knechte und schrie: „Dieser Sohn ist störrisch und widerspenstig, er hörte nicht auf meine Stimme er ist ein Verschwender und Trinker.

23 Nehmt ihn und steinigt ihn, er soll sterben.

24 Ich sage euch: Ihr sollt das Böse wegschaffen aus eurer Mitte. Ganz Israel soll davon hören und sich fürchten.“

Wie bereits erwähnt, handelt es sich bei diesem Anti-Text auf der vorhergehenden Seite um die erzählende Vermittlung (»narrative Theologie«) einer »göttlichen Anordnung« in Dtn 21,18-21, auf die Israel feierlich verpflichtet wurde. Der einschlägige Text lautet so:

18 Wenn ein Mann einen störrischen und widerspenstigen Sohn hat, der nicht auf die Stimme seines Vaters und seiner Mutter hört,

und wenn sie ihn züchtigen und er trotzdem nicht auf sie hört,

19 dann sollen Vater und Mutter ihn packen, vor die Ältesten der Stadt und die Torversammlung des Ortes führen

20 und zu den Ältesten der Stadt sagen:

Unser Sohn hier ist störrisch und widerspenstig, er hört nicht auf unsere Stimme, er ist ein Verschwender und Trinker.

21 Dann sollen alle Männer der Stadt ihn steinigen, und er soll sterben.

Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen.

Ganz Israel soll davon hören, damit sie sich fürchten.

Die Einführung in das Buch Deuteronomium innerhalb der offiziellen Einheitsübersetzung der Bibel sagt uns über die theologische Qualifikation dieses Buches, dass es »gewissermaßen als göttlicher Maßstab für die Geschichte des Volkes« an den Anfang eines Geschichtswerkes gestellt wurde, das von Mose bis zu König Joschija (641-609 v.Chr.) reichte: »Indem Israel seine späteren Ordnungen und Einsichten bis in die Zeit des Mose zurückverlegt, bekennt es, dass es sich dabei um Gottes Weisung und Satzung handelt, an der man für immer festhalten soll.«⁷

1. Die Erarbeitung des Textes Lukas 15,11-19

Den Teilnehmern eines Kurses ist der Lukas-Text wohlbekannt, der Anti-Text ist ihnen unbekannt, ebenso seine Herkunft. Zunächst suche ich drei Lektoren für den Lukas-Text, jeweils einen für die Rolle des Erzählers, des Vaters und des Sohnes. Sie sollen ihre Geschichte lesen und durch Unterstreichen ihre Teile herausstellen. Ebenso verfare ich mit dem Anti-Text. Nach Beendigung der Einlesezeit stellen sich beide Gruppen einander gegenüber auf. Sie lesen nun Vers um Vers parallel vor. Die Lukas-Gruppe beginnt mit Vers 11, die Anti-Gruppe

ebenfalls. Nach der anfänglichen Monotonie, die durch die gleichlautenden Sätze entsteht, steigert sich gegen Schluss hin die Spannung immer mehr. Am Ende herrschen Stille und Verwunderung.

2. Der Dialog mit dem Text

Zwei gegensätzliche Geschichten stehen nun im Raum. Die Teilnehmer wollen zunächst Informationen über die Herkunft des Anti-Textes. Diese werden betroffen zur Kenntnis genommen.

Das Gespräch mit dem Text wird dann in der Weise fortgeführt, dass zwei Teilnehmer gebeten werden, Vater und Sohn zu spielen. Der Eingangsdiallog ist beiden vorgegeben:

Sohn: »Vater, es war sehr schwer für mich, wieder heimzukommen.«

Vater: »Wieso? Du bist doch mein Kind.«

Sohn: »Man erzählt so vieles über dich - Dinge, die einem angst und bange machen.«

Vater: »Das möchte ich schon genauer wissen. Dann sag mir doch einmal, was man so alles über mich erzählt.«

Der »Sohn« schildert jetzt mit eigenen Worten das Bild des Vaters, wie es im Anti-Text aufscheint bzw. nimmt Bezug auf andere Gottesbilder und -geschichten, die Angst machen.

3. Die Beurteilung der Rolle Gottes in Lukas 15,11-19

Durch die Kontrasterzählung ist das Gesicht Gottes, wie es Lukas schildert, noch heller und klarer geworden. Andererseits drängt aber auch das Durcheinander der Gottesbotschaften nach Klärung und Lösung.

4. Die Konsequenzen aus der Arbeit mit dem Text

Die Teilnehmer sind sensibel geworden und hochmotiviert, das wahre Gesicht Gottes zu suchen und zu vertreten. Die Textunterlagen werden erbeten und die Gespräche in den Pausen kommen immer wieder auf diese Textarbeit mit Lukas 15,11-19 zurück.

Bericht 6:

Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen (Matthäus 25,1-13)

Bei einem Kurs saßen sie auf sechs Stühlen, sechsmal eine Gottesgestalt. Ich hatte sechs neutestamentliche Gottesgeschichten ausgewählt und sechs Kursteilnehmer gebeten, sich in das Gottesbild je einer Geschichte einzufühlen. Es handelt sich um die Texte Matthäus 5,45; 20,1-15; 22,1-14; 25,1-13; Lukas 15,8-10 und 15,11-19.

Nach einer entsprechenden Einfühlungszeit kommt ein Kursteilnehmer als Gottsucher zu den sechs Gottesgestalten und klopft diese mit seinen Fragen ab: »Ich suche Gott. Ich habe ihn verloren. Ich will wissen, ob du der Richtige bist.«

In bleibender Erinnerung ist mir das Gespräch des Gottsuchers mit der Gottesgestalt in Matthäus 25,1-13 geblieben: mit dem Gott aus dem Gleichnis von den zehn Jungfrauen. Der Gottsucher steht vor einem harten und unerbittlichen Gott, der seinem Gegenüber immer wieder erklärt und beteuert: »Ich habe recht gehandelt; die fünf Törichten haben ja gewusst, wo es entlang geht.« Darauf wendet sich der Gottsucher enttäuscht und sprachlos ab.

1. Die Erarbeitung des Textes Matthäus 25,1-13

Dieser Text kommt in der religiösen Bildungsarbeit immer wieder ins Gespräch. Er ruft Widerspruch und Unbehagen hervor und ist auch vielen widersprüchlichen Interpretationen ausgesetzt.

Ich erarbeite die Kernaussage des Textes gewöhnlich in der Weise, dass eine Gruppe von Teilnehmern den Inhalt dieses Gleichnisses in den Rahmen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn (Lukas 15,11-19) bringt und eine andere Gruppe den Inhalt des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in den Rahmen von Matthäus 25,1-13.

Der Arbeitsgang ist sehr einfach: Die erste Gruppe schildert die Anstrengungen des verlorenen Sohnes, heimzukommen. Aber kein Vater hält Ausschau, kein Vater läuft ihm entgegen, kein Vater küsst ihn, kleidet ihn neu und feiert ein Fest. Der heimgekehrte Sohn steht vor verschlossenem Haus und schreit: »Vater, Vater, mach mir auf!« Nach langer Zeit öffnet der Vater ein Fenster und schreit hinaus: »Hinweg mit dir! Amen, ich sage dir, ich kenne dich nicht.«

Die zweite Gruppe schildert die Trauer der fünf törichten Jungfrauen über ihre Unbekümmertheit und ihren Leichtsinn, aber auch ihr Vertrauen in die Güte und Vergebungsbereitschaft ihres Herrn. Als sie sich dem Hochzeitssaal nähern, steht der Herr bereits an der Türe. Als er sie von weitem kommen sieht, läuft er ihnen freudig entgegen und umarmt und küsst

sie. Er lässt sie gar nicht lange mit ihrer Entschuldigung zu Wort kommen, sondern krönt sie mit dem Hochzeitskranz und geleitet sie in den Saal. In seiner Eröffnungsrede gibt er seiner Freude Ausdruck, dass alle da sind und dass man nur so richtig feiern könne. Nach Beendigung der Gruppenarbeit werden die beiden neuen Texte vorgelesen. Der Sachverhalt und das Urteil darüber sind so klar, dass man sich einen weiteren Dialog mit dem Text und ein längeres Beurteilungsgespräch sparen kann.

2. Die Weiterarbeit mit dem Text

Mich hat die Begegnung mit Matthäus 25,1-13 zu folgender Neufassung gereizt. Als Überschrift habe ich gewählt:

Die Seligkeit, wie Gott sie will ...

*Zu einem weisen Lehrer, aus dem der Geist Jesu sprach,
kamen Männer und Frauen und fragten:
Wie schaut die Seligkeit aus, wie Gott sie will?
Zeig uns ein Bild der seligen Endzeit!
Der Weise - Zacharias war sein Name -
erzählte eine Geschichte:
Die Seligkeit, wie Gott sie will,
kann man mit einer Hochzeit vergleichen,
zu der alle Geladenen kommen,
bei der auch niemand fehlt.*

*Einmal geschah es,
dass zehn Jungfrauen zu einer Hochzeit geladen waren.
Als es Zeit war, nahmen sie ihre Fackeln,
um den Bräutigam einzuholen
und in das Haus der Braut zu geleiten.
Fünf von ihnen waren nachlässig, und fünf waren aufmerksam.
Die nachlässigen nahmen ihre Fackeln mit, aber kein Öl,
die aufmerksamen nahmen außer den Fackeln auch Öl in Krügen mit.
Als nun der Bräutigam lange nicht kam,
wurden alle müde und schliefen ein.
Mitten in der Nacht aber hörte man plötzlich laute Rufe:
Der Bräutigam kommt!
Geht ihm entgegen!
Da standen alle Jungfrauen auf und machten ihre Fackeln zurecht.
Die nachlässigen aber sagten zu den aufmerksamen:
Gebt uns von eurem Öl, sonst gehen unsere Fackeln aus.
Die aufmerksamen sie - waren auch nicht die besten - erwiderten:
Dann reicht es weder für uns noch für euch;
geht doch zu den Händlern und kauft, was ihr braucht.
Während sie unterwegs waren, um das Öl zu kaufen, kam der Bräutigam.
Die Jungfrauen, die bereit waren,
gingen mit ihm in den Hochzeitssaal.
Als die Freunde des Bräutigams die Türe schließen wollten,
sagte dieser: Lasst die Türe offen!
Wie kann ich feiern, wenn das Haus nicht voll ist!
Wie kann die Braut glücklich sein, wenn ihre Freundinnen fehlen!
Wie kann Freude aufkommen, wenn Plätze leer bleiben!
Die nachlässigen Jungfrauen hatten inzwischen Öl gekauft.
Sie hatten einen Kaufmann gefunden, der sich ihrer erbarmte.
Hoffend und bangend machten sie sich auf den Weg.
Der Bräutigam, von allen Seiten gedrängt, das Fest zu eröffnen,
bat immer wieder um noch etwas Geduld.
Man sah ihn oft zur Türe eilen
und nach den nachlässigen Jungfrauen Ausschau halten.
Sie sollten nicht aus Angst draußen bleiben.
Sie sollten nicht vor dem Haus klagen und weinen,*

während im Haus gefeiert und getanzt wurde.
Plötzlich sah er Lichter, die aus dem Dunkel näher kamen,
er hörte leise Laute und schnelle Schritte:
Die nachlässigen Jungfrauen standen vor ihm.
Noch bevor sie ein Wort sagen konnten, bat er sie herein
und führte sie zur Braut.
Diese umarmte sie herzlich -
und das Fest konnte beginnen.

So ist es mit der seligen Endzeit,
sagte der weise Zacharias und zog sich zurück.
Unter seinen Zuhörern war ein Mann namens Matthäus.
Dieser dachte bei sich:
Diese Geschichte ist zu gut!
Das geht zu weit!
Das würde den Leuten so passen!
Ja, wo kommen wir da hin!
Auch die Hellenen erzählen seit kurzem ähnliche Geschichten
(eine kann man noch heute in Lukas 15, 11-24 nachlesen).
Und Matthäus schrieb eine Variante,
die seinem Denken entsprach und dem Denken vieler seiner Zeit
(sie ist in der Bibel unter Matthäus 25, 1-13 zu finden).
Matthäus schrieb von einem Bräutigam,
der unnachgiebig ist,
der die Türe versperrt,
der auch mit der Hälfte feiern kann.
Er dachte an ein Ende, das vor der Tür steht,
an eine Sintflut, die jeden Tag hereinbrechen musste,
an ein Gericht, das erbarmungslos die Sünder trifft.
Und um alle Zweifel zu beseitigen
und jeder Laschheit einen Riegel vorzuschieben,
mischte er sein »Gleichnis« unter die Worte und Geschichten,
die Jesus zu Lebzeiten gesprochen und erzählt hatte.

Manche Christen kannten sich daraufhin nicht mehr aus.
Doch für die Exegeten begann ein blühendes Geschäft.
Eta Linnemann allein hat in ihrem Buch »Gleichnisse Jesu« 288 Titel
verarbeitet, die eines klar herausstellen
Es ist sehr schwierig, »verspätete« Worte Jesu als »Wort Gottes« »beim Wort zu nehmen«.
Der weise Zacharias aber lebt längst in der Freude der seligen Endzeit -
zusammen mit nachlässigen und aufmerksamen Jungfrauen, mit kleineren und größeren Sündern.

Bericht 7:

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matthäus 20,1-16)

Bei einem Wochenendkurs mit zehn Teilnehmern steht unter anderem das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg auf dem Plan. Bei einigen Personen ist ein vorgegebenes Unbehagen an dem sonderbaren Arbeitgeber des Gleichnisses zu spüren.

1. Die Erarbeitung des Textes unter Zuhilfenahme eines Anti-Textes

Die zehn Teilnehmer werden in zwei Gruppen (A und B) zu je fünf Personen eingeteilt. Beide Gruppen arbeiten von nun an getrennt an ihren Aufgaben.

Gruppe A sucht einen Nebenraum auf und studiert den Text Matthäus 20,1-16.

Die Gruppe versichert sich, dass sie den Text so verstanden hat, wie er vorliegt.

Dann werden Darsteller für die folgenden Rollen gesucht: Gutsbesitzer (Gott), ein Arbeiter der ersten Stunde und seine Ehefrau, ein Arbeiter der letzten Stunde und seine Ehefrau.

Der Gutsbesitzer zieht sich auf sein Zimmer zurück und meditiert über seine Haltung im Bibeltext:
»Bei mir bekommt jeder, was er braucht. Ich bin gütig. Und dazu stehe ich auch.«

Der Arbeiter der ersten Stunde zieht sich mit seiner Frau ebenfalls zurück. Beide erarbeiten eine Beschwerde, die sie am Abend dem Gutsbesitzer vortragen wollen. Der Mann ist ebenso

wie seine Frau mit der Antwort in den Versen 13-15 nicht zufrieden. Auch der Arbeiter der letzten Stunde bespricht mit seiner Frau die Situation. Er ist voll Freude nach Hause gekommen. Seine Frau hat das Bedürfnis, sich beim Gutsbesitzer herzlichst zu bedanken. Beide überlegen jetzt Inhalt und Form des Dankes.

Gruppe B liest zur gleichen Zeit den vorbereiteten Anti-Text zu Matthäus 20,1-16. Die Verse 1-8 sind identisch mit 20,1-8. Ab Vers 9 gehen die Inhalte auseinander:

9 Da kamen die Männer, die er früh am Morgen angeworben hatte, und jeder erhielt einen Denar.

10 Alle anderen erhielten, wie sie es verdienten; die von der elften Stunde ein Zwölftel des Tagesgehaltes.

11 Alle schienen zufrieden zu sein.

12 Als der Gutsbesitzer kurz vor Einbruch der Dämmerung seinen Abendspaziergang antrat, sah er einen Arbeiter der ersten Stunde zusammen mit seiner Familie gemütlich vor dem Hause sitzen. Als der Gutsbesitzer herantrat, bedankten sich alle sehr herzlich für Arbeit und Brot.

13 Aus einem anderen Hause dagegen drang Weinen und Schreien. Ein Mann und eine Frau kamen heraus, rannten auf den Gutsbesitzer zu und warfen sich ihm zu Füßen. Der Gutsbesitzer erkannte einen Arbeiter der elften Stunde: »Herr, Herr«, riefen sie, »unsere Kinder haben nichts zu essen. Erbarme Dich! Höre, wie sie weinen und schreien.«

14 Da erwiderte er ihnen: »Liebe Leute, Euch geschah kein Unrecht. Bei mir bekommt jeder, was er verdient. Ich kann es mir nicht leisten, ungerecht zu sein.«

15 Und er ging von dannen.

16 So wird auch bei Gott jeder bekommen, was er verdient.

Auch hier versichert sich die Gruppe, dass sie den Klartext verstanden hat. Sie verteilt dann die gleichen Rollen wie die Gruppe A.

Auch hier zieht sich der Gutsbesitzer zurück und meditiert seine Haltung im Anti-Text: »Bei mir bekommt jeder, was er verdient. Ich bin gerecht. Und dabei bleibt es.«

Der Arbeiter der ersten Stunde erarbeitet mit seiner Frau, was sie mit dem schon längere Zeit konstanten Lohn (ein Denar pro Tag) anschaffen wollen. Sie sind glücklich und dankbar.

Der Arbeiter der letzten Stunde stellt zusammen mit seiner Frau die Verzweiflung dar, die der geringe Lohn mit sich bringt.

Nach 30 bis 40 Minuten sind die Rollen erarbeitet und das Spiel kann beginnen. Den Anfang macht die Gruppe B. In einer Ecke, den Zusehern und Zuhörern (Gruppe A) gegenüber sitzt der Arbeiter der ersten Stunde mit seiner Frau beim Abendbrot. In der anderen Ecke der Arbeiter der letzten Stunde, ebenfalls mit seiner Frau.

Ich beginne, den Anti-Text einschließlich des Verses 11 zu lesen. Ich füge dann hinzu, dass der Gutsbesitzer kurz vor Einbruch der Dunkelheit seinen Abendspaziergang antritt und noch einmal mit dem Geschehen des Tages konfrontiert wird.

Der Gutsbesitzer, der bis zu diesem Zeitpunkt an der Türe steht, beginnt seinen Weg durch den Ort. Er trifft zunächst auf den Arbeiter der ersten Stunde, der mit seiner Frau beim Abendbrot vor dem Hause sitzt. Die beiden erzählen dem Gutsbesitzer mit überschwänglichen Worten und voller Dankbarkeit, was sie mit dem einen Denar pro Tag für sich, die Kinder, das Haus anschaffen konnten. Der Gutsbesitzer vernimmt ihren Dank voller Stolz und Zufriedenheit. Dann setzt er seinen Weg fort. Aus einem Haus hört er Zank und Schreie. Ein Mann und eine Frau stürzen ihm entgegen, werfen sich ihm zu Füßen und bitten um Hilfe. Sie schildern detailliert ihre Not: die Arbeitslosigkeit, den Hunger der Kinder, das Wohnungsproblem. Sie bitten um Verständnis und Erbarmen: »Das musst du doch verstehen! Hör, wie die Kinder weinen und schreien!«

Doch der Herr bleibt ungerührt und macht deutlich: »Bei mir bekommt jeder, was er verdient.

« Schließlich lässt er die beiden stehen und setzt seinen Weg fort. Damit ist das Spiel der Gruppe B beendet.

Nun tritt die Gruppe A an. Der Gutsbesitzer sitzt den Zusehern und Zuhörern (Gruppe B) gegenüber beim Abendessen. Die übrigen Darsteller stehen an der Türe.

Ich führe mit wenigen Worten an das Spiel heran, das sich am biblischen Text orientiert. Ich erwähne, dass der Gutsbesitzer während des Abendessens noch zweimal Besuch bekommt und auch hier noch einmal mit dem Geschehen des Tages konfrontiert wird. Auf mein Zeichen stürzen dann der Arbeiter der ersten Stunde und seine Frau auf den Gutsbesitzer zu und üben herbe Kritik. Sie verweisen auf die Hitze, auf die wunden Hände, die verbrannte Haut,

die Schmerzen im Rücken, schimpfen über die Faulpelze der letzten Stunde und über die Ungerechtigkeit des Herrn. Doch dieser bleibt freundlich und klar: »Bei mir bekommt jeder, was er braucht. Und so bleibt es!«

Schließlich kommt der Arbeiter der letzten Stunde mit seiner Frau. Beiden läuft der Mund nur so über, so dankbar sind sie. Der volle Lohn hat sie ganz unvorbereitet getroffen. Der Gutsbesitzer freut sich und versichert ihnen: »Bei mir bekommt jeder, was er braucht. Und dabei bleib ich!«

Damit ist auch dieses Spiel beendet. Eine kurze Pause ist wohlverdient.

2. Der Dialog mit dem Text

Der Dialog mit dem Text findet dieses Mal in einer ganz ungewohnten Art statt. Es ist ein Gespräch der beiden Gutsbesitzer, der beiden Gottesgestalten. Der gerechte Gott (»Jeder bekommt, was er verdient«) und der gütige Gott (»Jeder bekommt, was er braucht«) sitzen sich gegenüber. Der gerechte Gott hat auf einem Stuhl Platz genommen, der gütige Gott sitzt auf der Erde. Beide konnten sich in der Pause kurz auf dieses Gespräch vorbereiten.

Nun erhalten sie zunächst Gelegenheit zu einem kurzen Statement. Hier können sie ihre Prinzipien zusammenfassen. Der gerechte Gott beginnt sein Statement mit Vorwürfen: »Du bringst alles durcheinander: Ordnung, Recht und sozialen Frieden. Wo kommen wir da hin!« Und er schildert die Vorzüge der Gerechtigkeit, des gerechten Lohnes, der Gleichbehandlung aufgrund von Leistung. Er mahnt den gütigen Gott zur Umkehr.

Der gütige Gott stellt seine Sichtweise nochmals dar: »Jeder soll haben, was er braucht: sein Essen, seine Wohnung, einmal den Himmel.« Und dann entwickelt er eine glänzende Idee: »Steig herab«, sagt er zum gerechten Gott, »setz dich auf den Boden, zu den Menschen, schau, wie sie sind, schau hin, wie sie leiden ... Ganz anders soll es sein: Sie sollen sich freuen. Komm, ich zeig dir's einmal. Steht auf!« Und beide stellen sich Rücken an Rücken, verhaken sich mit den Armen. Und der gütige Gott beginnt sich zu drehen und zu tanzen und zieht den gerechten Gott mit. Dieser macht notgedrungen mit, aber sein finsternes Gesicht legt sein wahres Fühlen und Denken offen. Wir Zuschauer und Zuhörer sind alle tief beeindruckt.

3. Die Beurteilung der Rolle Gottes in Matthäus 20,1-16

Die Rolle Gottes in diesem biblischen Text wurde von allen Teilnehmern als großartig und einzigartig bezeichnet. In diese Freude mischte sich aber auch Beklemmung, weil gerade durch die Verbindung der beiden Gottes-Darsteller deutlich wurde, dass im Christentum beide Gottesgestalten zu einem Gott verbunden wurden. Der Gedanke des Januskopfes wurde in das Gespräch geworfen.

4. Die Konsequenzen der Arbeit mit dem Text

Uns wurde klar, dass die beiden Gottesgestalten entflochten werden müssen. Klare Grenzen sind gerade im Blick auf die Opfer des gerechten Gottes gefordert. Für mich wurde noch klarer: Wer sagt, an welchen Gott er glaube, der muss gleichzeitig in Zukunft auch sagen, an welchen Gott er nicht glaube.

Als zentrale Aufgabe sehe ich es auch an, das Bild des gütigen Gottes immer wieder zu meditieren und in unser Inneres einsickern zu lassen. Da uns der gütige Gott in Jesus erschienen ist, kann uns ein Christusbild aus einer Miniatur des Metzger Sakramentarfragments um 870 eine gute Hilfe sein. In einer Mandorla sitzt Christus, der dem Betrachter einen Denar entgegenstreckt. Dieses Bild (erhältlich beim Liturgischen Institut Trier) nimmt Bezug auf den eben behandelten Text. Ich habe zu diesem Bild die folgende Meditation geschrieben:

Sein Bild liegt vor mir.

Und ich bin vor ihm.

Es ist ein Christusbild wie viele andere:

ein prächtiger Rahmen

und leuchtende, warme Farben:

Gold und Rot stehen für die Schönheit des Kosmos,

Grün ist Zeichen eines Lebens in Fülle,

Blau steht für die Tiefe des Geheimnisses,

das Gold des Mantels ist Hinweis auf seine Würde und Herrlichkeit.

Ein Christusbild wie viele andere -

und doch anders:

*Da sitzt nicht ein Pantokrator, ein Allherrscher,
ein Allmächtiger, ein Richter vor uns,
keiner, der uns vor sein Gericht zitiert,
keiner, der gut und böse scheidet,
keiner, der belohnt und bestraft,
keiner mit dem Schwert in der Hand,
keiner mit der Gerichtswaage,
keiner mit erhobenem Zeigefinger,
mit starrem Gesicht und strenger Miene,
kein Richter, wie ihn die Gerichtsszene in Matthäus 25 darstellt.*

*Da hat sich wohl einer »verschaut«.
Da hat einer das geläufige Bild ausgewechselt
und einen Christus in die Mandorla gesetzt,
der so unerhört anders aussieht:
ein junges, offenes, einladendes,
ja irgendwie harmloses Gesicht ist uns zugewandt
und grenzenlos gütige Augen schauen uns an.
In der einen Hand ist das Buch der Frohbotschaft,
in der anderen die goldene Münze, der Denar.
Da sitzt ein Jesus vor uns,
der wie der Weinbergbesitzer im Gleichnis
einfach Freude am Schenken hat,
der den Letzten beschenken will,
der sich über das Glück der Beschenkten freut.
(An dieser Stelle wird der Schrifttext gelesen).*

*Wir sind jetzt über Gott »im Bild«:
So ist Gott, ja genauso ist Gott!
Und so, genauso ist auch Jesus!
Darf Gott, darf Jesus das wirklich?
Der Text sagt: Er darf es und er tut es!
Es macht Gott Freude, jeden Menschen zu beschenken,
auch den Bösen mit der Sonne,
auch den Ungerechten mit dem Regen,
den verlorenen Sohn mit einem Kuss und einem Fest,
mit Gewand, Schuhen und Ring,
den Arbeiter der letzten Stunde mit einem Denar.
Wir schauen wieder auf unser Christusbild:
So, genauso wie hier, ist Christus.
Noch beim Gericht scheint er den »Sünder« zu bitten:
»Nimm den Denar an!«
Und den »Gerechten«:
»Sei nicht neidisch!«
»Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will?«
(An dieser Stelle kann meditative Musik erklingen).*

*Der Jesus, der den Denar gibt,
ist der gleiche Jesus, der uns sein Brot gibt:
Brot nicht einen Skorpion, nicht eine Schlange!
Er teilt sein Brot aus.
Er teilt sich als Brot des Lebens aus.
Er schenkt sich den Hungernden und Weinenden,
den Kranken und den Sündern,
den Kleinen und den Großen.
Er lädt alle ein.
Er schenkt jedem das Gleiche.
Er macht keine Unterschiede.
Wer Unterschiede macht, das sind wir!*

Bericht 8:

Das Doppelgesicht Gottes

Aus verschiedenen Berichten ist uns bereits eine Grundstruktur des biblischen Gottesbildes deutlich geworden: die Ambivalenz, die Doppelgesichtigkeit dieses Gottes. Ich verweise besonders auf die Arbeit mit Lukas 15,11-19 und Matthäus 25,1-13.

Die Problematik des zwielichtigen Gottes thematisiere ich mit Hilfe eines Rollenspiels, das ich »3x Vater« überschrieben habe. Ich habe drei kurze Texte vorbereitet und suche für jeden Text jeweils einen Vater und eine Tochter. Ich händige jeder Zweier-Gruppe einen der drei Texte aus und bitte sie, die jeweiligen Rollen in Nebenräumen getrennt zu erarbeiten. Hier sind die Texte:

Text 1:

Die fünfjährige Renate steht am Fenster und drückt die Nase an die Scheibe. Sie hält Ausschau nach irgendjemandem. Dann erzählt sie, als wären Zuhörer da: »Papi ist auf dem Fußballplatz wie fast jeden Samstag. So oft er kann. Wenn er zurückkommt, bekomme ich jedesmal eine Tafel Schokolade, und der Martin, mein Bruder, auch, und die Mutti kriegt ein Bussi ... Hoffentlich kommt er bald, hoffentlich kommt er bald ... Mein Papi ist ganz lieb ... Den heirate ich einmal, wenn ich groß bin.«

Dann sieht Renate den Vater kommen, stürzt ihm zur Türe entgegen, jubelt und schreit, begrüßt den Vater und bekommt ihre Tafel Schokolade. Beide führen dann noch ein herzliches Gespräch.

Text 2:

Die fünfjährige Renate steht unruhig und ängstlich am Fenster und späht hinaus. Ihrem kleinen Bärchen, das sie in den Händen hält, erzählt sie dann, dass der Papi auf dem Fußballplatz ist, praktisch jeden Samstag. Und sie erzählt weiter: »Nachher trinkt er immer so viel; wenn seine Mannschaft gewinnt, trinkt er sich einen an, und wenn sie verliert, sowieso. Und dann gibt es nachher immer Schläge, für mich und Martin, meinen Bruder. Und mit der Mutti ist er dann ganz sauer ... Hoffentlich bleibt er noch lange aus ... hoffentlich bleibt er noch lange aus ... Mein Papi ist immer so böse, wenn er trinkt ... Ich weiß, wenn ich einmal groß bin, dann laufe ich davon.«

Plötzlich sieht Renate den Vater kommen, sie beginnt zu schreien und zu weinen. Der Vater wackelt herein, er schimpft über das Spiel und den Schiedsrichter, packt ganz unsanft die weinende Kleine und schickt sie ins Bett.

Text 3:

Die fünfjährige Renate steht seit einer Stunde am Fenster. Es sieht so aus, als würde sie nach jemandem Ausschau halten. Sie spricht immer wieder leise vor sich hin: »Hoffentlich haben sie gewonnen, hoffentlich haben sie gewonnen!« Und dann erzählt sie weiter: »Wenn sie gewinnen, dann bin ich Papis Liebling, dann ist er fröhlich, dann gibt es Schokolade; wenn sie verlieren, dann ist er grantig, dann gibt es Geschrei und Schläge und er ist dann so böse zu Mami, zu meinem Bruder und zu mir ... Heute Morgen habe ich mit Mami und Martin gebetet: „Lieber Gott, lass bitte Papis Mannschaft gewinnen.“

Plötzlich erschrickt Renate. Sie merkt: Heute hat sie umsonst gebetet. Der Vater kommt lärmend und mit rotem Kopf herein und schimpft und schreit herum ... Renate versteckt sich in ihrem Kinderzimmer und hofft auf ihr Glück am nächsten Samstag.

1. Die Erarbeitung des Faktums Ambivalenz

Die drei Zweiergruppen haben ihre Rollen erarbeitet und spielen die jeweiligen Szenen mit Ernst und Einsatz. Die Betroffenheit der Zuschauer und Zuhörer ist spürbar.

2. Der Dialog mit den Texten

Die drei Töchter schildern noch einmal ihre Gefühle und ihre Zukunftsvisionen. Was ihre Zukunft betrifft, weiß die Tochter der dritten Szene als einzige keinen Ausweg.

3. Die Beurteilung der jeweiligen Lage

Am schrecklichsten erscheint die Lage der Tochter der dritten Szene. Sie erscheint ausweglos. Wenn sie sich später von ihrem Vater abgrenzen und davonlaufen will, sagt immer eine innere Stimme: »Aber gut ist er auch!« Und wenn sie von ihm gut behandelt und beschenkt wird,

kann sie sich nicht richtig freuen, weil das Schlimme, das er ihr zugefügt hat, wie eine dunkle Macht im Hintergrund ihrer Beziehung zum Vater steht.

4. Die Weiterarbeit nach dem Rollenspiel

Die neue Sensibilität für ambivalentes Verhalten und dessen Folgen wird auch vor Gottesbildern und -geschichten nicht mehr haltmachen. Allerdings spüren viele Kursteilnehmer immer wieder, wie sehr ihnen ein Gott, der mit Peitsche und Zuckerbrot arbeitet, in Fleisch und Blut übergegangen ist.

In der Bibel sind sinnvolle und unsinnige, stimmige und sich widersprechende Gottesgeschichten enthalten, Geschichten, die mehr über die menschlichen Schreiber als über Gott aussagen. Ich halte die Zeit für überreif, diese Geschichten zu hinterfragen, sie miteinander zu vergleichen, an Logik, Ethik, Wirkungsgeschichte und am Geist Jesu zu messen und dann zu entscheiden: Haben sie in einer Verkündigung, die sich auf Jesus beruft, Platz, müssen sie verabschiedet oder müssen sie neu geschrieben werden?

Viele unserer Gottesgeschichten haben das Urvertrauen zu Gott zerstört und stören auch jeden Neuaufbau. Denn in ihrer metaphorischen Bildersprache sind sie in die Tiefenschichten des Menschen eingedrungen und lassen sich durch keine noch so sachliche Logik korrigieren. Nur im harten Spiel lassen sie sich gelegentlich erschüttern.

Ich meine: Auch Gott gegenüber brauchen wir eine neue »Kultur der Liebe«. Gott muss aufhören, eine abstrakte Hohlform zu sein, in die man alles Mögliche willkürlich hineinstopfen kann.

Therapeutische Literatur

Auf der gemeinsamen Hauptversammlung evangelischer und katholischer Buchhändler 1984 in Hohenroda hielt die Logotherapeutin Elisabeth Lukas einen beachtenswerten Vortrag »Zur Heilkraft des Lesens«⁸. In ihren Ausführungen spricht sie vom Buch als einem Therapeutikum im Vorfeld seelischer Verwicklungen. Lektüre kann gesund machen. Solche Sätze ermutigen mich, Klienten und Hilfesuchenden immer wieder meine eigenen Artikel und Meditationen über biblische bzw. spirituelle Texte anzubieten sowie passende Bücher als Lektüre zu empfehlen. Ich habe die folgenden sechs Meditationen ausgewählt. Ich glaube, dass ihnen und den sich anschließenden Anregungen zur Weiterarbeit eine gewisse Heilkraft innewohnt. In den ersten drei Meditationen geht es um die Stärkung des inneren Menschen. In den Mittelpunkt habe ich drei Texte gestellt, die Mut machen, Hoffnung wecken und Energien freisetzen können. Sie beziehen sich auf einen menschenfreundlichen, auf einen dem Menschen vertrauenden Gott.

In den drei weiteren Meditationen und den nachfolgenden Anregungen geht es um Klärung, um Unterscheiden und Entscheiden. Lebenserfahrungen und Texte aus der Literatur sollen dazu anregen, biblische Texte kritisch unter die Lupe zu nehmen. Auch einem nachdenklichen Umgang mit der Schrift kann bereits viel Heilkraft innewohnen. Diese beginnt allein schon mit dem Mut, das zu denken wagen, was längst in der Luft liegt, bzw. das auszusprechen und klar beim Namen zu nennen, was längst überfällig ist: dass an unseren Gottesbildern so manches nicht stimmt.

Viktor E. Frankl, der Begründer der Logotherapie, hat einmal in einem Vortrag über unsere Welt gesagt: »Die Welt ist nicht heil, aber heilbar«⁹. Mit der gleichen Zuversicht bekenne ich mich zu der Ansicht, dass unsere immer noch so unheilen Gottesbilder heilbar und veränderbar sind. In einer Welt umfassender Sinnlosigkeit brauchen wir mehr als je ein Sinnbild, das uns wieder aufschauen, aufhorchen und aufbrechen lässt, ein Sinnbild, das der Stärkung, der Sicherheit und dem Leben dient.

Meditation 1:

»Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut.« (Genesis 1,31)

Die ersten Texte der Bibel zeichnen Gott als einen, der aus sich herausgeht, der den Kreis seines Lebens mit der Erschaffung der Erde und des Menschen erweitert. Gott ist kein in sich verschlossener Gott. Er bezieht die Schöpfung in den Kreis seines Lebens ein und weist dem Menschen einen besonderen Platz in diesem Kreis zu. Der Mensch ist gleichsam das Hauptwerk der ganzen Schöpfung. Alles scheint auf ihn hin ausgerichtet. Und Gott hat ihn sich gewissermaßen aus dem Gesicht geschnitten. Der Mensch ist Gottes gutes Ebenbild. So sagt es Genesis 1,1-2,4. Genesis 2,7 beschreibt das »Selbst« des Menschen mit anderen Bildern: Der

Mensch gehört der guten Erde an, die Gott geschaffen hat, und er gehört dem guten Gott an, der ihm an seinem Leben Anteil gibt. Und Genesis 2,8-25 zeigt schließlich, wie Gott den Lebensraum des Menschen ausstattet, wie er den Menschen einfühlsam und umsichtig versorgt.

In diesen Texten wird die ursprüngliche Einheit Gott-Mensch betont. Über einen partiellen oder grundsätzlichen Widerspruch ist nichts auszumachen, da die problematischen Stellen (Essverbot vom Baum in der Mitte und Todesandrohung) spätere Einschübe sind, die aus Kapitel 3 vorgezogen wurden.

In Genesis 1 und Genesis 2 gehört also der Mensch ganz eindeutig und fundamental in den Kreis des Lebens Gottes. Gott ist auf den Menschen hin gut gestimmt, ein gutes Gesicht blickt den Menschen »vom Himmel her« an. Gott und Mensch sind nicht identisch, aber auch nicht total getrennt. Ihr Verhältnis ist Kontakt, Berührung, Beziehung, Teilnahme, Gegenseitigkeit, Zuwendung. Zur näheren Bestimmung und Charakterisierung dieses Verhältnisses werden immer wieder die schönsten menschlichen Beziehungsworte gebraucht: Liebe, Vertrauen, Aufmerksamkeit, Offenheit, Hinsehen, Hinhören, Umarmen u.ä.

»Ein Gott auf den Menschen hin« diese Sicht Gottes als eines menschenorientierten Gottes hat Michelangelo auf der Decke der Sixtinischen Kapelle unübertrefflich dargestellt: Gott schaut Adam an, er hat ihn im Blick, er ist ihm zugewandt und zugetan. Gott streckt seine Hand nach Adam aus, ihre Finger berühren sich fast. Und Adam schaut Gott an, er hat Gott im Auge, er streckt ihm seine Hand entgegen. Die Gestalt Adams ist offen, lebendig und schön wie die Gestalt Gottes. Gott schämt sich seines Werkes nicht, ebenso wenig wie Adam sich schämt. Im Zusammenhang mit so schönen theologischen Aussagen eines Bildes kann man verstehen, dass Gott mit dem Menschen zufrieden ist und sich über ihn freut: »Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut« (Genesis 1,31). Aber auch der Mensch kann seinen guten Gefühlen Ausdruck geben, er kann jubeln und singen, er weiß sich in Gott geborgen und von Gott gesegnet. In diesem Rahmen kann er die Erde genießen, bebauen und bewahren, kann er arbeiten und lieben. Michelangelo hat ein intaktes Bild von Gott und ein intaktes Bild der Beziehung Gottes zum Menschen gemalt: ein Bild, in dem sich Gott und Mensch wohlfühlen. Intakte Bilder sind wichtig für ein glückliches Leben.

Nun aber ist dieses Bild des Adam, dieses Bild des Menschen nicht das einzige, das wir kennen. Wir sind nicht so originell und wohlgeformt wie der Adam des Michelangelo. Jeder Mensch fühlt sich irgendwie verformt, entartet, widersprüchlich, »aus dem Rahmen gefallen«. Alles Geschöpfliche, Leib, Seele, Geist, Umwelt und Mitmenschen, scheint von dieser Verformung betroffen zu sein. Der verformte Mensch malt dann auch einen Gott nach seiner Art. Er kann Gott nicht mehr als gut, wohlgeformt und originell denken. Dessen guten Gefühle für den Menschen verschwinden, und nun werden in Gott böse Absichten und zerstörerisches Racheverhalten hineinphantasiert, wie es eben der Mensch von sich selber und seinesgleichen kennt.

Michelangelo hätte diese Situation vielleicht so dargestellt: Das Gesicht des Menschen ist finster geworden, sein Ausdruck hart. Der Mensch hat nicht mehr Gott im Blick, er grenzt Gott aus seinem Gesichtsfeld aus, er schaut an ihm vorbei oder in eine ganz andere Richtung. Auch die Hand des Menschen greift nicht mehr nach Gott, sie greift vielleicht einseitig nach der Schöpfung oder vergreift sich an ihr. Vielleicht schämt sich der Mensch auch, nur ein Mensch zu sein.

Aber nicht nur der Mensch, auch Gott ist auf diesem zweiten Bild ein anderer geworden. Auch Gottes Blick ist vom Menschen abgewandt. Und seine Hand ist zurückgezogen. Zu dieser Gestik wird dann phantasiert: Gott ist beleidigt, er grenzt den Menschen aus dem Kreis seines Lebens aus, er verschließt den Himmel, er lässt den Vorhang herunter, er löscht das Licht der Gnade aus und schießt die Pfeile seines Zornes auf die Menschen. Gott wird umfunktioniert. Eine Wirklichkeit entsteht, die den Namen »Gott« nicht mehr verdient.

Man muss sich das Ganze erst einmal richtig bewusst machen: Menschen fühlen sich in ihrem oft schlimmen Verhalten so mächtig, dass sie auch das Bild und das Herz eines guten Gottes total verändern, dass sie ihn böse machen können. Sie glauben, dass sie es mehr mit einem »Dämon-Gott« als mit einem Freund der Menschen zu tun haben. Solcher Glaube riecht einerseits nach falscher Wahrnehmung und andererseits nach primitiver Interessentheologie.

Ich zitiere nur ganz wenig biblische Texte, die vom »bösen Blick« dieses »Gottes« handeln: Psalm 34,17 betont: »Das Antlitz des Herrn richtet sich gegen die Bösen.« Psalm 80,17 fordert:

»Sie sollen vergehen vor deinem drohenden Angesicht.« Jesus Sirach 18,24 mahnt:

»Denk an die Zeit der Vergeltung, wenn er sein Angesicht abwendet.« In Jeremia 21,10 wird

prophezeit: »Ich habe mein Angesicht gegen diese Stadt gerichtet zu ihrem Unheil.« Levitikus 17,10 betont gegen Menschen, die Blut genießen: »Gegen einen solchen werde ich mein Angesicht wenden und ihn aus der Mitte seines Volkes ausmerzen.« Und der gute Ijob fragt »Gott«: »Warum verbirgst du dein Angesicht und siehst mich an als deinen Feind?« (Ijob 13,24) Wer lange genug hinsieht, spürt, dass unter dem bösen Blick eines solchen »Gottes« der Mensch ohne Chance bleibt. Er muss sich ungeborgen und verflucht, gottverlassen und mutterseelenallein fühlen. Ein Teufelskreis ohne Ende beginnt. Er kann nur in die Verzweiflung führen. Nun gibt es aber Gott sei Dank innerhalb des Denkens über Gott noch eine dritte Linie. Sie weiß um die Störungen und Verrücktheiten des Menschen, sie lehnt es aber klar ab, ähnliche Störungen und Verrücktheiten auch in Gott hineinzulegen, also das Gottesbild nach dem Erscheinungsbild des Menschen auszustatten und Gottes Verhalten zum Menschen zu verzeichnen. Sie lässt Gott nicht entarten. Sie glaubt an einen Gott mit einem guten Gesicht und einem liebenden Herzen, dessen »Allmacht der Liebe« kein Mensch umfunktionieren kann. Im Bild des Michelangelo könnte dieser Gott und seine Beziehung zum Menschen dann so aussehen: Auch wenn sich der Mensch durch die Sünde verändert hat und oft genug entartet ist, wenn er unter seiner Würde lebt oder leben muss, Gott ist dem Menschen treu geblieben. Er ist immer noch dem Menschen zugewandt, er schaut immer noch den Menschen an, er behält ihn im Blick, er bleibt ihm zugetan. Gott zieht seine Hand nie und nimmer zurück, er schämt sich auch des Menschen nicht, er verflucht ihn nicht, er ist und bleibt offen. Er schenkt dem Menschen sein Wohlwollen, er lässt weiterhin in der Welt des Menschen die Sonne aufgehen und den Regen fallen als Zeichen seiner Gnade und Güte. Das Antlitz Gottes leuchtet weiter über dem Menschen und der Mensch kommt gerne und erwartungsvoll in die Nähe dieses Gottes: »Wann darf ich kommen und Gottes Antlitz schauen?«, fragt der Psalm 42 (42,7). Über ein gutes Gottesbild sieht sich der Mensch auch als Sünder angenommen und geliebt. Eine gute Theologie weiß, dass Gott sich nicht verändert hat. Es war der Mensch, der ihn angeschwärzt hat. Für das ständig gleichbleibende Gottesbild der unveränderlichen Liebe steht Jesus gerade. Er zeigt uns (hinter allen Übermalungen der neutestamentlichen Theologen), welche neuen Kanäle sich Gottes Liebe sucht: Wie sie Kranke heilt, Sünder sucht, Menschen in das Leben zurückführt. Die alten Bilder führen in die Ausweglosigkeit, in Sackgassen, sie machen krank und schuldig, das Gottesbild Jesu, das auch im Alten Bund immer wieder durchschlägt, macht heil und gesund. Vor einem gütigen Gesicht können auch Menschen wieder gütig und human werden, weil sie in einem guten Gott das beste Vorbild und Beispiel haben.

Meditation 2:

»Hier will ich unter den Menschen wohnen.« (Jüdische Geschichte)

Als Grundlage für diese Meditation nehme ich ausnahmsweise eine nichtbiblische Geschichte, die aber zu den schönsten jüdischen Geschichten gehört:

Zwei Brüder wohnten einst auf dem Berg Morija. Der Jüngere war verheiratet und hatte Kinder, der Ältere war unverheiratet und allein. Die beiden Brüder arbeiteten zusammen, sie pflügten das Feld zusammen und streuten zusammen den Samen aus. Zur Zeit der Ernte brachten sie das Getreide ein und teilten die Garben in zwei gleich große Stöße, für jeden einen Stoß Garben.

Als es Nacht geworden war, legte sich jeder der beiden Brüder bei seinen Garben nieder, um zu schlafen. Der Ältere aber konnte keine Ruhe finden und sprach in seinem Herzen: »Mein Bruder hat eine Familie, ich dagegen bin allein und ohne Kinder, und doch habe ich gleich viele Garben genommen wie er. Das ist nicht recht.«

Er stand auf, nahm von seinen Garben und schichtete sie heimlich und leise zu den Garben seines Bruders. Dann legte er sich wieder hin und schlief ein.

In der gleichen Nacht nun, geraume Zeit später, erwachte der Jüngere. Auch er musste an seinen Bruder denken und sprach in seinem Herzen: »Mein Bruder ist allein und hat keine Kinder. Wer wird in seinen alten Tagen für ihn sorgen?«

Und er stand auf, nahm von seinen Garben und trug sie heimlich und leise hinüber zum Stoß des Älteren. Als es Tag wurde, erhoben sich die beiden Brüder, und wie war jeder erstaunt, dass ihre Garbenstöße die gleichen waren wie am Abend zuvor. Aber keiner sagte dem anderen ein Wort. In der zweiten Nacht wartete jeder ein Weilchen, bis er den anderen schlafend wählte. Dann erhoben sie sich, und jeder nahm von seinen Garben, um sie zum Stoß des anderen zu tragen. Auf halbem Weg trafen sie plötzlich aufeinander, und jeder erkannte, wie gut es der andere mit ihm meinte. Da ließen sie ihre Garben fallen und umarmten einander in herzlicher brüderlicher Liebe.

Gott im Himmel aber schaute auf sie hernieder und sprach: »Heilig, heilig sei mir dieser Ort. Hier will ich unter den Menschen wohnen.«

Ein wenig bekannter Aspekt: Gott freut sich über den Menschen

Wo freut sich Gott noch über den Menschen? Geschichten wie die von den beiden Brüdern auf dem Berg Morija sind selten. »Hier will ich unter den Menschen wohnen«, hinter diesem erhabenen und auch etwas formelhaften Wort Gottes stecken tiefe Freude und Zufriedenheit. Es gibt nicht viele biblische Geschichten, wo Gott eindeutig gute Gefühle für den Menschen zum Ausdruck bringt, wo er Gelegenheit hat, sich zufrieden über die gute Moral der Menschen zu äußern.

Wo es um das Verhältnis Gottes zum Menschen geht, fallen mir gewöhnlich andere Geschichten ein.

Der Normalfall: Gott ärgert sich über den Menschen

Die meisten Geschichten der Bibel handeln davon, dass der »Gott« dieser Geschichten entweder nichts zu lachen hat oder dass es mit diesem »Gott« nichts zu lachen gibt oder dass »Gott« selbst über den Menschen lacht. »Gottes« Gefühlspalette ist recht breit.

- »Gott« hat nichts zu lachen: Ich denke an die ganze biblische Urgeschichte, die immer stärker zeigt, wie missraten, verkommen und gestört, kurz, welch krankhaftes Gebilde der Mensch ist. Die Bosheit der Menschen ist das zentrale Thema der ersten Kapitel des Buches Genesis. Es handelt sich um eine Bosheit, die immer mehr anwächst. Im Rahmen der Komposition des Jahwisten darf es scheinbar keine Geschichten mehr geben, die vom Gutsein des Menschen und von der Zufriedenheit Gottes handeln.
- Mit »Gott« gibt es nichts zu lachen: Ich denke an die Sintflut-Geschichte (Genesis 6 ff.), wo sich der in Genesis 1 und Genesis 2 so menschenfreundliche Gott ein ganz und gar menschenfeindliches Gesicht aufsetzt, ein Gesicht mit ganz herben Zügen der Rache und der Strafe. Mir fällt die Geschichte von Kain und Abel ein (Genesis 4), die dem Menschen die Freude an Gott nehmen und ihn verunsichern muss. Kain und Abel sind ein Brüderpaar wie die beiden vom Berg Morija. Beide lieben Gott, sie verehren ihn und opfern ihm. Über beide müsste sich Gott eigentlich freuen. Zu beiden müsste er sagen: »Hier will ich unter den Menschen wohnen.« Aber es kommt ganz anders. Im Text heißt es so überraschend und unverständlich: »Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht.« Niemand erfährt, warum! »Fromme« Leute erklären, dass Gott niemandem Rechenschaft schuldig ist. Die Geschichte hinterlässt einen bitteren Nachgeschmack: Gott erhält die Gesichtszüge eines zwielichtigen Willkür-Gottes, der den einen bevorzugt und den anderen benachteiligt, den einen auswählt und den anderen ausschließt, den einen liebt und den anderen hasst. Diese Züge fördern nicht gerade den vertrauensvollen Zugang zu diesem Gott.
- »Gott« lacht über den Menschen: An manchen Stellen der Bibel tauchen Gefühle der Schadens- und Vernichtungsfreude »Gottes« auf. Wie ein despotischer Orientale verlacht und verspottet er seine Rivalen, die »Könige der Erde« (Psalm 2,4), die »Feinde« und die »Frevler« (Psalm 37,13; 59,9; Weisheit 4,18). In Deuteronomium 28,63 sagt Mose: »So, wie der Herr seine Freude daran hatte, euch Gutes zu tun und euch zahlreich zu machen, so wird der Herr seine Freude daran haben, euch auszutilgen und zu vernichten.« Dieser Zug des Gottesbildes reicht bis in die Geheime Offenbarung hinein (Offenbarung 18,20).

Noch einmal: Gott freut sich über den Menschen

Nun gibt es aber eine Reihe biblischer Texte und Bilder, die von der Freude und Zufriedenheit Gottes mit dem Menschen handeln.

Genesis 1,1-2,4 zeigt, dass die ganze Schöpfung auf den Menschen als dem Hauptwerk dieser Schöpfung ausgerichtet und zugespitzt ist. Genesis 1,31 sagt voller Genugtuung: »Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut.« Das heißt doch: Ich als Mensch bin gut und berechtigt, zu sein, weil Gott mich gewollt und geschaffen hat.

Genesis 2,7 spricht ebenfalls von einem Gott, der ein gutes Werk geschaffen hat. Der Mensch wird vorgestellt als Kind der guten Erde (Erde ist nicht primär ein Symbol der Nichtigkeit, sondern positive Schöpfungswirklichkeit, die leider einer späteren Diffamierung zum Opfer gefallen ist) und als Kind des guten Gottes, der dem Menschen seinen Lebensatem schenkt

und ihm (nicht nur) durch diesen Atem verbunden bleibt.

In die gleiche Richtung gehen die liebevollen Worte über den Menschen etwa in Psalm 8 (»Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.«) oder in Psalm 104, der den Wunsch enthält: »Der Herr freue sich seiner Werke.« Aus diesen und ähnlichen Texten spürt man immer wieder den Glauben heraus, dass Welt und Mensch nicht total aus den Angeln gefallen sind. Trotz Übermalungen und Verzerrungen einer Sekundärtheologie spürt man immer wieder den Gedanken einer ursprünglichen Einheit und Freundschaft zwischen Gott und Mensch.

Noch in einer anderen Textreihe spürt man die Freude Gottes an seiner Welt und am Menschen: Es geht dabei um die künftige Herrlichkeit Zions, über das gesagt wird: »Denn der Herr hat an dir seine Freude, und dein Land wird mit ihm vermählt« (Jesaja 62,4) und »Wie der Bräutigam sich freut über die Braut, so freut sich dein Gott über dich« (Jesaja 62,5). Auch Jeremia spricht die gleiche Sprache: Der Herr spricht: »Dann wird Jerusalem meine Freude sein, mein Lobpreis und Ruhm bei allen Völkern der Erde« (Jeremia 33,9). Ähnliche Worte sprechen fast alle Propheten, dass eine Zeit kommt, in der Gott sich »freut und jubelt« (Zefanja 3,17). Der schwere Wermutstropfen besteht nur darin, dass diese Freude auf den kleinen Rest der Erwählten eingegrenzt ist.

Die Zeit zwischen Anfang und Ende: Eine Zeit des Widerspruchs

Die Freude und Zufriedenheit Gottes scheint auf den Anfang und das Ende der Schöpfung begrenzt zu sein. Die Geschichten dazwischen stellen fast alle nur noch das Gegenteil fest: Gott ist unzufrieden. Und der Schluss lautet dann: Gott und Mensch leben in einem fundamentalen Widerspruch. Der Mensch ist so abgesunken, dass er Gott keine Freude mehr machen kann, von ein paar besonders Auserwählten abgesehen.

Andere Geschichten müssen wir schreiben

In dieser Landschaft tut die Geschichte von den beiden Brüdern auf dem Berg Morija gut. Und ich glaube, dass es sehr viele schöne Beziehungsgeschichten zwischen Gott und Mensch gibt, dass sich Gott so wie über unsere beiden Brüder über viele Menschen freuen kann und nicht nur über seinen Sohn Jesus (Markus 1,11; 9,7 und Parallelen) und zurückgekehrte Verlorene (Matthäus 18,13; Lukas 15,32).

Der Mensch ist ja in vielfacher Hinsicht gut geblieben und somit eine Freude für Gott. Man soll nicht so tun, als fänden sich keine konkreten Exemplare guter Menschen, als gäbe es keine schönen Geschichten. Man kann sie nur suchen oder selber neu schreiben ... Und ein Gott, der sich über den Menschen freut und sich freuen kann, tut uns allen gut. Es ist nicht belanglos, welches Gesicht uns »vom Himmel her« anschaut.

Meditation 3:

»Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt.« (Genesis 2,18)

Ein Liebesgedicht von G. Kiefel trägt die Überschrift »Begegnung«. Ich zitiere es wegen seiner Schönheit, Stimmigkeit und Lebensfreude:

*Ich freue mich, dass du da bist
mit deinem glänzenden Haar,
mit deinen leuchtenden Augen,
mit deinem lachenden Mund.*

Ich freue mich, dass du da bist.

Du bist anders als ich:

*Wie du gehst,
wie du mir zuwinkst
und mich anlachst.*

Ich freue mich, dass du da bist.

*Wenn ich dich treffe,
wird all das andere unwichtig:
Elternhaus, Schule, die Arbeit.*

*Wenn ich dich sehe,
ist die Welt viel schöner als sonst,
und ich bin froh, dass ich lebe.*

In diesem Text spürt man den Geist einer Geschichte aus dem Buch Genesis des Alten Testaments (Genesis 2,18-25), in der es um die Erschaffung der Frau geht. Genesis 2,18-25, dieses fröhliche »Blitzlicht« unter den zahlreichen finsternen Geschichten des Alten Testaments, atmet den Geist einer jubelnden und problemlosen Liebe zwischen Mann und Frau und den Geist eines Gottes, der ein Herz für den Menschen hat.

Kurz zum Inhalt: Gott hat das Paradies und den Menschen geschaffen. Aber er ist mit seinem Werk noch »unzufrieden«. Er findet es nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. So bemüht sich Gott um ein dem Menschen entsprechendes »Gegenüber«. Tiere sind ungeeignete Gefährten. So schafft Gott liebevoll die Frau und führt sie dem Mann zu. Adam reagiert jubelnd: »Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch«. Und Mann und Frau leben zufrieden und problemlos vor Gott und im Paradies. Soweit der rote Faden der Geschichte.

Genesis 2,18-25 tut wohl in einem Klima, in dem die Beziehungen von Mann und Frau allzu schnell des Bösen verdächtig werden. Und der Text wirkt anregend in einer Zeit, in der viele Menschen einsam und beziehungslos sind.

Wenn ich diese Geschichte als schön und in sich stimmig bezeichne, dann verschließe ich die Augen nicht vor einigen Details, die wie Schönheitsfehler wirken können. Die Geschichte stammt ja aus einer am Mann orientierten Gesellschaft. Die Frau scheint wieder einmal nachrangig zu sein und über den Mann bestimmt und definiert zu werden. Außerdem zeigt uns der Text einen groß ausgreifenden Gott und einen doch recht passiv wirkenden Menschen. Doch diese Details sollen die Gesamtlinie des Textes nicht wesentlich beeinträchtigen. Die Geschichte bleibt genauso schön, wenn man Eva als erste jubeln lässt. Und auch die Passivität des Mannes wird sich durch das neue »Gegenüber« bald ändern.

Doch gehen wir näher an den Text und den roten Faden heran: Unsere Geschichte ist nicht von der gängigen theologischen Konvention geprägt. Gottes Gesicht hebt sich hier so wohl 75 tuend ab von anderen »Gottes«-Gesichtern, hinter denen nur zu oft ein eifersüchtiger und liebesneidiger Götze steckt. Nein, der »heilige« Gott ist hier so menschlich, so menschenorientiert dargestellt. Er sieht ein, dass es nicht gut ist, dass der Mensch allein bleibt. Der Mensch in der Einzahl, der einsame und sich selbst genügende Mensch ist nicht der, den Gott für »gut« findet. In unserem Text sieht es so aus, als ob sich Gott in den Seelenzustand des Alleinseins hineinversetzen, etwas merken und sich selbst korrigieren würde. Gottes liebevolles Denken ist hier köstlich eingefangen.

Und vor allem: Gott ist ein sehr aufmerksamer Gott hier wie auch in vorausgehenden Texten!

- Gott »merkt«, dass der Mensch allein sich selber nicht genügt. Es ist schlimm, wenn der Mensch allein im Raum steht, ohne einen Himmel über seinem Kopf, ohne Boden unter den Füßen, ohne ein Gegenüber.
- Und Gott »merkt« auch, dass er allein dem Menschen nicht genügt. Jedem kritischen Geist muss es ja auffallen, wieso Gott sagen kann, dass es nicht gut sei, dass der Mensch allein bleibt, wenn doch er (Gott selbst) auch noch da ist. Der Gott von Genesis 2,18-25 sieht sich anscheinend nie und niemals als »Ersatz« für eine menschliche Partnerschaft. Ebenso wenig will er ausschließende »Konkurrenz« zum Menschen sein. Durch einen menschlichen Partner sieht sich Gott niemals aus dem Spiel gebracht. Er hält auch keine Bräutigam- oder Braut-Stelle in dem Sinn inne, dass er einen menschlichen Bräutigam oder eine menschliche Braut ersetzt. Wer Gott zum Partner-Ersatz macht, der entwickelt ein spirituelles Fehlprogramm.
- Gott »merkt« auch, dass der Garten, die Erde allein, dem Menschen nicht genügt. Dabei hatte Gott den Menschen so gut versorgt: Er darf auf einem Areal der Fülle und der Wonne leben. Aber das alles genügte nicht. Das Geschenk des Gartens schien nur ein Vorspiel zum Geschenk des Partners zu sein. Jetzt versorgt Gott den Menschen mit seinesgleichen. Trotz aller schönen Naturmystik, die es gibt, spürt der Mensch, dass er nicht mit dem Garten, mit der Erde, und auch nicht mit der Arbeit verschmelzen darf. Er ist nicht primär zum Gartenpfleger und Arbeitnehmer bestimmt, sondern er findet nur im menschlichen Gegenüber die ihm entsprechende Erfüllung.
- Gott »merkt« auch, dass die Tiere ungeeignete Gefährten sind. Sie sind kein Gegenüber, kein Spiegel, keine Hilfe zur Überwindung des Alleinseins. Trotz vieler Ähnlichkeiten

aufgrund der gemeinsamen biologischen Seiten gibt es keine »menschliche Beziehung«.

- Gott »merkt« oder besser er markiert es, dass allein der Mensch dem Menschen adäquater Partner und ihm entsprechendes Gegenüber ist. Im Tiefschlaf schafft er aus »Adam« die »Eva«. Aus menschlichem »Material« baut er die Frau, konkret und greifbar steht sie da, als Erfüllung einer durch und durch guten Sehnsucht wird sie geschenkt, als Wohltäterin des Mannes und umgekehrt. Die Frau soll nicht »letzter Dreck« sein, sie soll für den Mann nicht »Luft« sein (das ist gegen Paulus gesagt, der in seiner apokalyptischen Verirrung schreibt: »In Zukunft möge, wer eine Frau hat, so sein, als habe er keine« 1 Korinther 7,29); sie ist auch nicht Versuchung, Falle, Gefahr für den Mann (auch wenn wiederum Paulus unterstellt: »Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn, wie er dem Herrn gefalle. Der Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt, wie er der Frau gefalle. So ist er geteilt« 1 Korinther 7,33.34), noch ist sie ihm im Bösen überlegen (Jesus Sirach 25,13 ff.).

Der Text sagt vielmehr aus, dass der Mensch im Partner das gefunden hat, was sein Herz begehrt. Die neutestamentlichen Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle drängen sich hier auf. Es gibt im Leben überwältigende Entdeckungen. In der jubelnden Reaktion des Adam ist etwas eingefangen von der Genugtuung und der Freude über die unerwartete Entdeckung seines »Schatzes«. Darum hat auch Martin Buber diese Stelle ganz treffend so übersetzt: »Diesmal ist sie's«, was sowohl ein Stück Ungeduld und ein Stück freudiges Erstaunen und Aufatmen einschließt. Adam ist jetzt nicht mehr nur auf Gott und auf die Erde verwiesen, er spürt, wie er auf den menschlichen Partner ausgerichtet ist, wie ein tiefes Verlangen nach diesem da ist, wie er erst so richtig wach und lebendig wird, als er der Frau begegnet. So ist in dieser Geschichte eigentlich alles rundherum stimmig. Nichts stört die Klarheit und Eindeutigkeit des Inhaltes. Das war noch einige Verse vorher, bei der Gabe des Gartens für den Menschen, anders. Die Gabe des Gartens wird nämlich an eine Bedingung geknüpft, an das Verbot, vom »Baum der Erkenntnis von Gut und Böse« zu essen (Genesis 2,17). In Genesis 2,18-25 jedoch vertraut Gott dem Adam seine Partnerin ohne Bedingungen und Einschränkungen an. Unsere Geschichte ist zugespitzt auf die Wichtigkeit des menschlichen Partners für den Menschen. Obwohl Adam Boden unter den Füßen hat, obwohl es die Erde gibt, obwohl er einen Himmel über sich spürt, obwohl Gott sein guter und treuer Fürsorger ist, kann er zur Frau sagen, wie es in dem eingangs zitierten Text von G. Kiefel heißt: »Wenn ich dich sehe, ist die Welt viel schöner als sonst.« Und kein Gott ist neidisch und keine Erde entzieht den Boden. Im Gegenteil: Gottes Güte kommt in dieser Geschichte ganz groß heraus. Irgendwie hat sich mit der Erschaffung und Zuführung der Frau ein Kreis geschlossen: Gott gönnt dem Menschen sich selbst, Gott gönnt dem Menschen die Erde und den Garten, Gott gönnt dem Mann die Frau und der Frau den Mann. Jetzt ist das »Haus« fertig, in dem der Mensch wohnen darf. Jetzt stimmt sein »Ökosystem«. Jetzt ist der Mensch optimal »vernetzt«.

Im Anschluss an Genesis 2,18-25 kann man sehr gut den Psalm 23 meditieren. Mit Ausnahme von Vers 5 ist dieses Lied von einem guten Geist durchweht, es ist ein wahres Heilsgedicht. Neben der Liebe eines Partners darf der Mensch die Nestwärme dieser Welt genießen. Man wird an die Paradieserzählung erinnert, an das »Glück des Anfangs«: Der Mensch soll alles haben, was seine Zufriedenheit ausmacht. Gott »lässt« es ihm: die Freuden und Objekte unserer Sinne, die Fülle der Farben, Formen und Klänge, Essen und Trinken, die Werke unseres Geistes und unserer Hände.

In diesem Lied spürt der Mensch ebenfalls Gottes unbedingt positive und warme und liebevolle Zuwendung, seine freundliche Aufmerksamkeit, sein Verständnis für die menschlichen Bedürfnisse, seinen weiten Horizont, seine Überlegenheit über so viel menschliche Enge, sein Vertrauen, dass sich niemand endgültig verläuft. Der Gott dieses Psalms wirkt so klar und eindeutig, so überlegt und berechenbar, so sicher und undramatisch wie einer, der gerne Gutes tut.

Meditation 4:

Der Baum vor Evas Nase und das Verbot zu essen (Genesis 2,17)

Früher öfter als heute wurde Grimms Märchen »Marienkind« erzählt:

*Ein Holzhacker übergibt aus lauter Armut
sein einziges Kind, ein dreijähriges Mädchen,
der Jungfrau Maria.*

*Diese verspricht, dem Mädchen Mutter zu sein,
für es zu sorgen -*

und nimmt es mit hinauf in den Himmel.

Dort ist alles schön und gut.

Doch mit 14 Jahren wird es auf die Probe gestellt.

*Die Jungfrau Maria vertraut ihm die Schlüssel
zu den 13 Türen des Himmelreiches an:*

*Zwölf Türen darf das Mädchen aufschließen,
aber die dreizehnte ist ihm verboten.*

*»Hüte dich, sonst wirst du unglücklich«,
sagt Maria zu ihm.*

*Doch die Begierde im Herzen ist stärker,
erzählt das Märchen weiter.*

*Das Mädchen sperrt eines Tages auch die 13. Türe auf
und sieht dahinter die göttliche Dreieinigkeit
in Feuer und Glanz sitzen.*

*Als bald empfindet es eine gewaltige Angst -
und die Angst wollte nicht mehr weichen.*

Von der Jungfrau Maria zur Rede gestellt:

*»Hast du es gewiss nicht getan?«,
sagt das Mädchen dreimal »Nein«.*

So wird es mitten in eine Wildnis verbannt.

*Von einem Königssohn entdeckt und geheiratet
nimmt ihm die Jungfrau Maria*

*jedes ihrer drei neugeborenen Kinder,
weil das Mädchen, inzwischen Königin geworden, weiter lügt:*

»Nein, ich habe die verbotene Tür nicht geöffnet.«

*Weil ihre Kinder spurlos verschwinden,
wird die Königin zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt.*

*Erst als das Feuer schon ringsum zu brennen anfängt,
erzählt das Märchen,*

*»schmolz das harte Eis des Stolzes
und ihr Herz war von Reue bewegt.«*

»Ja, Maria, ich habe es getan«, ruft sie laut.

*Wegen ihrer Reue wird das Feuer
durch einen Regen vom Himmel gelöscht.*

*Und die Jungfrau Maria gibt ihr ihre drei Kinder zurück
und schenkt ihr Glück für das ganze Leben.*

Soweit diese erbauliche Geschichte mit moralischem Zeigefinger. A. Miller beschreibt in ihrem Buch »Du sollst nicht merken« das Schicksal eines Mädchens, das in diesem Märchen »Marienkind« sich selbst und ihre Lebensgeschichte entdeckt. Das Mädchen schreit in einem Wutanfall: »Was für ein grausames Spiel treibt sie (die Jungfrau Maria, Anm.d.Verf.) da eigentlich mit ihrem Pflegekind?« Auch Inge, das ist der Name des Mädchens, wurde von ihren Erziehern immer wieder bewusst in Versuchungssituationen gebracht. Ihr Empfinden, was dieses Märchen betrifft, kann auch uns die Augen öffnen.

Schauen wir die Gemeinheit an: Die Jungfrau Maria hatte immerhin versprochen, dem Kind eine gute Mutter zu sein und für es zu sorgen. Hier aber versagt sie vollends: Statt ein vierzehnjähriges Mädchen in das Leben einzuführen, ihm die Weite des Lebens zu erschließen, ihm Mut zur Entdeckung des Lebens zu machen, es durch Versuch und Irrtum und Erfolg zu begleiten, wird mit dem Kind ein Spiel veranstaltet, an dem das Kind scheitern muss. Dass dieses Scheitern sich auch noch im Himmel abspielt, ist besonders makaber.

Was die Jungfrau Maria mit diesem Spiel eigentlich im Sinn hat, wird nicht offengelegt. Die

Spielchen und Ideen der »Großen« darf man ja nie hinterfragen! Will sie sich amüsieren? Will sie das Kind klein halten? Will sie ihm seine Schwächen beweisen? Will sie ihm zeigen und beweisen, dass sie größer ist und mehr kann und mehr weiß? Was will sie und die vielen anderen, die mit Menschen, mit ihrer Einfachheit und mit ihrem Wissens- und Eroberungsdurst Versuche machen?

Ein Idealbild der Jungfrau Maria wird uns hier nicht gezeigt. Maria vertraut dem Kind Schlüssel an und verbietet zugleich recht gemein ausgedacht - , alle anvertrauten Schlüssel zu benützen. Liegen in diesem Vorgehen nicht Menschenverachtung, fundamentales Misstrauen, fundamentaler Zweifel am Kind, ein Stück Demütigungsversuch? Eine liebende Mutter hat es nicht nötig, ihr Kind in Versuchung zu führen und auf die Probe zu stellen, ob es treu, brav, ehrlich und fleißig ist. Sie wird ihrem Kind nichts unterstellen, wird es nicht verdächtigen, wird es nicht in Gefahr bringen. Oder will die Jungfrau Maria ihre besondere Stellung herauskehren, dass sie eben mehr weiß als andere? Warum will sie dem Kind etwas vorenthalten? Welchen Grund hat sie? Kinder äußern oft genug den Verdacht, dass die Erwachsenen etwas wissen, was sie ihnen vorenthalten und das macht dann viele Sachen noch spannender. Kein gesunder Sterblicher sieht ein, dass es von Haus aus Privilegierte geben soll!

Auf welche Bahn sich die Jungfrau Maria mit ihrer Probe begibt, sieht man am Fortgang der Geschichte: Welche Gewalt muss sie im Namen der Liebe und Sorge anwenden, um die »Folgen« ihres Einfalles wieder zu beheben! Ein Kind wie Inge kann mit Recht fragen: Warum macht sie das alles? Was ist das für ein Himmel?

Und was ist das für ein Menschenbild! Statt ein Kind mit letzter Liebe zu umfassen und ihm die geschuldete Sicherheit und Geborgenheit zu geben, muss eben dieses Kind durch Proben und Versuchungen Beweise der Liebe und des Gehorsams erbringen. Es wird in große Verlegenheit, in höchste Gefahr gebracht, seelisch und geistig überfordert. Vom kleinen Mädchen wird verlangt, dass es ethisch höher steht als die Jungfrau Maria. Versuchung ist nun einmal ein fauler Trick. Misstrauen ist seine Basis. Ich meine: Gute Erzieher versichern sich anderweitig der Liebe ihrer Kinder. Wie gefährlich wird hier Gottes Welt, wie gefährlich wird hier der Himmel! Das Schöne wird rundweg verboten, es wird ausgeklammert. Dabei drängt alles Schöne nach Mitteilung und sicher auch der Gott hinter der dreizehnten Türe.

Inge hat recht: »Was für ein grausames Spiel treibt sie (die Jungfrau Maria) da mit ihrem Pflegekind?« 12 Die gleiche Inge hat während ihrer Behandlung auch die Worte geschrien: »Die Geschichte der Eva im Paradies ist eine Gemeinheit, warum hat Gott ihr den Baum der Erkenntnis vor die Nase gestellt und ihr verboten, davon zu essen?«

Damit trifft Inge einen ganz wunden Punkt der christlichen Verkündigung: die Versuchung der ersten Menschen und ihren Sündenfall.

Genesis 1 und 2 bringen zum Ausdruck: Gott hat dem Menschen eine schöne Welt und Gott hat dem Menschen einen menschlichen Partner anvertraut. Und nun kommt in Genesis 3 eine »schwache« Geschichte, in der dieser »Gott« restlos versagt. Die Geschichte ist gut gemeint, aber keine »Offenbarung«.

Eigentlich müsste man ja erwarten, dass Gott in Genesis 3 den Menschen in seine Welt einführt, wie es Eltern mit ihren Kindern tun. Aber stattdessen dreht sich alles um eine Forderung, die Gott stellt. Der Eindruck entsteht, dass »Gott« seine Welt dem Menschen nur mit Vorbehalt bzw. eingeschränkt anvertraut hat. Das Leben wird nicht als ein Geschenk aus der Hand Gottes angesehen, sondern primär als Probe, als Prüfung verstanden, die es zu bestehen gilt. Das ist bis heute »eingefleischtes« Wissen vieler asketischer Bücher und menschlicher Köpfe. Dabei braucht der Mensch für sein Leben in dieser Welt eine Hilfe, einen Wegbereiter, der mit ihm ins Unbekannte geht, der ihm Mut macht, der ihm Vertrauen zu den vielfachen Angeboten des Lebens ermöglicht. Stattdessen wird er willkürlichen, unbegründeten, undurchsichtigen und zu kurz greifenden Forderungen unterworfen, wird bedroht und unter Dauerleistungsdruck gesetzt. So ist der Mensch für diesen »Gott« nicht Partner, sondern Untertan und Prüfling, der zeigen soll, ob »Gottes« Werk gelungen ist.

Dieser »Gott« zeigt dem Menschen auch nicht die wahren Grenzen seines Lebens, das rechte Maß der Dinge, oder die Mitte, die zu jedem Leben gehört. An echte Grenzen herangeführt zu werden ist etwas ganz anderes als ein billiges Essverbot zu erlassen. Solches sieht eher nach Ausschluss vom Leben und nach »Neid der Götter« aus, keine Gleichberechtigten zu dulden. Innerhalb dieser Vorgaben muss »Gott« konsequent scheitern: im Paradies und noch viel mehr auf der »verfluchten Erde«. Was da »Gott« im Sinn hatte, wird nicht gesagt, was der Verfasser im Sinn hat, von welcher Plattform aus er denkt, ist nicht schwer zu erraten. Doch

mit der heutigen Kritik an seinem Gottesbild hat der Verfasser nicht gerechnet, ebenso wenig auch die Kirche, als sie die Gottesbilder des Alten Testaments pauschal übernahm und für die Glaubenden als verpflichtend erklärte.

Wie sieht dieses Gottesbild in Genesis 3 nun aus? Man muss dieses Bild lange durchmeditieren, man muss haarscharf unterscheiden, um das Ungenügende zu erkennen:

- »Gott« schafft sich Untertanen. »Mensch, du bist mir unterworfen«, sagt dieser »Gott«. Er duldet kein echtes Gegenüber. Da schlägt kein partnerschaftliches, sondern ein Herr-Knecht-Verhältnis durch.
- »Gott« knüpft die Gabe des Menschseins an sonderbare Bedingungen. Zuerst gibt er alles, dann hat er wieder seine Vorbehalte, die so unbegründet und willkürlich, von außen auferlegt und nicht aufgrund der Natur der Sache zu ergehen scheinen.
- »Gott« ist ängstlich, skeptisch, vorsorgend. Er baut Sicherungen ein, damit seine souveräne Stellung nicht erschüttert wird. Nichts soll ihm gefährlich werden. »Gott« hat direkt Angst vor dem Gedanken, ein Mensch könnte wie Gott werden (Der Gott Jesu hat später keine Angst, er sperrt den Menschen nicht aus, er lässt ihn zu sich zu).
- »Gott« führt durch seine Anordnung in Versuchung. In den Schriften des Neuen Testaments ist es der Satan, der in Versuchung führt (Markus 1,12-13 par.).
- Der Baum scheint für »Gott« wichtiger zu werden als der Mensch. Bei Jesus ist der Mensch eindeutig wichtiger als der Sabbat (vgl. Markus 2,27).
- »Gott« legt ein Verhalten an den Tag, das auch später bei Abraham, bei Ijob, bei Jesus Schule machen wird. Immer geht es um das Modell »Prüfung Gehorsam/Ungehorsam«.

Man kann sich fragen:

- Hat es Gott wirklich nötig, den Menschen zu versuchen?
- Muss die Liebe des Menschen zu Gott dauernd unter Beweis gestellt werden?
- Gab es in den frühen Zeiten Israels wirklich keine Menschen, die ein besseres Bild für Gott abgegeben hätten als die Patriarchen und Despoten des Alten Orient, die sich durch alle möglichen Proben und Prüfungen die »Treue« ihrer Diener sichern mussten?

Und wie sieht das Menschenbild von Genesis 3 aus? Es ist genauso wie im Märchen vom Marienkind: Das Opfer wird nicht gefragt, ob es unter diesen Bedingungen überhaupt leben will, ob es dem Versuch zustimmt. Am schlimmsten wird das später bei Isaac und Ijob. Der Mensch muss sich letztlich von Gott hereingelegt fühlen. Was für ein grausames Spiel treibt da Gott mit dem Menschen! Schon hier ist der Mensch restlos der Willkür Gottes ausgeliefert, der nach dem AT mit dem Menschen tun kann, was er will: die Ägypter verwerfen und Israel bevorzugen, Abel lieben und Kain hassen.

Außerdem erscheint bereits hier in diesem Text der Mensch als ein von seinen Trieben Bestimmter. Und diese Triebe werden so verstanden, dass sie nicht nach oben, sondern von Anfang an nach unten führen mussten. Dadurch wird der Abstand zu »Gott« noch deutlicher.

Beachtenswert ist auch das Weltbild unseres Textes. Hier scheint durch, dass Gott eine Welt hier auch noch ein Paradies gemacht hat, die ständig in Versuchung führen muss, also Konkurrenz für Gott wird. Alice Miller schreibt: »Was ist das für ein Paradies, in dem es unter Sanktionen des Liebesverlustes und des Verlassenwerdens, des sich Schuldig- und Beschämtefühlers verboten ist, vom Baum der Erkenntnis zu essen, d.h. neugierig zu sein? Wer war dieser widerspruchsvolle Gott-Vater, der es nötig hatte, eine neugierige Eva zu erschaffen und ihr gleichzeitig zu verbieten, ihr wahres Wesen zu leben?«¹³

Ich fasse zusammen: Die Theologen Israels haben kein Idealbild der Güte Gottes zustande gebracht. An Genesis 2,17 und 3 sowie an vielen anderen Stellen kann man sehen, wie subjektive Wahrnehmung und intentionale Ideologie (»Interessenstheologie«) in die sogenannte Urgeschichte hineingelegt wurden. Aber weder alle alten Mythen noch alle Interessen Israels eignen sich für die Schaffung eines brauchbaren widerspruchsfreien Gottesbildes. Schade, dass sich jüdische und christliche Theologen immer noch auf diese Bilder berufen und sie als wahre und echte Gottesbilder hinstellen.

Im bisherigen Verlauf meiner Abhandlung wurde schon gelegentlich deutlich, dass Jesus ein anderes Gottesbild gelehrt und gelebt hat. Er kennt keinen Gott, der mit dem Menschen spielt, der ihn in Versuchung führt. Sein Gott kennt keine versteckten Tricks, das Denken seines Gottes ist aufrichtig, offen und klar.

Besonders Herrschaft und Kontrolle sind dem Gott Jesu fremd: »Die Könige herrschen über

ihre Völker, und die Mächtigen lassen sich Wohltäter nennen. Bei euch aber soll es nicht so sein ...«, so heißt es in Lukas 22,25.26. Bei Jesus wird es als göttliche Sache hingestellt, das Leben der Menschen zu fördern und zu schützen, nicht einzugrenzen und zu behindern. Auch Strafen liegen Jesus und seinem Gott fern. Die ungastlichen Samariter werden nicht bestraft (Lukas 17,11 ff.).

Der Gott Jesu hält sich auch die Menschen nicht vom Leibe, er lässt die Kinder zu sich kommen sowie die Zöllner und Sünder. Er liebt sie, wie sie sind; er wird durch ihren Undank und Ungehorsam nicht verunsichert; er hat einen langen Atem; er droht nicht mit Vertreibung und Hölle; er misstraut nicht; er stellt die Menschen nicht dauernd auf die Probe. Für das Reich Gottes, das Jesus verkündet, gibt es keine Prüfung, keine Probe oder Probezeit, keine Zulassbedingungen. Jeder ist eingeladen. Von Gott gehen weder Druck noch Stress aus, er arbeitet mit Verständnis und Liebe. Der Gott Jesu wird nicht böse, auch wo er abgelehnt wird. Er ist nicht Richter, sondern Retter. Und kein Mensch wird ihm letztlich gefährlich, auch nicht der Mensch, der Jesus umbringt oder im ersten Anlauf ablehnt.

Jesus zeigt, wie Gott denkt. Und Gott kann im Paradies nicht anders denken als zur Zeit Jesu. Ein Gott, der Mensch wird, lässt den Menschen zu sich und hält ihn nicht fern. Ein Gott, der Mensch wird, hat keine Angst vor dem Menschen, er vertraut ihm.

Aber auch Jesus wurde wieder überholt und überrollt. Die alten Geschichten haben sich auch im Christentum durchgesetzt. Das ganze Leben ist auch für den Christen wieder zu einer Prüfung geworden; die Noten werden beim Endgericht bekanntgegeben. Das Leben selbst wird als große Versuchung hingestellt, der Mensch als schwach und begierlich und Gott selbst wird wieder unterstellt, dass er »in Versuchung führt« oder führen kann. Aber Gott sei Dank wurde in den Evangelien Jesus nicht mehr von Gott versucht und auf die Probe gestellt, sondern vom Satan. Das ist zumindest ein kleiner Sieg des Gottes Jesu.

Es wird noch viel klarer Unterscheidungen und damit wirklicher Gratwanderungen im Denken und Fühlen bedürfen, bis der Gott Jesu im Denken des einzelnen Christen wieder in seiner ganzen Klarheit, Eindeutigkeit, Liebe und Güte aufleuchtet.

Meditation 5:

»Das eigentliche Problem ... ist ... nicht Hiob, sondern Gott.« (H. Wolff)

Bei der Lektüre der »steinzeit« von Mariella Mehr¹⁴ ist man erschüttert, welche Katastrophe aus Lieblosigkeit, Gewalt, Sadismus und Demütigung ihre Kindheit und Jugend durchzog (siehe auch Kap 1.4). Es ist ein Wunder, dass die junge Frau dieser Katastrophe entkam und sich jetzt als Sprecherin für die Opfer aller Gewalt und Willkür engagiert.

Wir haben es bereits gesehen: »Gott« kommt bei Mariella Mehr nicht gut weg, aber die Dichterin kann sich von ihm absetzen. Ob sie einen neuen, einen besseren Gott gefunden hat, kann man aus ihrem Buch nicht erfahren.

»Gott« kommt auch in einem anderen Buch nicht gut weg, das zu den Hauptwerken der Weltliteratur gehört und nach der zentralen Gestalt des Buches benannt ist. Es handelt sich um das Buch Ijob (Hiob). Das Thema dieses Buches ist »Gott und der leidende Mensch«. H. Wolff sagt über die Ausführung des Themas: »Das eigentliche Problem ... ist ... nicht Hiob, sondern Gott«. Und man kann ihr recht geben. Denn dieser »Gott« im Buch Ijob ist eine Symbolfigur für alle Menschen, die sich allmächtig und großenwahnsinnig fühlen, die mit ihren Untergebenen ein böses Spiel treiben, die ihrer Allmacht Menschen opfern. Und dieser Ijob ist noch weitgehend die Symbolfigur für die Menschen, die zu Gemeinheiten dann doch wieder gehorsam Ja sagen, für die die Schonung höherer Autoritäten dann doch wieder das oberste Gebot darstellt. Die Geschichte ist schnell erzählt: Der brave Ijob gerät zwischen die Mühlsteine eines aufgeblasenen »Gottes« und eines selbstbewussten Satans. Im Grunde handelt es sich um zwei satanische Figuren. Es ist unglaublich, aber »Gott« gibt seinen treuen Diener dem Satan preis: »Gut, all sein Besitz ist in deiner Hand« (1,12) und »Gut, er ist in deiner Hand« (2,6). Es ist reine Willkür, reines Spiel, das »Gott« hier veranstaltet.

Die Verse 1,6-2,10 zeigen dann konkret, was mit Ijob geschieht, wie er zum Prüfling, zur Testfigur wird, wie mit ihm Menschenversuche veranstaltet werden.

Ijob wird hier im wahrsten Sinn geopfert, und zwar nicht nur sein Reichtum und seine Kinder, er selbst wird »mit böartigem Geschwür von der Fußsohle bis zum Scheitel« (1,7) geschlagen.

Und in 40,2 verlangt »Gott« dann auch noch das Opfer seines Verstandes und seiner Kritik: »Mit dem Allmächtigen will der Tadler rechten?«

So sagt Ijob am Ende doch wieder Ja zu diesem »Gott« und unterdrückt seine Fragen und Zweifel: »Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gelobt sei der Name des Herrn«

(1,21). Und weiter: »Nehmen wir das Gute an von Gott, sollen wir dann nicht auch das Böse annehmen?« (2,9). Ijob willigt ganz in den Willen »Gottes« ein: »Siehe, ich bin zu gering. Was kann ich dir erwidern? Ich lege meine Hand auf meinen Mund. Einmal habe ich geredet, ich tue es nicht wieder; ein zweites Mal, doch nun nicht mehr« (40,4.5). Er entschuldigt sich förmlich: »So habe ich im Unverstand geredet über Dinge, die zu wunderbar für mich und unbegreiflich sind« (42,3).

Ijob reagiert »Gott« gegenüber genauso ergeben wie die Müllerstochter in Grimms Märchen »Das Mädchen ohne Hände«, der der Vater im Auftrag des Teufels die Hände abschlagen soll. Sie fügt sich mit den Worten: »Lieber Vater, macht mit mir, was ihr wollt, ich bin euer Kind.«

So werden letztlich auch die Ansätze nicht aufgegriffen und zu Ende geführt, die das Buch Ijob im Vergleich mit anderen Gottesgeschichten enthält: Ijob stellt zwar bereits Fragen an Gott, er lässt sich aber zu schnell durch billige Gegenfragen und triumphalistische Antworten eines über alle Fragen erhabenen »Gottes« abwimmeln (38,1-40,2). Und er durchbricht bereits das »theologische« Denken von einem inneren Zusammenhang zwischen seinem Unglück und vorangegangenen Sünden. Ijob ist sich als ein von dieser Theologie Betroffener längst nicht mehr so sicher wie seine »theologischen« Berater und Gesprächspartner, die aus ihrer theoretischen Position heraus fast unbeschwert und unberührt sagen können:

*»Bedenk doch! Wer geht ohne Schuld zugrunde?
Wo werden Redliche im Stich gelassen?
Wohin ich schaue: Wer Unrecht pflügt,
wer Unheil sät, der erntet es auch.
Durch Gottes Atem gehen sie zugrunde,
sie schwinden hin im Hauch seines Zornes ...
Ja, das haben wir erforscht, so ist es.
Wir haben es gehört. Nimm auch du es an!«
(4,7-9; 5,27)*

Um der Wahrheit seines Lebens willen setzt sich Ijob zur Wehr. Er findet keine Schuld, die eine solche Strafe, wie er sie erleiden muss, verdient hätte. Ja, er wagt es sogar, diesen »Gott« als seinen Feind anzuklagen und ihm Vorwürfe zu machen:

*»Schuldlos wie schuldig bringt er um.
Wenn die Geisel plötzlich tötet,
spottet er über der Schuldlosen Angst.« (9,22-23)*

Aber sein Protest verhallt im Entsetzen seiner Freunde bzw. geht in der Arroganz, in der Ironie und dem verbalen Machtgetöse »Gottes« unter.

Im Gegensatz zu diesem Gottesbild des Ijob steht der Gott Jesu. Jesus weiß jeden Menschen in den Händen des Vaters und nicht an teuflische Mächte verkauft. Der Gott Jesu schlägt auch nicht den Menschen mit Geschwüren, er heilt vielmehr den »Aussatz« des Menschen. Der Gott Jesu muss sich auch nicht so triumphalistisch präsentieren wie der Gott Ijobs im Abschnitt 38,1-40,2.

Aber auch der Gott Jesu wurde vom Gott Ijobs wieder eingeholt. Er wurde wieder zweideutig, vieldeutig, mehrdeutig. Und auch Jesus selbst bekam ein doppeltes Gesicht. Er wurde einerseits ein Herrscher, ein König, ein Souverän wie der Gott Ijobs, und andererseits ein Opferlamm wie Ijob selbst.

Und wie war es im Verlauf der Kirchengeschichte, wie ist es in unserer vom Christentum geprägten Kultur? A. Miller schreibt dazu: »Es sind immer die Isaaks, deren Aufopferung Gott von den Abrahams verlangt und nie umgekehrt. Es ist die Tochter Eva, die dafür bestraft wird, dass sie der Versuchung nicht widersteht und ihre Neugier nicht dem Gehorsam unterwirft. Es ist der fromme und treue Sohn Hiob, dem Gott Vater immer noch misstraut, solange er nicht unter größten Qualen seine Treue und Unterwürfigkeit bewiesen hat. Es ist Jesus, der für die Gültigkeit der väterlichen Worte am Kreuze stirbt.«¹⁷
Könnten diese Opfer nicht Anlass zum Umdenken sein?

Meditation 6:

»Mach dich auf den Weg und geh nach Ninive, in die große Stadt, und droh ihr das Strafgericht an.« (Jona 1,2)

Ein junger Mann hat mir einmal seine Beziehung zu Gott und seine extreme Not mit diesem Gott ganz drastisch so geschildert:

»Es geht auf Gott zu, die Beziehungen werden immer enger. Ich kann mich mit Gott allein beschäftigen, ich brauche sonst nichts mehr. Ich bin auf Gott fixiert. Er rennt mir im Kopf herum. Ich habe mich auf Gott eingelassen, ich habe sonst niemand mehr gehabt.

Du merkst, Gott möchte was ... Da treibt dich etwas ganz fest, ein Ding, das in dir drinnen ist, das dich ganz beschäftigt, ein Machtinstrument, es ist wie Gott in dir drinnen.

Dieser Gott baut dich auf, er führt zu einer mystischen Haltung. Du kannst Gott direkt packen.

Du wirst selbst ein Halbgott. Der Gott macht dir aber auch panische Angst, dass er kommt.

Ich habe eine wahnsinnige Angst, dass er etwas möchte, dass er mit mir etwas machen möchte.

Gott ist ein Wahnsinnsding, einer, der dich kaputtmacht. Du gehst drauf, ob du ja oder nein sagst.

Er lässt mich nicht mehr aus. Gott ist mein einziges Problem. Ich möchte am liebsten

diesem Gott alles ins Gesicht schmeißen. Sie werden denken: Jetzt ist er Atheist!«

Ein Mensch, der so etwas sagt und denkt, ist in extremer Not, in religiös bedingter Not. Er ist an Gott erkrankt, an einem in sich total widerspruchsvollen Gott, an dem der junge Mann aber trotzdem noch spürt, dass er hier draufgeht, dass er kaputtgehen muss. Könnte er diesem Gott doch alles ins Gesicht schmeißen!

Als ich mit diesem jungen Mann konfrontiert wurde, habe ich an Jona gedacht, an den Jona der Bibel. Und ich habe zum ersten Mal anders an Jona gedacht. Es ging mir nicht mehr um eine »bedeutsame Gottesbotschaft« (Einheitsübersetzung, Einleitung in das Buch Jona), die verkündet werden musste, es ging mir nicht um den hier »durchbrechenden allgemeinen Heilswillen Gottes«, es ging mir auch nicht mehr um die so oft zitierte Gnade der »Berufung«, die Jona zuteil wurde. Ich entdeckte vielmehr in Jona, angeregt durch diesen jungen Mann, einen Menschen, der mit Gott und der Welt nicht mehr zurechtkam. Und ich entdeckte hinter den Kulissen ein Gottesbild, das krankmachen oder zur Flucht treiben muss. Jona erscheint in unserer Lehrerzählung sicher nicht als perfekter Mensch, aber sein Gott ist noch weniger perfekt. Wir werden es sehen.

Das Buch Jona ist heute für mich primär eine literarische Auseinandersetzung mit religiösen Themen, eine göttliche Offenbarung ist es nicht. Das Buch ist voll von Urbildern, die Theologen, Psychologen und Literaten fesseln und faszinieren. Aber die Verwendung tiefer Bilder und Symbole soll nicht davon abhalten, das leitende Interesse dieser Geschichte herauszuarbeiten. Das leitende Interesse ist ein ganz bestimmtes Gottesbild.

Im Buch Jona ist »Gott« ein absoluter Souverän. Er kann über den Menschen verfügen wie er will. Wenn das Wort dieses »Gottes« ergeht, dann muss der Mensch laufen. Wenn »Gott« wie ein Löwe brüllt, wird man zum Propheten (Amos 3,8). Wenn man sich aber an diesem »Gott« vorbeidrückt, wird er zum zerreißenen Löwen: »Ich, ja, ich reiße, dann gehe ich davon; ich schlepe sie weg, und keiner kann sie mir entreißen« (Hosea 5,14). Gott hat das Recht, dass der Mensch für ihn da ist, ohne dass der Mensch nachfragen darf.

Der »Gott« im Buch Jona ist aber auch voller Widersprüche. Das ist das eigentliche Problem, mit dem Jona zu kämpfen hat. Ich halte diesen Jona nicht für so bequem, dass er sich vor einer wichtigen Aufgabe drückt, dass er meint, es ginge im Grunde auch ohne ihn. Es ist etwas anderes, warum Jona nicht nach Ninive gehen will.

Für den modernen Leser schaut es zunächst so aus, als würde Jona einem unsinnigen Auftrag aus dem Wege gehen, als wolle er kein Unheil verkünden, als wolle er einem Gott, der Verderben bringt, aus dem Wege gehen. Das wäre heute ein durch und durch edles und anerkennenswertes Motiv. Es würde auch Jona ganz sympathisch machen. Das wäre von heute aus gesehen gesunder Widerstand, der sicher aber auch seine Probleme mit sich bringen würde.

Aber so weit ist Jona noch nicht.

Die Zwickmühle, in die Jona gerät, ist viel komplizierter. Er ist in einem religiösen Milieu aufgewachsen, das lehrt, dass Gott die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Das war für ihn Dogma. Dafür gibt es auch genug Belegstellen in den Schriften des Alten Testaments. Und nun bringt der jüdische Humanismus auf einmal eine andere Gottesvorstellung, dass Gott zwar kräftig droht, dann aber doch rettet, nicht vernichtet. Der drohende Gott wird als pädagogisches Mittel eingesetzt. Gottes Drohbotschaft hat die Rettung im Auge.

Hier kommt Jona nicht mehr mit. Kapitel 4 zeigt die wahren Gründe seines Widerstandes.

Gott ist für ihn nicht mehr eindeutig. Er möchte sein klares Bild vom Vernichter-Gott beibehalten, er möchte sein Freund-Feind-Denken konservieren. Auf der anderen Seite fordert ihn aber ein neues, auch nicht ganz ideales Gottesbild heraus.

Oder will sich Jona vielleicht keinem der beiden Gottesbilder beugen und deshalb fliehen? Auf jeden Fall ist auch hier wieder »Gott« und nicht Jona das primäre Problem. Die Unklarheit mit »Gott« dürfte Jona in die Sackgasse geführt haben. Ich denke dabei an das Wort des jungen Mannes: »Du gehst drauf, ob du ja oder nein sagst.« Aber was sein Nein bewirken würde, das wusste Jona noch nicht. Es erschien ihm auf jeden Fall als das kleinere Übel.

Halten wir fest: Jona wurde wahrscheinlich am Bild eines »Gottes« irre, der kompromissbereiter als früher war, der doch nicht erfüllt, was er androht, der rettet statt zu strafen. Seine Form, diesem »Gott« »alles ins Gesicht zu schmeißen«, ist die Flucht, die Flucht aus religiöser Not. Zunächst ist es eine Flucht aufs Meer, und später, im Blick auf die Vergeblichkeit dieses Unternehmens, entsteht der Wunsch, diesem »Gott« durch den Tod zu entfliehen (3,3). Diese Phänomene sind bekannt

.Der fliehende Jona wird von »Gott« verfolgt. Wie ein Jäger ein flüchtiges Tier jagt, so ist »Gott« hinter Jona her. Wie kopflos Jona flieht, wie sehr ihm »Gott« im Genick sitzt, ersieht man daraus, dass die Flucht aufs Meer hinausführt. Jona will weit weg vom »Herrn« (1,3), er versteckt sich im untersten Raum des Schiffes (1,5).

Doch der »Herr« lässt ihn nicht los, er macht ihm »Wind« (1,4). Jona gibt verzweifelt nach und opfert sich selbst (1,12). Sein Gottesbild kann er leider noch nicht opfern. So werfen ihn die Seeleute hinein ins Meer.

Aber nicht der Tod bringt ihm »Erlösung« vom »Verdger-Gott«, ein Riesenfisch saugt ihn ein (2,1), den der »Herr« schickt, oder besser, der der »Herr« selber ist. Jetzt ist Jona erst richtig in die Falle gegangen. Das Riesenmaul des Fisches erinnert mich an das »Wahnsinnsding« des jungen Mannes, für den es auch kein Ausweichen gibt, der ganz ausgeliefert und hilflos in einer gefährlichen Welt steht.

Aber zurück zu Jona: Manche frommen Psychologen sehen in seinem Eingesogenwerden ein Bild für einen seelischen Wandlungsprozess, für eine seelische Höllenfahrt und eine seelische Wiedergeburt. 18 Ch. Mewes meint, diese Wiedergeburt sei bei Jona deshalb so indiziert, weil er zur inneren Umkehr entschlossen ist: »Denn Jona, der vor Gott floh, gelang es ja in der Not, wieder zu ihm zu finden, zu beten und sich gehorsam zu seinem Auftrag zu bekennen«. 19 Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen.

Für mich ist nämlich die »Bekehrung« des Jona alles andere als ein freiwilliges Einlenken. Mir kommt das Verschlungenwerden eher als eine Art Beugehaft vor, um den ungehorsamen Jona kleinzukriegen, um ihn umzuerziehen. Jona wird nun zum besten Beispiel für den Satz der Volkskatechese: Not lehrt beten. Im Bauch des Fisches bricht sein Widerstand. Er gibt klein bei. Später sieht man, dass sein Gottesbild das alte bleibt. Bei seinem nächsten Problem mit »Gott« wünscht er wieder zu sterben (4,8). Hier im Bauch des Fisches wird Jona höchstens um die Erfahrung reicher, dass man vor diesem »Gott« nicht fliehen kann.

Jonas Widerstand bricht also in aufgezwungener Ergebnisheit zusammen. In anderen Fällen enden Menschen wie Jona dies zeigt die Erfahrung in Schizophrenie, religiösem Wahn, geistiger Umnachtung, Selbstmord und diversen Süchten, weil sie die religiöse Sackgasse nicht mehr entlässt.

Neben dem Gottesbild des Jona wird zwischendurch das Gottesbild angedeutet, das die Schiffsleute vom »Gott« Israels hatten. Jahwe ist ihnen wohlbekannt und sie haben vor ihm Angst (1,10). Für sie ist er ein schrecklicher »Gott«, von dem man weiß, dass er Vergehen anrechnet (1,14). Dieser »Gott« ruft dann ihr erschrecktes Erstaunen hervor (1,16) und sie opfern ihm.

Aber auch Ninive geht später vor dem »Gott« Israels in die Knie. Die Strafandrohung tat ihre Wirkung. »Wer weiß, vielleicht reut es Gott wieder und er lässt ab von seinem glühenden Zorn, so dass wir nicht zugrunde gehen« (3,9). Die Leute haben Angst, aber sie spekulieren auch bereits mit diesem »Gott« und suchen seine Lücken und Schwachstellen.

»Gott« hat im Falle Jona sein Ziel erreicht. Er hat ihn eingekriegt. Jona erfüllt seinen Auftrag. Und es tritt gerade das ein, was er vermeiden wollte. Ninive bekehrt sich. »Da reute Gott das Unheil, das er ihnen angedroht hatte, und er führte die Drohung nicht aus« (3,10). Nun bricht auch das alte Problem des Jona wieder durch. »Gott« ist wirklich anders geworden. Jona kommt wieder ins Schleudern. Weil er aber jetzt weiß, dass eine Flucht weg von »Gott« sinnlos ist, wird er depressiv und will sterben. Er fühlt sich von »Gott« ausgenutzt und begibt

sich in seinen Schmollwinkel. Der Bekehrungsversuch »Gottes« ist misslungen. Doch nun kommt eine neue Masche: Der »Verfolger-Gott«, der es vorher mit der Peitsche versucht hatte, aber nicht zum gewünschten Erfolg gekommen war, zeigt jetzt seine andere Seite, seine anbiedernde Zuckerseite. Er wird auf einmal ein gesprächiger, ein fragender, ein erklärender, ein argumentierender »Gott«. Die Erzählung lässt aber offen, wer letztlich gesiegt hat, der neue »Gott« oder der Wurm der Enttäuschung.

Das Buch Jona wird immer wieder als Zeugnis des Heilswillens Gottes hingestellt. Dieser Gedanke klingt auch in unserer Erzählung an. Er darf aber nicht Ablenkungsmanöver dafür sein, dass die Frage nach dem Gottesbild des Buches Jona unterschlagen wird bzw. dass man unkritisch über die Methoden hinwegsieht, mit denen hier »Gott« auftritt. Das Buch Jona bietet ein Wirrwarr an Gottesbildern. Gott ist widersprüchlich und unberechenbar, er ist gewalttätig und furchterregend.

Das Buch Jona wird auch oft als Modell einer Berufung durch Gott hingestellt, »wie es dem ergeht, der vor einem ihn von innen her drängenden Auftrag geflohen war«²⁰. Diese Sicht verfolgt Ch. Mewes.

Ich habe es anders erfahren: Jona kann für einen »Berufenen« zum Angsttraum werden, wenn er fliehen will (»Wenn ich nicht gehorche, geht es mir wie dem Jona«), oder zu einer Zwangsidee, die zum Bleiben veranlasst (»Ich muss gehorchen, denn er ist mein Herr«). Der junge Mann, der mir seine Not erzählte, hat es genau auf den Punkt gebracht: »Du gehst drauf, ob du ja oder nein sagst.«

Die Jona-Geschichte löst nichts, sie spielt nur mit dem Thema »Leben in einer Zwickmühle.« Und dieses Leben muss entweder in sich ergebenden Gehorsam oder in Depression und Todessehnsucht enden.»Jona« ist ein Schrei nach einem anderen Gott und nach einem Berufungsverständnis, das von der Erfahrung eines guten Gottes lebt.

Vorschläge zum Weiterarbeiten

Pathologische und pathogene Gottesbilder sitzen oft sehr tief. Eine einmalige Auseinandersetzung ist zu wenig. Zur weiteren inhaltlichen und inneren Klärung und Urteilsbildung, sei es allein, sei es in der Gruppe, kann das vergleichende Durcharbeiten der folgenden Textbeispiele sehr hilfreich sein. Dies kann methodisch wie folgt geschehen:

- Lesen Sie zunächst den »Text aus dem Leben«, setzen Sie sich diesem Text aus, notieren Sie Ihre Gefühle, Gedanken und Fragen und tauschen Sie sich aus, wenn Sie in einer Gruppe arbeiten.
- Lesen Sie anschließend den biblischen Text und verfahren Sie ähnlich.
- Vergleichen Sie dann die beiden Texte und die erarbeiteten Ergebnisse.
- Treffen Sie schließlich eine Entscheidung bzw. geben Sie eine ganz persönliche Stellungnahme ab.
- Und wenn Sie Lust haben, schreiben Sie anschließend eine neue Geschichte.

Von den nun folgenden fünf Arbeitseinheiten konfrontieren uns vier Beispiele mit der Tatsache, dass sich der biblische Gott oftmals wie ein ungenügender Mensch darstellt. Ein fünfter Text kann als Zusammenfassung und Ausblick dienen. Er macht deutlich, dass der biblische Gott in guten Menschen eine ernste Konkurrenz bekommen hat. Vgl. dazu die Aussage eines Vaters am Schluss von Kap 1.2.

1. Einheit

Text aus dem Leben: »Mutti ist nicht da«

Eine Mutter hat mir folgendes erzählt:

Die zehnjährige Tochter spielt eines Tages mit ihren Puppen. Es geht immer um das gleiche Thema: »Mutti ist nicht da.« In allen Variationen spielt das Mädchen dieses Thema durch. Schließlich schleicht es mit der Frage, die es so lange beschäftigt hat, zu seiner Mutter.

»Du, Mutti, bleibst du immer bei mir?«

»Natürlich bleibe ich bei dir!«

»Und du verlässt mich wirklich nicht?«

»Ganz bestimmt nicht!«

»Ganz bestimmt nicht?«

»Nein, wirklich nicht!«

Und dann sagt die Kleine fest und bestimmt: »So, jetzt weiß ich es!«

Diese kurze Geschichte wäre vielleicht nicht so bemerkenswert, wenn es im Leben dieses

Mädchens nicht auch eine andere Geschichte gäbe: Als das kleine Mädchen etwa zwei Jahre alt war, ist seine junge Mutter spurlos verschwunden. Zuerst blieb es bei Oma und Opa, dann kam es in ein Heim und schließlich fand es neue Eltern. Dort lebte sich die Kleine gut ein, aber die Vergangenheit, die unselige Vergangenheit, hat sie nie ganz losgelassen: die unselige Geschichte ihrer jungen, unreifen Mutter, die unselige Geschichte ihres Verlassen- und Verwaistseins.

Biblischer Text: Genesis 3,16-24, vor allem Vers 24: »Er vertrieb den Menschen und stellte östlich des Gartens von Eden die Kerubim auf und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten.«

2. Einheit

Text aus dem Leben: »Man kann nicht alle seine Enkel lieben.«

Eine Großmutter von 12 Enkeln berichtet:

»Eins meiner Enkelkinder wird mir immer fremd bleiben. Das ist der sechsjährige Andreas, das einzige Kind meiner geschiedenen Tochter. Wissen Sie, der ist seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Und das war ein widerlicher Kerl.«

Dann schildert diese Großmutter ihren Schwiegersohn. Aus der Schilderung wird ersichtlich, wie sie die ganze Abneigung gegen den Schwiegersohn auf das Kind überträgt.

Schließlich zieht sie Bilanz über einen Besuch ihrer Tochter bei ihr:

»Kürzlich war sie in ihrem Urlaub mit dem Kind bei uns zu Besuch. Ich war hinterher restlos bedient. Das Kind ist unerträglich, laut, frech, respektlos, ungeordnet, hektisch. Es verschlug uns geradezu den Atem.

Man kann eben nicht alle seine Enkel lieben.«

Biblischer Text: Genesis 4,1-16, vor allem die Verse 4b und 5a: »Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht.«

Anmerkung: Hat man das Thema von Genesis 4,1-16 erfasst - und dieses heißt nun einmal

»Willkür-Gott« - , dann wird es einem ganz übel, wenn man die Interpretations- und Ablenkungsversuche der Theologen auf sich wirken lässt, so z.B. in »Bibel heute 97«²¹. Gekonnte

Balkenüberschriften sollen verhindern, dass man genau hinschaut. Um den Text als »gültiges Wort über ihn« (Gott) zu retten, versucht man beispielsweise auf folgende Art zu manipulieren:

»Kain und Abel wir Menschen«,

»Menschen wie Du und ich Kain und Abel«,

»Die Kainnatur des Menschen«,

»Kain und Abel zwei Teile in mir«,

»Abel als Vorbild Christi«,

»Bin ich der Hüter meines Bruders?«,

»Vom Instinkt zum Bewusstsein«,

»Das Lamm als Maß«.

3. Einheit

Text aus dem Leben: »Was haben wir uns da angetan, als wir euch in die Welt gesetzt haben.«

Ein Jugendseelsorger berichtet:

»Ich hielt Besinnungstage für Realschüler im Jugendhaus W. Ein Mädchen kam zum Gespräch. „Ich will nicht mehr nach Hause. Meine Eltern sind nie da. Mein Vater ist oft tagelang dienstlich unterwegs, meine Mutter führt einen Kosmetiksalon. Und wenn sie zu Hause sind, dann nörgeln sie dauernd an mir herum. Meiner Schwester geht es genauso. Wir sind Zwillinge. Wir wollten schon oft gemeinsam ausreißen. Einmal setzten wir uns schon ab, aber die Polizei griff uns auf und brachte uns zurück. Damals schlug uns mein Vater, dass wir blaue Flecken bekamen. Und die Mutter schrie: Was haben wir uns da angetan, als wir euch in die Welt gesetzt haben.“«

Biblischer Text: Genesis 6,1-8, vor allem Vers 6:

»Da reute es den Herrn, auf der Erde den Menschen gemacht zu haben, und es tat seinem Herzen weh.«

4. Einheit

Text aus dem Leben: »Dem schlag ich die Zähne ein.«

Ein junger Rocker erzählte mir seinen Einstieg in die schiefe Bahn:

»Eines Tages kam ich von der Arbeit nach Hause. Meine Mutter saß da und weinte. Schluchzend erzählte sie mir, sie sei von unserem Hausbesitzer unverschämmt behandelt worden. Er habe ihr vorgeworfen, dass sie geschieden sei, dass es bei ihr sowieso kein Mann aushalten könne usw.« Und er fuhr fort: »Ich habe meine Mutter sehr gerne. Sie kann nichts dafür, dass sie geschieden ist. Ich habe mich furchtbar über diesen unverschämten Hausbesitzer aufgeregt und gesagt: „Da geh ich jetzt hinunter. Und dem schlage ich die Zähne ein.“ Und das habe ich auch getan.«

Biblischer Text: Genesis 6, 1-8, vor allem Vers 7a:

Der Herr sagte: »Ich will den Menschen, den ich erschaffen habe, vom Erdboden vertilgen«. Dazu zwei liturgische Texte aus dem »Lob Gottes, Diözesan-Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Regensburg« (gültig bis ca. 1965).

Ich selbst habe mir diese Gebete in meiner Kindheit über den sogenannten »Wettersegen« und über die »Andacht um Gottes Segen für die Feldfrüchte« zutiefst zu eigen gemacht:

»Gerecht bist du, o Gott,

und gerecht sind deine Gerichte.

Um der Sünde willen hast du die Erde verflucht,

die von deiner Güte gesegnet war.

Für dich streiten die Elemente gegen den Sünder

und rächen an dem Frevler deine Ehre.

Du kannst den Himmel verschließen, dass er nicht regne,

und der Sonne gebieten, dass sie die Fluren versenge.

Deinem Befehl folgen Hagel und Reif, Blitz und Sturm.«22

»Gib gnädig, o Herr, um was wir dich bitten,

und wende von uns ab alle Trübsal und Not,

damit die Menschen erkennen,

dass deine Strafgerichte über sie kommen, wenn du zürnst,

und wieder aufhören, wenn du dich erbarmst;

durch Christus, unseren Herrn.

Amen.«23

5. Einheit:

»Bin ich wirklich eine gute Mutter?«

Ich führe abschließend ein fünftes Beispiel an, das zeigen soll, dass der Gott des Schreckens und der Rache in guten Menschen eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz bekommen hat:

E. Kappeler zitiert in seinem Buch »Es schreit in mir« aus dem Brief einer Mutter:

»Bin ich wirklich eine gute Mutter? Es fällt mir doch oft so schwer, meine Kinder nicht ungerecht zu behandeln ...

Ich versuche, auf jedes Kind persönlich einzugehen, denn unsere Kinder sind charakterlich so verschieden, dass es unmöglich ist, alle nach dem gleichen Schema zu erziehen. Aber ich probiere immer wieder, für jedes da zu sein, wenn es mich nötig hat ...

Ich hoffe, dass ich das Vertrauen meiner Kinder noch lange behalten darf.«24

Diese Mutter wirbt täglich um das Vertrauen ihrer Kinder, indem sie für sie da ist und ihnen vertraut. Gott scheint über weite Strecken der sogenannten »Heilsgeschichte« die Menschen mit Geboten, mit Angst und Schrecken, mit Vergeltung und Strafandrohungen oder mit »Peitsche und Zuckerbrot« zu dressieren. F. Bugge hat dies in seinem mit viel Fleiß und Akribie erstellten Buch »Denn sie wissen nicht, was sie glauben« bestens beschrieben²⁵. Im Blick auf die religiöse Gegenwart und Zukunft der Menschheit wage ich das Urteil: Das Bild Gottes im Herzen und im Denken der Menschen wäre ein anderes, wäre in der Bibel weniger von autoritären und oft unbegründeten Geboten und Erlässen, von unheimlichen und haarsträubenden Drohungen und Strafen die Rede, und mehr vom Vertrauen, das Gott zum Menschen hat. Ein Gott, der schlechter ist als ein durchschnittlicher Mensch, ist wahrlich keine Einladung. Es ist sehr heilsam, sich darüber klar zu werden.

Ich habe über viele Seiten versucht, meine Seelsorge-Arbeit mit einzelnen, mit Gruppen und über therapeutische Literatur darzustellen. Mein leitendes Interesse war, Wege zur Heilung des Gottesbildes und der »gottesgeschädigten« Seele des Menschen darzustellen. Im Folgenden möchte ich meine Erfahrungen kritisch reflektieren.

3.2 Reflektierte Erfahrungen

Versucht man, dem Gottes-Zustand in den Seelen und in der Theologie bzw. dem oft maroden Seelen-Zustand des religiösen Menschen therapeutisch zu begegnen, macht man einerseits beglückende und erfreuliche Erfahrungen, andererseits stößt man auf vielfachen und oft hartnäckigen Widerstand. Über beides möchte ich jetzt berichten.

Widerstand gegen Veränderungen sowie gegen Wachstums- und Heilungsprozesse

Fragen und Probleme des Lebens werden gewöhnlich dadurch gelöst, dass man sich menschlich zusammen- und sachlich auseinandersetzt. Oft stärker als in profanen Bereichen ruft die Auseinandersetzung mit religiösen Festlegungen vielfältigen Widerstand hervor. Gewöhnlich bekommt man keinen Zugang zu einem mitmenschlichen Gespräch und zu anfallenden Sachfragen, wenn der Widerstand und seine Hintergründe nicht erkannt, untersucht und bearbeitet werden.

Der Widerstand und einige seiner Gesichter

Der Widerstand gegen Veränderungen im religiösen Bereich hat viele Gesichter. Es gibt Menschen, die für die verkündete Gotteswirklichkeit bzw. für das seelische Erleben Gottes und dessen Folgen taub, blind und ohne Meinung sind. Sie lehnen jede kritische Reflexion ab, sie negieren, ignorieren, verdrängen, decken zu, ziehen sich zurück und schweigen sich aus. Gottesbilder und deren Folgen gehören zu den hochkarätigsten Tabuthemen: »Darüber denke ich nicht nach, da weiß ich zu wenig, darüber rede ich nicht, das ist Sache des Glaubens«, so lauten die Äußerungen. Oder die Probleme werden heruntergespielt oder verniedlicht. Dann gibt man sich wieder quasi-tolerant, aber hart abgrenzend: »Sie denken so, ich denke so. Lassen wir es!« Andere sind auf einem Auge blind. Diese »positiven« Denker sehen in den biblischen Schriften nur das Schöne und Sinnige und berücksichtigen nur die religiösen Erfolgsmeldungen, sie unterschlagen jedoch die schlimmen Texte und deren Folgen; eigene Nöte und Ängste stehen schon gar nicht zur Debatte. Vor allem das Prinzip »Die Bibel hat doch recht« darf nicht fallen. Deshalb wählen sie auch interessensbedingt aus. Sie stehen in dieser Hinsicht in einer langen Tradition und haben beste Bundesgenossen: So haben beispielsweise die für die nachkonziliare Liturgie zuständigen Kirchenvertreter die einigermaßen problemlosen Schriftlesungen für die Sonntage ausgewählt; die Werktagsgottesdienste bieten eine recht gemischte »Kost« an, die bösen Texte wurden im allgemeinen weggelassen. Ausgewählt wird auch in den Kinder- und Schulbibeln: lobenswert mit Blick auf die Kinder, aber unredlich, wenn man vom Gedanken des »Wortes Gottes« ausgeht. Ausgewählt hat immer schon die christliche Spiritualität, wenn sie beispielsweise für Ordensschwestern das Alte Testament weitgehend auf die Berufungsgeschichten reduzierte. Verdrängung durch Auswahl betreibt im Grunde jeder Pfarrer, der seine Lieblingstexte kultiviert und mit den riskanten Texten kurzen Prozess macht: »In der Osternacht lasse ich den „Auszug aus Ägypten“ einfach weg«, sagte mir ein Priester, der diese biblische »Befreiungsgeschichte« seiner Gemeinde im Gedenken an die toten Ägypter nicht zumuten wollte. Als weitere problematische Abwehr sehe ich die vielen formalen Rechtfertigungsversuche an, mit denen man in der apologetischen und pseudospirituellen Literatur real existierende Sachfragen unter den Tisch wischt. Ich habe eine Reihe gängiger Phrasen gesammelt, die ich für wert halte, beachtet zu werden: Berühmt geworden ist das Wort von H. Zahrnt: »Wir sollen die Bibel beim Wort, aber wir sollen sie nicht wörtlich nehmen«.26

Weitere Verlegenheiten zeigen sich in den Sätzen:

»Es gibt so schöne Stellen in der Bibel und die sind wichtiger.«

»All diese Aussagen darf man nicht pressen.«

»Gott ist eben unbegreiflich.«

»Gott allein hat das richtige Verständnis der Bibel, wir alle haben ein ganz persönlich geprägtes Vorverständnis. Wir sehen eben alle nur mit unseren Augen.«

»Nicht jeder Satz, der im Neuen Testament steht, kann unmittelbar als Wort Gottes bezeichnet werden, mittelbar schon.«

»Zuerst muss man vor Gott erschrocken sein, um zu ahnen, was es um die Liebe Gottes ist.«

»Die Liebe steht aber doch im Vordergrund.«

»Die harten Stellen bewahren davor, dass das Gottesbild süßlich oder kitschig wird.«

»Das vorchristliche Gottesbild trägt Züge, die auf den ersten Blick erschreckend wirken.«

»Man fährt mit der Gerechtigkeit des gerechten Gottes immer noch besser als mit der Barmherzigkeit des barmherzigsten Menschen.«

»Die harten Züge gehören dazu wie der Schatten zum Licht.«
»Gott sagt Ja zum Menschen, auch wenn der Wille Gottes mitten durch das Herz geht.«
Im Dienste der Abwehr stehen auch die hochentwickelten theologischen Interpretationskünste und die reduzierenden bzw. ablenkenden Balkenüberschriften für biblische Texte. Entsprechende Beispiele finden sich in der oben zitierten Zeitschrift „Bibel heute 97“. Es ist schon sonderbar: Kein anderes Wort auf dieser Welt braucht so viele Erklärungen wie das sogenannte »Wort Gottes«. Ein Heer von Theologen wird jahraus-jahrein beschäftigt, um die biblischen Widersprüche zu kitten oder aus der Welt zu reden. Statt »gut zu lesen« (F. Nietzsche) wird um den Brei herumgeredet, wird phantasiert, rationalisiert und psychologisiert. Und wenn alle Interpretationsweisheit am Ende ist, wird das unergründliche »Geheimnis Gottes«, das »Geheimnis des Kreuzes« oder das »Geheimnis des Bösen« beschworen.
Im Dienste des Widerstandes und der Abwehr stehen auch die sogenannten »harten Strategien«. Darunter verstehe ich den fundamentalistischen und aggressiven Biblizismus, der sich an 2 Timotheus 4,2 orientiert: »Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht.« Oft entsteht ein Verhalten, das neurotischen oder psychotischen Zwangshandlungen gleichgesetzt werden kann. Im Hintergrund solcher Handlungen steht immer die Angst, bei zwangsreligiösen Menschen die Angst vor dem ewigen Heilsverlust.

Damit bin ich bereits bei den Motiven des Widerstandes und der Abwehr angekommen. Sie hängen gewöhnlich mit der Fesselung an ein bestimmtes negatives Selbstbild zusammen, mit der Fesselung an eine gewisse Unmündigkeit, an eine unbewusste innere Ambivalenz oder an tiefe Ängste etwa vor Ich-Bedrohung und Ich-Verlust.

Widerstand und Abwehr speisen sich oft aus einer vorausgegangenen Entmündigung. Meist gab es in der Kindheit Wahrnehmungs-, Denk-, Beurteilungs- und Entscheidungssperren, die zu einem tiefen Selbstmisstrauen, zu Unterwürfigkeit und Autoritätshörigkeit führten. Im Bezug auf die Gottesbilder fragen dann solche Menschen aufgeregt: »Ja, darf man darüber überhaupt nachdenken? Ja, darf man das?«

Dann finden sich in vielen Menschen die unbewussten Grundmuster der Ambivalenz. Die Widerspruchsgeister lauern hinter jedem Bemühen um Klarheit. Ein in der kirchlichen Verkündigung tätiger Mann äußerte sich am Ende eines Wochenendkurses über das christliche Gottesbild wie folgt: »Ich werde immer einen guten Gott verkünden. Wenn das Gott nicht recht ist, dann soll er mich am Ende der Welt bestrafen.«

An diesem Beispiel wird ersichtlich, wie eine selbständige Meinung bei gewissenhaften Menschen zu einer Ich-Bedrohung werden kann. Eigenständiges Denken wird mit Schuldigwerden verbunden. Ursache dafür ist gewöhnlich die Verstrickung und Verquickung des einzelnen mit den Mächten und Autoritäten seiner Lebensgeschichte.

So sind viele Menschen zutiefst mit ihren Eltern und deren religiösem Kontext verbunden. Die Art der Eltern zu glauben, verpflichtete. In der Zeit der Kindheit, in der es keine kritische Reflexion und keine Abwehrmöglichkeit gab, wurden Bilder und Gefühle übernommen, die oft ewig halten und in der Seele haften.

Andere sind fast identitätslos der Kirche und ihren Lehren verbunden. Für sie sind alle Gottesgeschichten der Bibel Gottes Wort. Sie wissen wenigstens dem Sinn nach, was das II. Vatikanische Konzil über die Schriften des Alten und Neuen Testaments sagte: Sie gelten »in ihrer Ganzheit mit all ihren Teilen als heilig und kanonisch, weil sie unter Einwirkung des Heiligen Geistes geschrieben, Gott zum Urheber haben und als solche der Kirche übergeben sind«. Durch die Qualifizierungen »Offenbarung«, »Heilsgut«, »Richtschnur«, »Orientierung«, »Wort Gottes«, »Evangelium unseres Herrn Jesus Christus«, »Urheberschaft des Hl. Geistes«, »Gottesvermächtnis an die Kirche« u.ä. sind die Gottesgeschichten für gewöhnlich jedem kritischen Urteil entzogen. Ich weiß aus eigener leidvoller Erfahrung, dass viel passieren muss, ehe erste Körnchen der Kritik zugelassen werden. Es wird ja für das »Wort des lebendigen Gottes« in jeder Messe formal, pauschal und gemeinsam Dank gesagt. Für das »Evangelium«, für die »Frohe Botschaft« wird Christus Lob gesungen, auch wenn manches nicht so froh klingt. Und die Sanktionen, die hinter dem »Wort Gottes« stehen, sind auch nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Wenn es auch für die Missachtung des Gotteswortes keine Kerker- und Todesstrafen mehr gibt wie in den Zeiten des Galileo Galilei, so stehen doch noch beängstigende Sätze im kirchlichen Raum wie etwa Markus 16,16: »Wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden«. Ein dogmatischer Fundamentalismus, der Gott an subjektive Wahrnehmungen und leitende Interessen fesselte, statt sich ihm auszusetzen, hat oft Sinne, Denken und Tun radikal gefangengesetzt.

Ein weiteres Motiv des Widerstandes scheint mir, dass kein Mensch gerne etwas verändert,

was er jahrelang gelebt hat, was er durch viele Jahre geworden ist. Dieses Gewordensein in der Geschichte, das eigene Image ist vielen teuer und verteidigungswert. Die Angst vor einem gewissen Ich-Verlust ist ein zentrales Moment in der Diskussion um Widerstand und Abwehr: »Das kann doch nicht alles falsch gewesen sein. Ich habe es doch immer gut gemeint«, solche und ähnliche Worte geistern durch den Kopf, wenn das Eingeständnis einer Selbsttäuschung, eines Betrug, einer Verführung ansteht. Und schließlich haben diese Glaubensbotschaften eine lange Tradition. Millionen von Menschen, große Heilige, gelehrte Theologen, signifikante Personen wie die eigenen Eltern oder vorbildhafte Priester sind u.a. diesen Geschichten gefolgt. Kunst und Brauchtum haben sich ihrer angenommen. Wie kann man sich da entgegenstellen! Man möchte weder als Feind Gottes noch als Feind von Tradition und Kultur dastehen.

Die Überwindung des Widerstandes

Am Beispiel des Bibelwissenschaftlers F. Mußner werden wir auf den folgenden Seiten sehen, dass der Antijudaismus der Bibel den Exegeten erst nach Auschwitz aufgefallen und in die Knochen gefahren ist. Der Widerstand gegen ein neues und oft längst überfälliges Denken wird gewöhnlich erst durch harte Realitäten gebrochen. Millionen Juden mussten sterben, bis es einer wagte, den Antijudaismus in der Bibel anzuprangern. Wie viele religiöse Menschen müssen noch durch ein verkorkstes Gottesbild geknickt und gebrochen werden bzw. Gott verabschieden, bis sich von den Folgen her die Frage nach den Ursachen stellt. Ich glaube und vertraue immer noch darauf, dass auch die Kirchen durch Erfahrungen klug werden und mit Blick auf die »Früchte« ihrer Arbeit ihren Widerstand gegen eine substantielle Neuaufgabe der Gottesfrage aufgeben.

Neben der kritischen Beachtung der Wirkungsgeschichte vieler Gottesgeschichten ist es immer wieder auch der Respekt vor dem eigenen Ethos, der Schändliches und Amoralisches von Gott und den Menschen fernhalten will. Mit einem Gott, der die Methoden schlechter Erzieher benutzt und mit dem Strafterror einer patriarchalischen Gesellschaft die Menschheit überzieht, wollen viele religiöse Menschen ebenso wenig mehr zu tun haben wie mit einer »Verkaufstheologie«, die je nach Bedarf mit Zuckerbrot oder Peitsche arbeitet. Leider gibt es hier noch viel zu wenig markante Stimmen, die ihr Ethos sprechen lassen. A. Görres hat es schon vor Jahren gewagt und betont: »Alles, was einen Schatten von Unrecht, Hassenswertem und Lieblosem an sich hat, kann unmöglich Gott sein«. Und Pater H.S. Braun hat es noch viel früher im Blick auf das biblische Bild des zornigen Gottes zugegeben: »Im Ernst kann man manches nicht so sagen. Es sah nur für den Schreiber so aus, als ob Gott zornig sei, eifersüchtig sei, als ob es ihn reue, den Menschen gemacht zu haben. Hier überträgt der Mensch, und auch der Schreiber des Alten Testaments war ein Mensch, seine eigene Auffassung, seine eigene Vorstellungswelt auf den lieben Gott.« Und er fährt dort: »Die Menschen schieben Gott etwas in die Schuhe, wofür der Mensch selbst verantwortlich ist. Er will seine eigenen Gräueltaten entschuldigen, indem er vorgibt, dazu von Gott beauftragt zu sein«²⁹. Auch das Zulassen eines gewissen Maßes an logischem Denken überwindet bisweilen den Widerstand gegen eine neue Sicht der Dinge. Der innere Logos nimmt wahr, dass manche Gottesbilder sich nahtlos in ein Gesamtbild einfügen, dass andere aber einfach nicht zusammenpassen, dass gewisse Bilder einfach nicht harmonisierbar sind. Solche Feststellungen erhöhen die Chancen für Veränderungen.

So machen heute die Wirkungsgeschichten biblischer Texte sowie ethisches Empfinden und logisches Denken viele Menschen nachdenklich. Darum vertraue ich der Souveränität, der Wahrheitsliebe und dem Realismus einer neuen religiösen Generation sowie dem Dialog dieser Generation und ihrem Kontakt mit dem Leben, dass die Fesselung Gottes an bestimmte Texte und die Selbstfesselung der Kirchen an ihre Gotteslehre überwunden werden. Wo Unverträgliches zusammenkommt, ist Kompromisslosigkeit eine Sache des seelischen Adels.

Gerade wenn etwas lange Zeit falsch gemacht wurde, gilt umso mehr das Motto: »In der Blöße liegt die Größe!« Jede Demaskierung, Entfälschung und Entmythologisierung, jeder Verzicht auf Unehrllichkeit, auf Defensivstrategien und faule Rettungsmanöver könnte für eine echte Religiosität neues Land gewinnen.

Noch eine Schlussbemerkung: Jedem Widerstand gegen ein neues Denken in der Gottesfrage könnte meines Erachtens die Spitze gebrochen werden, würde sich die Theologie und vor allem die Exegese auf den Weg machen, ein Jesusbild freizulegen, dem die Güte, Liebe, Wahrheit, Reinheit und Klarheit Gottes aus dem Gesicht schaut.

Befreiung, Heilung und neues Wachstum

In meiner therapeutischen und seelsorgerischen Arbeit erlebe ich neben Widerstand und Abwehr

und einer hier nicht weiter reflektierten Gleichgültigkeit immer wieder auch innere Befreiung, Heilung und neues religiöses Wachstum. Die kritische und verantwortete Mündigkeit unter den religiösen Menschen nimmt zu. Nach soviel Fremdbestimmung fangen viele wieder an, das eigene Herz zu befragen, auf die innere Stimme zu achten und ihr logisches Denken und sittliches Empfinden ernst zu nehmen.

Was die Gotteslehre betrifft, sind sie sensibler geworden. Sie nehmen Unlogiken und Diskrepanzen wahr, sprechen sie aus, ringen um die Wahrheit und lassen sich vor allem nicht mehr durch billige Interpretationen abspeisen. Auch Gottesbilder müssen sich klare Fragen gefallen lassen: Sind sie logisch, in sich schlüssig, widerspruchsfrei? Sind sie moralisch einwandfrei und nachahmenswert? Welche Folgen bringen sie mit sich? Von den Gesetzen der Logik und Ethik und der Frage nach der Effizienz darf auf keinen Fall dispensiert werden. Die neue Eigenkompetenz hat den Mut zur Metakommunikation: Sie stellt sich über eine Sache, sie schaut sie von außen an, sie lässt sich nicht in ein bestehendes System hineinziehen.

Auch theologisch nicht gebildete Menschen können wahrnehmen, dass manche Gottesbilder sich nahtlos in ein Gesamtbild einfügen, andere sind einfach nicht harmonisierbar. Und sie lehnen wie A. Görres einen moralisch nicht einwandfreien Gott ab. Und immer mehr Menschen spüren auch an den Folgen eines Bildes oder eines Textes, dass etwas nicht stimmen kann. Die neue Mündigkeit will sich mitteilen. Innerhalb meiner Kurse erfahre ich immer wieder, wie sehr der Dialog gesucht wird, ein Dialog auf der Basis gegenseitigen Vertrauens, gegenseitiger Wertschätzung, engagierter Redlichkeit und fachlicher Kompetenz. Über den zwischenmenschlichen Dialog hinaus wird das Gespräch mit der Schöpfungsordnung gesucht. So kann es nicht ausbleiben, dass immer wieder die Inhalte der schriftlichen Offenbarung auf ihre Vereinbarkeit mit der Schöpfungsordnung untersucht werden. Auch im kirchlichen und im theologischen Bereich scheint sich ein neues Denken anzubahnen. Als gutes Beispiel neu gefundener Eigenkompetenz habe ich oben bereits den Kapuzinerpater H.S. Braun erwähnt. Er hat schon vor einem Vierteljahrhundert einer bibelfixierten Kirche seinen gesunden Hausverstand und seine seelsorgerische Sensibilität entgegengesetzt. Inzwischen mehren sich die Stimmen der Theologen, die an den Früchten Ursachen erkennen, denen aufgrund der Folgen die Augen für die Hintergründe aufgehen. Es gibt bereits Bibelwissenschaftler, die durch schlimme Folgen verstört oder motiviert den auslösenden Fakten nachgehen. Zu ihnen gehört auch der katholische Exeget F. Mußner. Wer sich durch sein Buch »Dieses Geschlecht wird nicht vergehen. Judentum und Kirche«³⁰ hindurcharbeitet, nimmt auf jeder Seite wahr, wie sehr diesem Mann Auschwitz und der Holocaust in die Knochen gefahren sind. So fordert er auch mit vielen anderen Repräsentanten der jüdischchristlichen Verständigung eine »Theologie nach Auschwitz«, die »nicht identisch sein kann mit Theologie vor Auschwitz«³¹. Und er präzisiert: »„Theologie nach Auschwitz“ muss nicht bloß mit Blick auf die Systematik, sondern auch mit Blick auf die Exegese entwickelt werden. Das ist dem Lehrer des Neuen Testaments im Verlauf seines langen Lernprozesses immer mehr bewusst geworden«³². In seinen Darlegungen greift Mußner zunächst recht schonungslos und unverblümt seine Fachkollegen an. Er bestreitet zunächst deren Auslegungskompetenz:

»Bei den Auslegern des Neuen Testaments bestand lange Zeit die Neigung, das christliche Profil, wie es sich im Neuen Testament zeigt, in Contraposition gegen das Judentum zu gewinnen. Als besondere, geradezu unentbehrliche Hilfe dabei galt (und gilt vielfach immer noch) das mehrbändige Werk von (H.L. Strack und) L. Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch (München 1922 ff.), das die Exegeten immer wieder dazu verführte, der christlichen Selbstgerechtigkeit zu verfallen, und zwar durch den Aufbau von „Feindbildern“ („Talmudjude“), durch totale Verständnislosigkeit gegenüber der Halacha und ihren kasuistischen Entscheidungen (Vorwurf des ethischen „Formalismus“; Judentum als „Leistungs- und Verdienste-Religion“) und durch mangelnde Kenntnisnahme des jüdischen Selbstverständnisses. Dazu kam der Vorwurf des „Gottesmordes“ an Jesus von Nazareth. Dabei wurde häufig beim Aufsuchen von rabbinischen „Parallelen“ bzw. Gegen-„Parallelen“ der methodische Fehler gemacht, dass auf den Zeitenabstand keine Rücksicht genommen wurde: Was in Mischna und Talmud Rabbinen an Lehrentscheidungen zugewiesen wird, wurde als „typisch jüdisch“ schon für die Zeit Jesu postuliert.«³³

Und dann steht man ganz plötzlich vor einer Kritik, die man bei Mußner eigentlich nicht erwartet. Er bestreitet in ganz konkreten Fällen die Lehrkompetenz der Bibel. Er legt sich mit den »Evangelisten« Matthäus und Johannes bzw. mit dem Apostel Paulus an und schreibt: »„Exegese nach Auschwitz“ verlangt eine kritische Revision des „Pharisäerbildes“ der

Evangelien, des generalisierenden Begriffs „die Juden“ im Johannesevangelium und die Beachtung der gegnerischen Front der paulinischen Rechtfertigungslehre, um nur besonders Wichtiges zu nennen, an dem sich der theologische Antijudaismus ausgetobt hat. «34
Mußner erscheint hier als redlicher, wenn auch noch recht vorsichtiger Exeget, der sich klar gegen eine christliche Profilierung über Polemik und Verteufelung bereits in der Urkirche ausspricht, der Widersprüche in der Bibel nicht glättet oder wegredet, der in einer wohlthuenden Ehrlichkeit den biblischen Hagiographen bedachte und unbedachte Verallgemeinerungen nicht durchgehen lässt.

So hält er sich auch kein Blatt vor den Mund, wenn er nach der Besprechung der israelkritischen Logien in der Quelle Q, besonders der »Wehe-Rede« in Matthäus 23, über die QRezeption durch den Evangelisten Matthäus feststellt: »Der „Antijudaismus“ des Mt-Evangeliums ist bekannt«35. Für Mußner »besteht kein Zweifel, dass der Mt-Evangelist dem aus Q übernommenen Material antipharisäische und antirabbinische Akzente aufsetzte, die der christliche Leser des Evangeliums leicht, wie die Erfahrung zeigt, zu antijüdischen Akzenten werden lässt und die so geeignet sind, zur Verteufelung des Judentums beizutragen«36. Und all das erscheint aus dem Mund Jesu: »Ihr Nattern, ihr Schlangenbrut! Wie wollt ihr dem Strafgericht der Hölle entrinnen? « Und: »So wird all das unschuldige Blut über euch kommen, das auf Erden vergossen worden ist, vom Blut Abels, des Gerechten, bis zum Blut Zacharias', Barachias' Sohn, den ihr im Vorhof zwischen dem Tempelgebäude und dem Altar ermordet habt« (Matthäus 23,33.35). Solche Worte gehören nach Wilhelm Pesch in die Kategorie »polemische Ladenhüter, Verteufelung der Gegner und erbarmungslose Endabrechnung«37.

Mit Frohbotschaft hat dies alles nichts zu tun.

Ebenso wie der synoptische wird auch der paulinische Antijudaismus von Mußner, wenn auch wiederum etwas beschönigend, angesprochen.

»Es lässt sich nicht bestreiten, dass der Text von 1 Thess 2,14-16 antijüdisch klingt. Nach der „Studienübersetzung“, die sich „Münchener Neues Testament“ nennt, lautet der Text im engen Anschluss an den Urtext so:

„14 Denn ihr, Nachahmer wurdet ihr, Brüder, der Gemeinden Gottes, die sind in der Judaia in Christus Jesus, weil dasselbe littet auch ihr von den eigenen Stammesgenossen gleichwie auch sie selbst von den Judaiern, 15 die auch den Herrn töteten, Jesus, und die Propheten, und uns verfolgten und Gott nicht gefallen und allen Menschen feindlich sind, 16 die uns hindern, zu den Heiden zu reden, damit sie (die Heiden) gerettet werden, auf dass sie (die Juden) auffüllen ihre Sünden allezeit. (Es) kam aber über sie der Zorn (bis) zum Ende.“ «38

Mußner bringt diesen Text unter dem Stichwort »Der unleugbare Widerspruch«, denn 1 Thessalonicher 2,14-16 »steht in eklatantem Widerspruch zu den Sätzen des Apostels in Röm 11, vor allem zu dem „Spitzensatz“ in Röm 11,26: „Ganz Israel wird gerettet werden“«39.

Bisher hat man solche Sätze im Interesse der Widerspruchs- und Irrtumslosigkeit der Schrift zu glätten, zu entschärfen, als nachpaulinische Einfügung auszugeben versucht. Mußner lässt ein solches Spiel nicht mehr zu. Dafür handelt er sich aber die Frage ein, wie man diese unterschiedlichen Stimmen immer noch als Gottes Stimme zu hören und zu verstehen vermag. Schließlich ist es nach Mußner auch unstatthaft, wenn in der Bibel Schriftgelehrte, Pharisäer und dann wieder die Ganzheit des Volkes je nach Bedarf in einen Topf geworfen werden bzw. wenn ihnen je nach augenblicklichem Interesse Blindheit, Verstocktheit, Verantwortung, Verantwortungslosigkeit, Versagen und Schuld zugeschrieben werden. Wie bedenkenlos die unterschiedlichen Gruppen ausgetauscht werden, lässt sich sehr einfach ersehen, wenn man mit Hilfe einer Synopse die »Wehe-Rede« bei Matthäus und bei Lukas vergleicht bzw. wenn man die Kommentierung dieser Rede bei Mußner beachtet.

Mußners Vorstoß ist mutig und wegweisend. Er verlangt nicht weniger als eine kritische Revision biblischer Texte und Begriffe. Revision heißt Überprüfung, Durchsicht, Überarbeitung. Auschwitz hat ihm gezeigt, dass manche Texte und Begriffe der Bibel nicht so stehen bleiben können, wie sie dastehen. Die schrecklichen »Früchte« machen es nötig, auch »heilige« Texte und traditionelle Verstehensweisen zu verabschieden. Mußner bricht mit einem Tabu aus Gehorsam zum Text, wie er dasteht, aber nicht stehen bleiben kann, wenn wir die Herausforderung von Auschwitz sehen und bestehen wollen.

Was Mußner im Blick auf das verzeichnete Pharisäerbild, auf die Abwertung des Begriffes »die Juden« und auf die paulinischen Ungereimtheiten und Hässlichkeiten in der theologischen

Bewertung Israels verlangt, möchte ich mit gleichem Recht für das Gottesbild der Bibel fordern. Ich fordere nicht weniger als eine kritische Revision des Gottesbildes der Bibel. Was mit dem jüdischen Volk bis hin nach Auschwitz passiert ist, ist eine Katastrophe, der unglaubliche theologische Fehlleistungen vorausgehen. Ich frage mich, was noch mit Gott passieren muss, wie sehr er noch den Menschen verhasst werden oder ihnen ganz entschwinden muss, ehe sich die Theologen zu einer ehrlichen Ursachenforschung aufmachen und die traditionellen Gottesbilder kritisch durchsehen. Wenn uns schon falsche Bilder über die Pharisäer bzw. die Juden überliefert werden, wer kann da noch naiv glauben, dass die Gottesbilder der Bibel richtig und stimmig sind!

An einer Arbeit von F. Mußner habe ich gezeigt, wie auch bei eher vorsichtigen Theologen alte Maßstäbe ins Wanken kommen, wie eine neue Ehrlichkeit um sich greift. Die Theologie der Zukunft kommt nicht darum herum, alte Gottesbilder abzuschminken bzw. ganz aus der Verkündigung zu entfernen.

Während der Auseinandersetzung mit der Arbeit von Mußner hat mich natürlich die Frage interessiert, inwieweit die Theologie selbst bereit oder fähig ist, weiterzugehen, ob sie sich die Forderung nach einer Revision des Gottesbildes ebenso angelegen sein lässt wie beispielsweise die Forderung nach der Revision des Pharisäerbildes, oder ob sie auf halbem Wege stehen bleibt. Ich bin zu der Ansicht gekommen, dass Mußner z.B. die Leiden, die Gott in der Theologie zugefügt wurden, nicht wahrgenommen hat. Denn sein Buch geht in den Ausführungen zur Gottesfrage über Altbekanntes nicht hinaus. Unkritisch und stereotyp wiederholt Mußner vertraute Standpunkte:

»Der Sinn der Schoah lässt sich nicht ergründen, aber sie hat uns endgültig gezeigt, dass Gott der „verborgene Gott“ ist (vgl. Jes 45,15), der sich nicht in die Karten schauen lässt, dessen Entscheidungen unerforschlich und dessen Wege unergründlich sind, dessen „Ratgeber“ kein Sterblicher war: Dies schreibt Paulus in Röm 11,33 f. mit Blick auf die seltsamen Wege Gottes mit seinem Volk Israel! In Auschwitz haben sich diese Sätze auf erschreckende Weise bestätigt. Jetzt wissen wir: Gott ist „kein gemütlicher älterer Onkel“ (S. Kierkegaard). Gott lässt sich nicht auf glatte Formeln bringen, er lässt sich nicht „definieren“. Die mitgebrachten Vorstellungen von Gott versagen vielfach. Da bleibt nur Anbetung vor dem „absoluten Geheimnis“.«⁴⁰

So einfach und wie gehabt ist alles! Man möchte mehr Theologen den Mut ihres Kollegen O. Kuss wünschen, der in seinem Buch »Dankbarer Abschied« unverhohlen die biblische Widersprüchlichkeit aufdeckt, der das für den Jesusglauben »unverdauliche Gedankengut«⁴¹ brandmarkt, der den Jahwe der Hebräer und Juden »grausam parteiisch«⁴² nennt, der die Andersartigkeit des Gottesbildes Jesu hervorhebt.

»Jesus verwandelt ... den jüdischen Jahwe auf seine Weise: der Gott des Gesetzes, der Gebote, des Ritualismus, der blutigen Opfer, der Beschneidung, der Eroberungskriege, des unbarmherzigen Völkermordes, der Rache, des hebräischen Chauvinismus wird jetzt (zuerst einmal) als der liebende und sorgende „Vater“ begriffen, der sich um seine Kreaturen kümmert und vertrauensvolle Bitten nicht enttäuscht.«⁴³

Man könnte der Theologie auch die ehrlichen Zeilen aus G. Baudler »Erlösung vom Stiergott« anvertrauen. Baudler beschreibt zunächst den »Abba« Jesu und meint:

»Dieser Abba kommt nicht als Richter, der Gute und Böse voneinander scheidet und die Bösen schrecklich bestraft. Nein, unterschiedslos bietet er allen seine Liebe und Güte an und lädt sie ein zum himmlischen Hochzeitsmahl. Er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte (Mt 5,45). Er fordert weder die Besprengung mit Opferblut noch die Reinigung durch Wasser. Er reinigt alle durch die rückhaltlose Liebe, in der er sich ihnen zuwendet, um ihr Gott zu sein.«⁴⁴

Dann aber nennt Baudler auch ganz klar den urkirchlichen Rückfall beim Namen:

»Ja, selbst in den innersten Raum des Evangeliums ..., in die Welt der Gleichnisse ... ist das am Schreckensgott orientierte Denken und Fühlen im Vorgang der Überlieferung eingedrungen: Schon einer der frühen christlichen Erzähler, auf den Markus zurückgreift, konnte das Gleichnis vom „Mord im Weinberg“ (Markus 12, 1b-8) nicht so enden lassen, wie es Jesus erzählt hatte ... Der urchristliche Nacherzähler dichtete noch hinzu, dass am Ende der gütige Weinbergbesitzer doch noch zum Mittel der Gewalt greift und in einer Strafexpedition die bösen Pächter vernichtet ...

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Überlieferung des Gleichnisses vom unfairen Knecht (Matthäus 18, 13-30) ... Auch hier wird das Gleichnis zerstört, wenn am Ende die unendliche

Güte des Königs zurückgenommen und der unfaire Knecht zur Strafe für sein Verhalten „den Folterknechten übergeben“ wird (vgl. Matthäus 18,34 f.) ... Im Weltgerichts-Gleichnis bei Matthäus (25,31-46) ... taucht schließlich unverhüllt wieder der Schrecken des „hohen“ Richters auf, der Menschen ausgrenzt, sie verflucht und zu einer ewigen Folterung ... verurteilt ... «45

Liest man im Anschluss an Baudler H. Jaschkes »Dunkle Gottesbilder. Therapeutische Wege und Heilung«46, dann wächst das Vertrauen, dass die Entgiftung Gottes auf akademischem (und vielleicht auch bald auf lehramtlichem) Gebiet nicht mehr aufzuhalten ist. Die Krankheitskosten sind zu hoch.

3.3 Visionen, Entwicklungen, Hoffnungen

Meine Lebensgeschichte lässt mich an Veränderungen und Entwicklungen glauben. Ich erhoffe diese auch für das kirchliche Leben. Meine Visionen gehen dahin, dass ein Durchbruch zu einem neuen Bibelverständnis und zu einer neuen Sicht des kirchlichen Lehramtes bevorsteht, ebenso ein Durchbruch zu einem Jesus, wie er wahrscheinlich war, und nicht, wie er gemacht wurde. Was gibt mir diese Zuversicht? Wenn ich die Geschichte der Theologie betrachte, kann ich erkennen, dass auch die Theologie mit einem bestimmten Paradigma arbeitet. Darunter versteht man eine »Konstellation von Begriffen, Wertvorstellungen, Wahrnehmungen und Praktiken, die von einer Gemeinschaft geteilt wird und eine besondere Sicht der Wirklichkeit bildet als Grundlage der Art und Weise, wie die Gemeinschaft sich selbst organisiert«47. Die Theologie hat sich bestimmte Rahmenbedingungen geschaffen, Verstehensmodelle, eine Axiomatik, wie etwas zu verstehen und zu begreifen ist: ein gemeinsames Gut, ein Lehrgebäude mit dem Zweck, »legitime Probleme und Lösungen zu definieren«48. Nun machen wir aber immer wieder auch diese Erfahrung, dass auch theologische Konzepte und religiöse Grunddenkmodelle an ihre Grenzen stoßen. Grenzen sind innere Widersprüche, Ungereimtheiten, Anomalien, schlimme Folgeerscheinungen (darum auch »Theologie nach Auschwitz«) bzw. die Erfindung besserer Modelle. Auf einmal passiert es: Altes kommt in Bedrängnis, neue Erfahrungen stellen das Alte in Frage, zu viele Einwände tauchen auf, Menschen verweigern die Zustimmung. Alte Modelle laufen sich tot, gehen unter. Manche Probleme können nicht mehr durch das herrschende Paradigma gelöst werden. Vieles ist nicht mehr mit der eigenen religiösen Erfahrung bzw. mit der eigenen Lebenserfahrung zu vereinbaren. Manchmal steht bereits ein klares anderes Modell vor Augen, manchmal beginnt erst die Neubesinnung, die Suche nach besseren Ansätzen, nach neuen Antworten auf ungelöste Fragen und drängende Bedürfnisse. Manchmal bilden sich aber erst auch noch neue Anschauungen heraus, die oft über längere Zeit auch in Konkurrenz zueinander stehen. Manchmal geht die Anerkennung des Neuen friedlich vor sich, manchmal ist es ein harter Kampf mit vielen Opfern.

Einige Beispiele sollen diese allgemeinen Bemerkungen konkretisieren:

Das geozentrische Universum:

Ich zitiere den Theologen Thomas Matus:

»Das klassische Beispiel einer unnötigen Doktrin innerhalb des gemeinsam christlichtheologischen Denkens ist das geozentrische Universum. Um die Wahrheit der Bibel nicht zu erschüttern, hielten mittelalterliche Theologen es für notwendig, eine unbewegliche Erde als Zentrum eines in Bewegung befindlichen Kosmos zu postulieren. Während der Renaissance erarbeiteten Kopernikus und andere die Theorie, dass auch die Erde sich bewege. Galilei unterstützte diese Theorie. Er war aber auch ein überzeugter Katholik ... «49

Wir kennen alle die Folgen dieses Kampfes zweier Systeme. Wir wissen, unter welchen Opfern die Anerkennung des Neuen errungen bzw. ertrotzt werden musste.

Vorhölle bzw. limbus puerorum:

Der Benediktiner David Steindl-Rast sagt zu diesem Thema:

»Noch ein anderes Konzept wurde in jüngster Zeit als veraltet aufgegeben, das der Vorhölle. Für viele Menschen war es ein brennenderes Thema als das des geozentrischen Universums. Es vertrat die Ansicht, Kinder, die ungetauft sterben, könnten nicht in den Himmel kommen, weil sie noch die Erbsünde in sich tragen. Da man sie aber auch nicht zur Hölle verdammen konnte, erfand man die Vorhölle als ein Zwischenstadium. Das verursachte vielen Eltern, deren Kinder vor der Taufe starben, großen Kummer.«50

Ich erinnere hier an die Ausführungen von B. Häring (siehe Kap 1.1.) »Großer Kummer« hört

sich noch gut an. Was aber ging in Eltern vor sich, denen bis fast herauf in unsere Tage beigebracht wurde, in der Vorhölle gäbe es keine Gottesschau, die Kinder blieben in ewiger Distanz zu Gott, sie würden zwar nicht wirklich gepeinigt, müssten aber, wie Augustinus meinte, »sehr sanfte Strafen erleiden«. Heute schaut es so aus, als habe man diese Lehre einfach fallengelassen.

(Eine Entschuldigung bei den noch lebenden Betroffenen habe ich nirgends gelesen).

»Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil«:

Der spanische Jesuit Carlos Gonzales Valles schildert uns seine Erfahrung mit diesem Satz (1949 schickte ihn sein Orden nach Indien):

»Ich kam von Spanien nach Indien, aus einer christlichen in eine hinduistische Umwelt, aus einer sicheren Welt in eine offene, in der sich alle Mentalitäten und Ideologien trafen. Der erste Schock war groß. Damals war es noch Lehre der Kirche, und auch die Basis und Motivation für den Aufschwung der Mission in der Mitte unseres Jahrhunderts, dass außerhalb der Kirche kein Heil sei. So wurde uns mit aller Eindringlichkeit gelehrt, dass Erlösung für Nichtchristen fast unmöglich sei. Ich sprach täglich mit großem Eifer das Gebet, das der heilige Franz Xaver, Patron und Vorbild aller Missionare, verfasst hat, und in dem er Gott bittet, die Heiden zu bekehren, denn jetzt sei „die Hölle voll von ihnen zu Deiner ewigen Unehre“. Ich war ein Kind meiner Zeit und glaubte fest, ohne Zweifel und ohne Fragen, dass die meisten Nichtchristen auf ewig in die Hölle kämen. Das im behüteten Spanien zu glauben, zu einer Zeit, als jeder katholisch war und durch rechtzeitige Reue die Erlösung erlangen konnte, ganz egal, wie sehr er gesündigt hatte, war jedoch etwas ganz anderes als es in Indien zu glauben, mitten unter Hindus, Muslims und Sikhs. Sie musste ich, während ich sie lächelnd begrüßte und mich mit ihnen freundlich unterhielt, im Geiste auf ewig in der Hölle sehen. Als erstes wurde ich in Indien an die Universität von Madras geschickt, um dort meinen Abschluss in Mathematik zu machen, und zufällig kam ich dort an dem Tag an, als das jährliche Sportfest stattfand. Ich war begeistert von diesem herrlichen Fest der Kraft und Schnelligkeit, der körperlichen Tüchtigkeit und strengen Disziplin. So etwas hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, und in Gedanken sagte ich mir immer wieder: „Wie schade, dass all diese jungen Männer und Frauen schließlich für immer in die Hölle müssen!“ Es klingt heute lächerlich, aber damals überschattete und begrenzte die religiöse Lehre wirklich häufig die zwischenmenschlichen Beziehungen. Hier brachte mir das Zweite Vatikanum später eine große Erleichterung.«51

Auch dieses Konzept hat sich geändert und wurde fallen gelassen; ja man schämt sich in bestimmten Kreisen, es zu erwähnen, bzw. man will den Irrtum und seine Folgen nicht wahrhaben.

Ähnliches scheint der kirchlichen Erbsündenlehre und dem Sündenfall-Erlösungskonzept bevorzustehen.

Bei vielen mündigen Christen ist die Überzeugung vorhanden, dass eine neue theologische Orientierung für das Überleben der Kirche notwendig ist. Das »Establishment« will davon nicht viel wissen. Mit Macht wird das Wort verboten, werden Publikationen verunmöglicht, werden kritische Menschen von höheren Positionen ferngehalten, mundtot gemacht und tot geschwiegen.

Trotzdem glaube ich, dass sich anstehende Entwicklungen nicht aufhalten lassen. Im Rahmen meines Buches betreffen sie u.a. jeweils verschieden nach Konfessionen - folgende Grundaxiomatiken, folgende Glaubensannahmen:

- Die Heilige Schrift ist Gottes Rede.
- Das Lehramt ist ein verlängerter göttlicher Arm.
- Der Jesus, wie ihn die Bibel darstellt, ist der Jesus, wie er war.

Tiefgreifende Entwicklungen kündigen sich an. Was lange als unfehlbar und unangreifbar galt, erweist sich als recht fehlbar, angreifbar, irrtumsfähig, kritikfähig. Religiöse Inhalte, religiöse Instanzen, ja sogar die Person Jesu, wie sie die Hagiographen darstellen, unterliegen einem Anschauungswechsel, der bereits im vollen Gange ist. Beim ernstesten Christen kann das Ziel dieses Weges nur heißen: Jesus von Nazareth, wie er wirklich war.

Am Anfang dieses Weges wird bei vielen ein großer Schock stehen. Aber dann wird es ihnen, wie dem Jesuitenpater C.G. Valles, gelingen, über die Schatten nachjesuanischer theologischer

Engführungen zu springen und zum Original selber vorzustoßen. Diesem wollte C.G. Valles nachfolgen. Er wollte nicht »Christ aus zweiter Hand«, nicht »Nachfolger von Nachfolgern« sein.

Umbruch im Bibelverständnis

Die geltende Doktrin (in der katholischen Kirche)

Die Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung »Dei Verbum« (= DV)52, die das II. Vatikanische Konzil 1965 verabschiedete, fasst die Aussagen des kirchlichen Lehramtes über die Hl. Schrift in den folgenden zentralen Sätzen zusammen:

»Die Heilige Schrift ist Gottes Rede.« (DV 9)»Das von Gott Geoffenbarte, das in der Heiligen Schrift enthalten ist und vorliegt, ist unter dem Anhauch des Heiligen Geistes aufgezeichnet worden; denn aufgrund apostolischen Glaubens gelten unserer heiligen Mutter, der Kirche, die Bücher des Alten wie des Neuen Testaments in ihrer Ganzheit mit allen ihren Teilen als heilig und kanonisch, weil sie, unter Einwirkung des Heiligen Geistes geschrieben ..., Gott zum Urheber haben und als solche der Kirche übergeben sind ...« (DV 11)

»Da also alles, was die inspirierten Verfasser oder Hagiographen aussagen, als vom Heiligen Geist ausgesagt zu gelten hat, ist von den Büchern der Schrift zu bekennen, dass sie sicher, getreu und ohne Irrtum die Wahrheit lehren, die Gott um unseres Heiles willen in den heiligen Schriften aufgezeichnet haben wollte.« (DV 11)»Die Geschichte des Heiles liegt ... als wahres Wort Gottes vor in den Büchern des Alten Bundes; darum behalten diese von Gott eingegebenen Schriften ihren unvergänglichen Wert.« (DV 14)»Obgleich diese Bücher auch Unvollkommenes und Zeitbedingtes enthalten, zeigen sie doch eine wahre göttliche Erziehungskunst.« (DV 15)

»Unsere heilige Mutter, die Kirche, hat entschieden und unentwegt daran festgehalten und hält daran fest, dass die vier genannten Evangelien, deren Geschichtlichkeit sie ohne Bedenken bejaht, zuverlässig überliefern, was Jesus, der Sohn Gottes, in seinem Leben unter den Menschen zu deren ewigen Heil wirklich getan und gelehrt hat ...« (DV 19)

»Die biblischen Verfasser aber haben die vier Evangelien redigiert, ... doch immer so, dass ihre Mitteilungen über Jesus wahr und ehrlich waren.« (DV 19)

»Die Heiligen Schriften enthalten das Wort Gottes und, weil inspiriert, sind sie wahrhaft Wort Gottes.« (DV 24)

Neben der Benotung durch ein großes Konzil benotet sich die Schrift an vielen Stellen selber. Das Neue Testament legitimiert immer wieder das Alte (vgl. Matthäus 5,17-19) bzw. scheint oft das Alte zu erfüllen. Und: »Alles, was einst geschrieben worden ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben ...« (Römer 15,4), »uns zur Warnung wurde es aufgeschrieben« (1 Korinther 10,11), »zur Belehrung, zur Widerlegung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit« (2 Timotheus 3,16). Die Sanktionen werden dabei auch nicht vergessen: »Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein« (Matthäus 5,19).

Die hohe Wertschätzung der Bibel wird durch Katechese und Liturgie in die Herzen der Menschen gesät. Die Bibel ist ein »Heiliges Buch«, sie ist »Wort Gottes«, »Heilswort«, »letzte Weisung«, »Testament«, »Offenbarung«. Sie ist geschrieben unter der Einwirkung des Heiligen Geistes. Und ganz wichtige Teile des Buches sind »Evangelium unseres Herrn Jesus Christus«.

Dann hat die Hl. Schrift eine lange kontinuierliche Tradition, die zentralen Glaubenssätze sind aus ihr abgeleitet, gelehrte Männer und Frauen schöpften aus ihr, glänzende Gestalten, Heilige, Märtyrer und einfache Menschen reinen Herzens lebten aus ihr. Die Hl. Schrift wird im Gottesdienst gefeiert und gelesen, sie hat Kunst und Brauchtum geprägt, sie wurde uns meist durch ganz nahe und integere Menschen vermittelt: durch Eltern, Lehrer, Priester, Katecheten, Freunde. Sie befruchtet das Leben vieler Christen Tag für Tag. Und zu alledem ist sie durch kirchliche Sanktionen geschützt (Exkommunikation als Tatstrafe bei Vorsätzlichkeit oder grober Fahrlässigkeit). Und standen nicht lange genug die sogenannten »Glaubenszweifel« als Sünde im Beichtspiegel?

Die heutige Problemlage

Der von der Deutschen Bischofskonferenz im Jahre 1985 herausgegebene »Katholischer Erwachsenen-Katechismus« spricht sehr offen davon, dass heutzutage »die Schrift insgesamt in eine gegenüber der Tradition veränderte Perspektive gerückt« ist, »in der viele Gläubige nicht nur eine Infragestellung ihres Glaubens, sondern auch der Autorität der Schrift selbst sehen«53. Und er fährt fort:

»Zwei Extreme stehen sich gegenüber: Die einen betrachten die Hl. Schrift ganz als Wort Gottes und wollen unter Außerachtlassung des geschichtlichen Charakters der Schrift jede Aussage rein buchstäblich verstehen (Fundamentalismus). Die anderen betrachten die Bibel als rein menschliches Buch, wie jedes andere menschliche Buch auch. Die dabei von ihnen festgestellten Unterschiede und Widersprüche zwischen den einzelnen Schriften und Schichten führen zu einer Relativierung der Schriftautorität und erst recht zu Spannungen und Widersprüchen zur überlieferten kirchlichen Auslegung.«⁵⁴

Das kirchliche Lehramt vermag aber noch nicht darauf einzugehen, in der wachsenden Mündigkeit des Menschen und im legitimen Anspruch der Wissenschaftlichkeit die Hauptursachen der Veränderung der Perspektive zu sehen. So kann es auch beidem nicht adäquat begegnen. Dabei ist es doch offenkundig: Immer mehr Menschen haben es sich in den letzten Jahrhunderten geleistet, mit den eigenen Augen hinzusehen, mit den eigenen Ohren hinzuhören, mit dem eigenen Herzen zu fühlen und mit dem eigenen Kopf zu denken. Und vom Anspruch der Wissenschaftlichkeit her haben Galilei und die Naturwissenschaften das Welt- und Schöpfungsbild der Bibel in Frage gestellt, das so lange Zeit als absolutes Glaubensgut galt. Heute kritisieren Psychologen das biblische Menschenbild mit seinem Sündenfall-Erlösungs-Modell, Theologen ziehen bereits nach⁵⁵. Exegeten verurteilen das Judenbild des Neuen Testaments und immer mehr Menschen zweifeln an der Wahrheit mancher Gottesbilder der Bibel. Logisches Denken, ethisches Empfinden und Untersuchungen zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte biblischer Texte höhlen zunehmend deren Autorität aus. Die Bibel als »Wort Gottes« erweist sich immer mehr als ungeheure Hypothek. Und nach wie vor kommen Veränderungen im Detail nicht aus Einsicht zustande, sondern müssen den kirchlichen Behörden und Einrichtungen abgerungen und abgetrotzt werden. Abgesehen von den großen Themen, von denen oben einige erwähnt wurden, finden wir bei Detailuntersuchungen Unlogisches, Mehrdeutiges, Widersprüchliches, Fehl- und Falschmeldungen, wir entdecken Undeutliches, Ungefähres, Ungenaues, Vorläufiges, Subjektives, Rätselhaftes, Geheimnisvolles. Am Jesus-Bild wird uns die Unschärfe der biblischen Aussagen besonders bewusst: Legt man die Befunde über Jesus nebeneinander, gibt es erhebliche Differenzen und Widersprüche. Legt man sie übereinander, verschwimmt im Durcheinander der Meinungen und Farben die Klarheit des Gesichtes Jesu.

Meinungen zu den Widersprüchen und Unterschieden

Am Beispiel der Jesus-Forschung kann man die Schwierigkeiten sehen, die die neutestamentlichen Texte aufwerfen. Immer klarer erhalten wir Aufschluss über die »menschlichen Finger im Spiel«. Allgemein wird heute zugegeben, dass das Bild Jesu bearbeitet und gestaltet wurde, dass die biblischen Schriftsteller mit der Jesus-Tradition recht frei umgingen, dass bestimmte Traditionen im Lauf der Jahre abgeschwächt, ausgesperrt, verdrängt und andere neu begründet wurden. Neutestamentliche Texte sind so nicht nur Spiegelbild des Interesses an Jesus, sondern auch Spiegelbild der Zeit bzw. der individuellen Art der Verfasser, Gruppen und Gemeinden.

Was die Qualität bzw. Qualifizierung der Bearbeitungen anbelangt, so gehen die Meinungen weit auseinander. Die einen sehen den Geist Gottes hinter den Bearbeitungen, die anderen immer wieder auch den Ungeist von Menschen. Die einen sprechen von »Aufbereitung« für die Verkündigung, die anderen von Manipulation.

Wenn auch allgemein zugegeben wird, dass Texte und Bilder der neutestamentlichen Literatur verkürzt, zugeschnitten, ausgewählt, revidiert wiedergegeben und andere erweitert, ergänzt, ausgebaut, neu erfunden wurden, so sind doch die unterschiedlichen Sprachregelungen für diesen Tatbestand von Interesse.

Im kirchlichen und exegetischen Bereich heißt es dann (und der geschulte Exeget kennt die Erfinder und Begründer dieser Formeln): Die Texte und Bilder wurden im Licht des Osterereignisses der Verkündigungssituation angepasst, sie wurden zu »Evangelien« ausgebaut, sie wurden im Rahmen der Osterereignisse neu gesehen, sie wurden dem Verständnis der jeweiligen Hörer und Leser angepasst, sie wurden angewandt, gedeutet, kommentiert, auf Verteidigung oder Missionierung zugeschnitten, christologisch verstanden usw. D. Kosch spricht vom Bemühen etwa des Q-Kreises »um einen „modus vivendi“ mit der vom Gesetzesdenken bestimmten Umwelt«⁵⁶. In einem amüsanten Fachchinesisch fährt er fort: Die Q-Tradition »konserviert« nicht einfach die Verkündigung Jesu, sondern »rezipiert« sie von der Interessenslage der Gemeinde her ⁵⁷. Im nichtkirchlichen Bereich und in der kritischen kirchlichen Literatur ist der Ton härter. Da

heißt es: Texte und Bilder wurden übermalt, überformt, ausgeschmückt, ausgebaut, aufgebauscht, verfälscht, verzeichnet, verdunkelt, verzerrt, zurechtgebogen, zugeschliffen, umgewandelt, hingedreht, interpretiert, revidiert, verwässert, umgedeutet, verfremdet, entfremdet, verwackelt, zugedeckt, überstülpt, verbogen, auf den Zustand des Hörers nivelliert, vom eigenen Denken absorbiert, vernebelt, nachträglich komponiert, theologisch konstruiert, entgeschichtlicht, entrealisiert, entmenschlicht, entpersonalisiert, aufgerüstet, hochstilisiert, allegorisiert, mythologisiert, in Legendenform gebracht, divinisiert, hochgejubelt, zum geistlichen Schaden umgedeutet, ins Gegenteil verkehrt, auf den Kopf gestellt usw.

So reden kritische Gegner, aber auch kritische Anhänger des Christentums, denen es darum geht, das wahre Bild Jesu hinter den neutestamentlichen Projektions- und Schrumpfungprozessen wiederzugewinnen. Letztere vor allem fordern: Wir müssen die Wahrheit sagen, wir müssen die Tabus ansprechen und brechen, wir müssen Jesus freilegen, wie er wirklich war, wir müssen entfälschen, entlarven, demaskieren, abschminken, entmythologisieren, entsymbolisieren. Wir müssen die Blockaden abbauen, die den Blick auf das einfache und klare Denken und Handeln Jesu versperren. Die Tatsachen liegen auf dem Tisch: Bei der Gestaltung der biblischen Texte waren »menschliche Finger im Spiel«. Warum sie die Texte so gestalteten, wie wir sie vorfinden, hat unterschiedliche Ursachen.

Die Ursachen

Eine Ursache ist unsere mangelhafte Wahrnehmung. F.E. von Gagern schreibt zu diesem Thema: *»Jeder Mensch erlebt die Welt als der, der er individuell ist; also nicht objektiv, sondern ganz persönlich mit seinem je eigenen organischen, seelischen und geistigen Auffassungsvermögen. Das heißt also: All unsere Wahrnehmungen sind weitgehend gefärbt, wenn nicht gar bestimmt von unserem subjektiven Charakter, von unseren Prägungen, Wünschen und Ängsten. Unsere Projektionen unbewusster Inhalte, der Trend der Zeit oder das Milieu unserer Umgebung, Weltanschauung oder Ideologie bewirken das, was wir tendenziöse Wahrnehmung nennen.«*⁵⁸

Es gibt also ein Versagen im Erleben von Wirklichkeit: Wir filtern, zensieren, färben, begrenzen und erweitern; wir verschmelzen die Wirklichkeit mit unseren inneren Bildern. Ein philosophisches Axiom der Scholastik sagt: *»Quidquid recipitur, in modum recipientis recipitur«* (d.h.: Was wahrgenommen wird, wird nur entsprechend der Art des Wahrnehmenden wahrgenommen).

Auch Thomas von Aquin meint: *»Wir können Gottes Wesen nur unter einer gewissen Unklarheit und Verworrenheit erkennen«* *»sub quadam confusione«*. Wir können Gott nicht rein erkennen, es ist unsere Konfusion, die uns hindert. Es ist unsere menschliche und geschöpfliche Begrenztheit. Nach dem Zeugnis der Bibel hat Jesus diese Begrenztheit immer wieder auch bei seinen Jüngern und Begleitern angetroffen und darauf hingewiesen. Wir Menschen sind keine exakten Aufzeichner, wir haben unsere »Brillen«, unsere »Raster«, unsere »Filter«, unseren begrenzten Horizont. Wir besitzen eine bestimmte Optik, ein bestimmtes Augenmaß, ein ganz individuelles Gehör und Gespür, einen ganz individuellen Geschmack. Wir haben unsere je eigenen psychischen Bedingungen, die unser Wahrnehmen beeinflussen: unsere Ängste, Hemmungen, Ressentiments, Widerstände, Verdrängungen, Sehnsüchte, Erwartungen, Euphorien usw. In uns leben je eigene Denkkategorien und -muster, -vorstellungen und -schemen, ideologische Konzepte und Entwürfe, Symbole und Bilder. Uns bestimmen Erblasten aus der Vergangenheit, uns bestimmen unsere Traditionen, Vorerfahrungen und Voreingenommenheiten, unser geistiger, kultureller und sozialer Kontext, aber auch unsere Interessen, Intentionen, Wünsche und Träume. Alle diese Bedingungen fließen in unsere Wahrnehmung ein.

Von Gagern schreibt: *»Die ... Beeinflussung des Wahrnehmungsvermögens kann bis hin zu unbewussten Wahrnehmungs- und Denkverböten führen«*⁵⁹. So gesteht er auch den Texten des Neuen Testaments *»einen nur relativen Offenbarungswert«*⁶⁰ zu, weil sich so viele Missverständnisse,

Verzerrungen, Spannungen, Risse und Differenzen finden lassen. So lässt der Evangelist Matthäus einerseits Jesus sagen, dass am Alten Testament nicht gerüttelt werden darf (5,17-19). Andererseits rüttelt der gleiche Jesus einige Zeilen weiter ganz kräftig an den alttestamentlichen Lehren: *»Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist ... Ich aber sage euch«* (5,21-48).

So kann man abschließend nur sagen: Jesus wurde nicht nur den Händen seiner Feinde ausgeliefert, sondern auch den Augen und Ohren, den Schreibfedern und Pinseln, den Meinungen und Sympathien seiner Anhänger. So darf auch nicht jede »Wahrnehmung« als wahr gelten!

Wie es nun ein Versagen in der Wahrnehmung gibt, gibt es auch ein Versagen im Übermitteln. Menschen sind kein reines Sprachrohr Gottes. Jeder von uns hat auch hier seine Farben, Filter, Raster, Vergrößerungs- und Verkleinerungsobjektive. So ist die Weitergabe von Informationen ebenfalls gefärbt, subjektiv, tendenziös, zensiert, gefiltert, verkürzt oder erweitert. Propaganda, Mission oder Rechtfertigung lassen Geschichten zu Tendenzgeschichten werden. Menschen sollen durch Zucker- oder Salzstreuen auf gewünschte Touren gebracht oder in eine gewünschte Richtung gelenkt werden.

Bestimmend sind hier ähnliche Momente, wie sie schon bei der Wahrnehmung erwähnt wurden: Ängste, Euphorien, Wünsche, Sehnsüchte, Spekulationen, Absichten, Interessen, Trends der Zeit usw. Hier steht das Thema »Intentionale Theologie« an.

Bei allem Respekt vor der Theologie in Israel finden wir hier auch das Moment der Verzweckung der Religion für Volk und Staat. Gott ist auf Israel zugeschnitten. Israel ist sein auserwähltes Volk. Mit Gott wird Politik gemacht. Und es wird so hingestellt, als mache Gott diese Politik. Gott wird als Waffe benützt. Man muss es sagen: Das Gottesbild Israels ist auch im Dialog mit leitenden Interessen entstanden. So kann dieser Gott nicht mehr für alle Menschen Modell stehen. Ähnliches ist mit Jesus geschehen. Wurde Gott als Transportmittel für vielfältige Interessen Israels benützt, so wurde Jesus als Vehikel für alle gängigen Botschaften und Lehren gebraucht. O. Kuss hat dazu geschrieben: »Sokrates wie Jesus werden in gewissem Maße zum Vehikel bestimmter Absichten, Tendenzen, Ideologien gemacht und dadurch verändert, „verfremdet“«⁶¹. Manches in den Schriften des Neuen Testaments liegt quer zur Botschaft Jesu. Seine Durchbrüche wurden immer wieder zugedeckt, seine Grundinteressen umgedeutet. Es gibt eine Antitheologie zur Theologie Jesu.

An religiöse Texte muss man hohe Anforderungen stellen. Man muss sie »beim Wort nehmen«, an ihrem Inhalt »packen« können. Sprachliche Kommunikation muss klar sein. Umdeutungen und Interpretationen sind Billigware. Gewisse Texte sind von Haus aus aufgrund falscher und tendenziöser Wahrnehmung und Weitergabe Missbildungen und »Missgeburten«, sie werden, wenn man den Klartext ernst nimmt, nicht missverstanden oder missdeutet. Sie sind eindeutig schlimm. Dafür ist oft die Wirkungsgeschichte die beste Waage.

Das vielfache Dilemma

Es ist eigentlich eine furchtbare Tragik: Kein Wort braucht so viele Auslegungen, Erklärungen und Kommentierungen wie das »Wort Gottes«, das doch unter dem Diktat des Hl. Geistes entstanden ist. Und nebenbei bemerkt: Auch die Auslegungsgeschichte der biblischen Texte ist ein eigenes trauriges Kapitel. Denn Widersprüche, die nicht sein dürfen, fordern die Installation der phantastischen Arbeit der Schriftauslegung. Es grenzt oft an Zynismus, wenn man erfährt, wie im Laufe der Geschichte Texte vergewaltigt wurden und immer noch werden. Dann wurden und werden eben Texte mit eindeutigen, aber ethisch unmöglichen Aussagen und Zielsetzungen allegorisch ausgelegt. Und eine moderne Version der Auslegung, zum Teil auch therapeutisch orientiert, benützt Texte ohne Rücksicht auf deren klare Aussage als Chiffren und Illustrationen für seelische und religiöse Zustände. Hier liegen auch einige meiner Schwierigkeiten mit E. Drewermann.

Neben dem Dilemma der Auslegung existiert das Dilemma der Konkurrenz biblischer Texte zu kirchlichen Glaubensaussagen. Lassen die Theologen den Text sprechen, gehen sie nach der Logik des Textes und den gültigen Regeln des Textverständnisses vor, dann wird nicht nur die Autorität des Hl. Geistes in Frage gestellt, denn allzu oft gehört menschlich Begrenztes und Falsches zur textlichen Gestalt, zur Wahrheit des Textes. Es entstehen vor allem auch Unstimmigkeiten mit dem Dogma. Lassen sie aber die verordnete Glaubensaussage gelten, dann liegen oft biblische Texte quer, oder geben nicht her, was sie hergeben sollen.

Die Lösung

Die Lösung des Problems kann meines Erachtens nur in einer sorgfältigen theologischen, logischen und ethischen Neubewertung der biblischen Texte liegen bzw. in der Klärung der wirklichen Natur der Bibel. Wer genau zusieht, merkt, dass die Umwertung sowieso in vollem Gange ist: die Umwertung vom Wort Gottes zum Menschenwort, vom göttlichen Heilsgut zum menschlichen Geschichtsgut, vom erklärten Offenbarungsbuch zum komplexen Lebensbilderbuch, von der göttlichen Urheberchaft zu einer menschlichen Schöpfung innerhalb eines bestimmten psycho-sozialen Kontextes, vom Auslegungsmonopol der bisherigen »Verwalter« und »Besitzer« zur wissenschaftlichen Analyse nach den allgemein gültigen Regeln der Textinterpretation bzw. zum Ernstnehmen des Urteils der Menschen reinen Herzens, die

sich den biblischen Texten aussetzen.

Das biblische Wort ist dann nicht mehr nur »Licht über meinem Pfad«, es ist nicht mehr nur »Brot des Lebens«, es kann je nach Textgestalt beides sein: Licht oder Finsternis, Brot oder Stein, gute Nachricht oder böse Nachrede. In den christlichen Grundschriften finden sich nun einmal kostbare Perlen, Schätze und Lebensmittel, aber auch Blech, Schund und Banales. Wie sollte es bei menschlichen Produkten auch anders sein!

Der Effekt der Neubewertung wird nicht ausbleiben. Wird der Bibel die menschliche Note zurückgegeben, wird langfristig Ruhe einkehren; der Exegese wird wieder saubere Arbeit und Wahrung der nötigen Sorgfaltspflicht zuerkannt. Viel Verbitterung löst sich auf. Theologen, die bisher scharenweise Widersprüche überbrücken und Risse kitten mussten, die kunstvoll und trickreich Ersatzlösungen auf den Tisch zu bringen hatten, werden für neue Aufgaben frei. Und trotz aller Neubewertung wird die Bibel das Buch bleiben, das uns vom Ursprung unserer Religion berichtet, das in vielen Texten soviel Ermutigung, Hoffnung und Trost enthält. Und schließlich wird der Geist Gottes und Jesu entlastet, wenn man ihm nicht alles Widersprüchliche und Ungereimte anlastet, wenn stattdessen Menschen herangezogen werden, die aus einem bestimmten religiösen Milieu kamen und in der Verarbeitung ihres Stoffes immer wieder auch ihre Vorstellungen und Interessen verarbeiteten.

Eine Kirche, die den absolut normativen Charakter der Bibel zurückzieht, vertraut dem Geist Gottes in den Menschen. Sie traut ihnen die Unterscheidung zu, welche Stimmen der Bibel Spuren in die Nachfolge und welche Spuren in die Irre sind. Ungeschminkte Ehrlichkeit schafft sicher mehr Anhänger als das Festhalten an einer durch Macht- und Lehrapparat gestützten fragwürdigen Kontinuität: Es ist schon immer so gewesen. Hatte man nicht auch im 2./3. Jahrhundert unter dem Eindruck des allgemeinen Lehrwirrwarrs den Mut, die apokryphe Jesus-Literatur weitgehend aus dem kirchlichen Gebrauch auszuschneiden? Eine längst fällige Veränderung setzt jedoch einen Umbruch im Selbstverständnis des kirchlichen Lehramtes voraus. Wie hier die Verhältnisse liegen, beschreibe ich auf den folgenden Seiten.

Umbruch im Selbstverständnis des kirchlichen Lehramtes

Die geltende Doktrin

Aufbauend auf späte Texte des Neuen Testaments und sicher auch mit Blick auf den jüdischen Ursprung hat sich im Laufe der Kirchengeschichte eine ganz bestimmte Theorie und Praxis des Lehramtes entwickelt. Die biblischen Texte sprechen vom Verkündigungsauftrag. In 2. Timotheus 4,2 heißt es: »Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht; weise zurecht, tadle, ermahne, in unermüdlicher und geduldiger Belehrung.« Und eine Reihe von Texten sprechen auch davon, auf die Lehre zu achten: »Bewahre das dir anvertraute Gut«, steht fordernd in 2. Timotheus 1,14.

Heute versteht sich das kirchliche Lehramt mit Blick auf die vielen Dunkelheiten und Ungereimtheiten der Schrift in etwa so, wie es das II. Vatikanische Konzil in »Dei Verbum« definiert hat. Neben dem Verkündigungsauftrag und der Bewahrung des Lehrgutes geht es dort vor allem um die Erklärungs- und Auslegungskompetenz des Lehramtes. Die wichtigsten Stellen lauten:

»Die Aufgabe, das geschriebene oder überlieferte Wort Gottes verbindlich zu erklären, ist nur dem lebendigen Lehramt der Kirche anvertraut.« (DV 10)

Die Bücher des Alten wie des Neuen Testaments ... sind »der Kirche übergeben.« (DV 11)

»Alles, was die Art der Schrifterklärung betrifft, untersteht letztlich dem Urteil der Kirche.« (DV 12)

Die Erklärungs- und Auslegungskompetenz obliegt letztlich den Bischöfen in Gemeinschaft mit dem Papst. Das Gottesvolk empfängt von ihnen in »treuer Gefolgschaft« ... »nicht mehr das Wort von Menschen, sondern wirklich das Wort Gottes« (Dogmatische Konstitution über die Kirche »Lumen Gentium« 12). Und »die katholischen Exegeten und die anderen Vertreter der theologischen Wissenschaft müssen in eifriger Zusammenarbeit sich darum mühen, unter Aufsicht des kirchlichen Lehramtes mit passenden Methoden die göttlichen Schriften so zu erforschen und auszulegen, dass möglichst viele Diener des Wortes in den Stand gesetzt werden, dem Volke Gottes mit wirklichem Nutzen die Nahrung der Schriften zu reichen.« (DV23)

Das Dilemma

Das Lehramt selbst sieht die Bibel als etwas an, was dieses Buch einfach nicht halten kann, nämlich Gottes Rede zu sein. Aber hier sollen nicht die Zweifel an dieser Beurteilungskompetenz

selbst, sondern die Zweifel an der Auslegungskompetenz in den Blick genommen werden. Hier hat man sich nicht nur Fehltritte geleistet (siehe den ganzen Komplex des geozentrischen Weltbildes), hier wurden Texte für kirchliche Interessen und Ziele verwendet und benutzt, hier hat man auch Falsches und Vorläufiges nicht verhindert, sondern vielmehr geduldet bzw. sogar unterstrichen. Wo der Klartext einer Stelle nicht mehr zur Kenntnis genommen wird, beginnt die Misere der Interpretation. Als Kriterien der Interpretation findet man dann meist die Momente der Systemerhaltung bzw. der Kontinuität der Tradition. Wenn man es nur richtig macht, kann man auch unsinnigen Stellen Sinn abgewinnen. Man unterscheidet dann eben zwischen Buchstabe und Geist, man verweist auf die »Einheit der ganzen Schrift« (DV 12), als ob es diese gäbe. Schriftausleger irritieren mit Balkenüberschriften und programmieren das Verständnis vor. Es ist zutiefst unredlich, etwa über die spektakuläre Heilung des blinden Bartimäus bei Jericho (siehe Mk 10,46-52) die Überschrift zu setzen: »Bartimäus lässt sich nicht mundtot machen«. Solches und Ähnliches ist heute gang und gäbe. Ein unangemessener Umgang mit der Schrift besteht auch darin, ausgehend von einem Bibelwort, das besonders anspricht, die freie Phantasie laufen zu lassen, ohne auf den Sinn und Inhalt des ganzen Textes zu achten.

Die Lösung

Hier geht es in meinen Augen zunächst darum, dass die quasi-göttliche Instanz des Lehramtes sich als eine (möglichst qualifizierte) irdische Instanz versteht. Ich verstehe mich dabei nicht als Kämpfer gegen Grundsätze und Autoritäten an sich, ich kritisiere nur diese enge Bindung einer kirchlichen Institution an den Geist Gottes und Jesu. Ein weiterer Lösungsvorschlag geht dahin, dass die Kirche entgegen ihrem Monopol der Auslegung eine Bewertungsvielfalt akzeptiert, deren Vertreter geduldig, aufmerksam und nicht ausgrenzend operieren. Es gibt ja die Mündigkeit aller Christen, es gibt die eigene menschliche Tiefe, die eigene religiöse Erfahrung, es gibt das Miteinander und den Austausch der Glaubenden, es gibt die Theologen, die sich berufsmäßig mit der Materie beschäftigen, es gibt kanonisierte und nichtkanonisierte Heilige, die oft das einzige Evangelium sind, das Menschen noch lesen, die für mich auch als Stimmigkeits- und Auslegungskriterium gelten.

Ferner plädiere ich für die absolute Vorrangigkeit der wissenschaftlichen Textanalyse, die O. von Nell-Breuning im Blick auf das Godesberger Grundsatzprogramm der SPD immer wieder eingefordert hat: »Ein Programm ist nach den Regeln der Textinterpretation zu analysieren«⁶². Zum Schluss möchte ich noch einige Überlegungen zur neuen Aufgabe der Exegese bringen:

- Sie kann jetzt, durch keinerlei Vorgaben in Pflicht genommen, in den biblischen Schriften das Ureigenste Jesu suchen: »Was Jesu Augen gesehen haben, was Jesu Gedanken beschäftigt hat«, so hat es einst O. Kuss formuliert.
- Sie kann die menschliche Handschrift klar herausarbeiten.
- Sie kann die Heuchelei der Interpreten und Interessensvertreter entlarven.
- Sie kann der Bitte um Vergebung des begangenen Unrechts den Boden bereiten.
- Sie kann eine neue Pastoral vorbereiten: ein Gewinn für Hörer und Verkünder.
- Sie kann brennende theologische Fragen wieder öffnen

Wenn die Theologie hilft, die Funktion der neutestamentlichen Texte neu zu bewerten, wenn das Lehramt einsieht, dass nicht alles Problematische und Schwache auf Eignungsmängel der Verkünder bzw. auf Mängel an Glaube, Hoffnung und Liebe bei den Hörern zurückzuführen ist, sondern in weitem Umfang auf Mängel im System, dann kann eine echte Erneuerung einsetzen. Ein neues Gespräch mit dem Text eröffnet dann auch neue Möglichkeiten der Selbsterfahrung und des Dialoges unter den Christen.

Umbruch im Jesusbild

Die geltende Doktrin

Die Dogmatische Konstitution über die Göttliche Offenbarung »Dei Verbum« enthält folgende Feststellungen:

»Unsere heilige Mutter, die Kirche, hat entschieden und unentwegt daran festgehalten und hält daran fest, dass die vier genannten Evangelien, deren Geschichtlichkeit sie ohne Bedenken bejaht, zuverlässig überliefern, was Jesus, der Sohn Gottes, in seinem Leben unter den Menschen zu deren ewigem Heil wirklich getan und gelehrt hat bis zu dem Tag, da er aufgenommen wurde ... Die biblischen Verfasser aber haben die vier Evangelien redigiert, ... doch immer so, dass ihre Mitteilungen über Jesus wahr und ehrlich waren.« (DV 19)

Das Problem

Inzwischen ist der Fachwelt und vielen aufgeschlossenen Christen klar geworden, dass der Jesus, der in den Schriften des Neuen Testaments dargestellt wird, und der Jesus, der um die Zeitenwende gelebt hat, nicht identisch sind (was aber nicht heißen soll, dass es nichts Identisches gibt). Neben bzw. exakter über dem Jesus, der gewesen ist, steht der Jesus, der geworden ist. Viele Jesus-Geschichten bewegen sich in einer grauen Zone, wo nichts Sicheres auszumachen ist, wo man nicht weiß, »was Jesu Gedanken beschäftigt hat« (O. Kuss) oder ob Hagiographen oder Gemeinden guten Glaubens oder tendenziös seine Stimme für ihre Gedanken vereinnahmten.

So gibt es in der Bibel auch den »unjesianischen« Jesus. W. Simonis hat in seinem Buch »Jesus von Nazareth«, das er als »Erhellung der Ursprünge des Christentums«⁶³ versteht, darauf hingewiesen, dass zwischen dem historischen Jesus und dem biblischen Jesusbild »bei aller Kontinuität auch eine Diskontinuität und Differenz besteht«⁶⁴. Er spricht von »nicht harmonisierbaren Konzeptionen«⁶⁵ des Jesusbildes. Solche und ähnliche Aussagen fordern eine neue Nachdenklichkeit.

Ein Erklärungsversuch

Am Anfang des Christentums stand nicht nur die leuchtende Gestalt Jesu. Am Anfang des Christentums standen auch Menschen, die nicht immer verantwortlich mit Jesus und seiner Geschichte umgingen, Menschen, die schnell Fakten missachteten und ihre Traditionen, Denkschemata und Interessen ins Spiel brachten. Oft schon wurde die Meinung vertreten, dass wohl kaum einer Gestalt der Weltgeschichte in Literatur, Kunst und Kult mehr Schlimmes angetan wurde als der Gestalt Jesu. Der gute Name Jesu hat vieles angezogen, was ursprünglich nichts mit ihm zu tun hatte; der gute Name Jesu wurde in Bereiche hineingetragen, die ihm eigentlich fern lagen. Nicht nur das Alte Testament wurde der Jesus-Religion als Lastgepäck auf die Reise in die Zukunft mitgegeben, auch viele Jesus-Geschichten wurden im Geist und in der Ideologie der alttestamentlichen Bücher geschrieben. Menschen benutzten Jesus als Vehikel für eigene Ansichten, Interessen, Phantasien, Vorstellungen, Ängste und Sehnsüchte bzw. für mehr oder weniger gute Traditionen und Interessen des frommen Volkes oder theologischer Schulen und Gruppen. Für die einen musste er die Religion Israels bestätigen, für die anderen verurteilen. Apokalyptiker, Asketen und Gnostiker um nur einige Gruppen zu nennen versuchten, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Missionsinteressen trieben ihr Spiel mit ihm. Sein Leben und seine Sicht Gottes, der Welt und des Menschen wurden je nach Bedarf verkürzt und erweitert. Im Medium der Bibel taucht die Wirklichkeit Jesu allmählich in den Nebel der urkirchlichen Reproduktion ein. Dazu einige Stimmen: H. Wolff hat in ihrem Buch »Neuer Wein Alte Schläuche«⁶⁶ auf die Tatsache hingewiesen, dass Jesus, der nach Johannes 3,17 nicht in die Welt gesandt wurde, »damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird«, bereits in urkirchlicher Zeit zum Weltenrichter abgewertet wurde.

Der Exeget O. Kuss schrieb zum Thema Einverleibung der Schriften des Alten Testaments in den Jesusglauben mit der Ehrlichkeit seines Alters:

»Dem Jesusglauben wurden damit schwere Lasten völlig unverdaulichen Gedankengutes zugemutet, dies ist von Anfang an empfunden worden; die Wege, auf denen man sich, so gut es ging, ein ruhiges Gewissen zu schaffen versuchte, sind mannigfaltig: Wo man es verschmähte, einfach nicht hinzusehen, Unbequemes schlicht zu ignorieren - die am meisten verbreitete und praktisch wirksamste „Methode“, versuchte man es mit Umdeutungen, mit der Annahme von „Schichten“, mit Allegorese, mit „pneumatischer“ Schriftauslegung, mit dem „tieferen“ Sinn und anderen Peinlichkeiten.«⁶⁷

Der Dogmatiker W. Simonis äußert sich über die Evangelien des Neuen Testamentes ebenfalls in einer sehr offenen Weise:

»In den allermeisten dieser Bücher wird freilich ein Bild des Nazareners gezeichnet, das mehr der frommen oder auch weniger frommen Einbildungskraft ihrer Autoren entsprungen ist, als dass es vor dem Anspruch strenger wissenschaftlicher Kritik bestehen könnte, wirklich nur zu sagen und darzustellen, was Jesus selbst gesagt, getan und gewollt hat, und nicht die Geschichte eines Jesus zu schildern, der gerade das sagte, tat und wollte, was er nach Meinung der Autoren hätte sagen, tun und wollen sollen.«68

Ähnliches spricht der Psychotherapeut F.E. von Gagern aus, der den Autoren der neutestamentlichen Schriften vorhält, sie hätten die Botschaft Jesu tendenziös wahrgenommen und tendenziös weitergegeben, tendenziös eingengt und tendenziös erweitert. Mit Blick auf die jüdisch-patriarchalische Erziehung von damals und auf die moderne psychologische Erfahrung zieht er das Resümee:

»Unerschütterlich sitzt bei vielen Menschen das, was sie als Kinder erfahren haben, was ihnen in früher Kindheit eingepägt wurde, in ihrem Daseinsgefühl fest, dass alle späteren Erkenntnisse der erwachsenen Vernunft letztlich in der Seelentiefe nicht angenommen und geradezu als ungläubwürdig behandelt werden.«69

Und er fährt fort: *»So verwundert es uns nicht, wenn dieser Evangelist Jesus anders verstand als jener, oder wenn die Apostel, seine Freunde, ihn bis zuletzt gelegentlich mißverstanden.«70* Aus diesen Gründen spricht von Gagern von einem *»nur relativen Offenbarungswert«71* der Texte des Neuen Testamentes.

Auch G. Baudler setzt sich in seinem Buch *»Erlösung vom Stiergott«* kritisch mit der Vereinnahmung des Jesusbildes durch alttestamentliche Traditionen und dem dadurch *»notwendigerweise etwas zu kurz greifenden Jesus-Verstehen der Urkirche«72* auseinander. Während Baudler für die metaphorische Sprache in den diversen Schriften des Neuen Testamentes immer wieder Verständnis aufbringt und um Sympathie wirbt, bezieht er dort ganz klar Position, wo Jesus dazu missbraucht wird, einer Religiosität der Gewalt den Rücken zu stärken und zum Überleben zu verhelfen. Hier wird Baudler sehr deutlich:

»Ja selbst in den innersten Raum des Evangeliums, in jenen Corpus von Erzählungen, die direkt auf Jesus zurückgehen, in die Welt der Gleichnisse, dem Urgestein der Botschaft Jesu, wo wir stärker als anderswo seine authentische Stimme hören, seiner inneren Vorstellungswelt, seinem Denken und Fühlen, begegnen, ist das am Schreckensgott orientierte Denken und Fühlen in den Vorgang der Überlieferung eingedrungen.«73 Und er führt aus: *»Schon einer der frühen christlichen Erzähler, auf den Markus zurückgreift, konnte das Gleichnis vom „Mord im Weinberg“ (Mk 12, 1b-8) nicht so enden lassen, wie es Jesus erzählt hatte. Er konnte die Spannung nicht ertragen, aus der heraus das Gleichnis lebt: den ungeheuren Gegensatz zwischen der mörderischen Brutalität der Weinbergpächter ... und der unendlichen Güte dieses Besitzers, der anstelle einer Strafexpedition zuletzt seinen Sohn zu den Pächtern schickt. Der urchristliche Nacherzähler dichtete noch hinzu, dass am Ende der gütige Weinbergbesitzer doch noch zum Mittel der Gewalt greift und in einer Strafexpedition die bösen Pächter vernichtet. Dadurch aber zerstörte er die Struktur der jesuanischen Erzählung ...«74*

Auch H. Jaschke, Religionspädagoge und Therapeut, antwortet auf die Frage, ob uns denn im Neuen Testament die Botschaft Jesu vom vorbehaltlos liebenden Gott begegne: *»Leider nein! Denn auch die neutestamentlichen Autoren, deren Gedankengut später in den Evangelien zusammengestellt wurde, waren Juden und haben das alttestamentliche Gottesbild so verinnerlicht, dass sie das Neue der Sicht Jesu nicht voll erfassen konnten.«75*

Ein Lösungsvorschlag

Will man die Frage ernst nehmen: Wer ist dieser Jesus? Wer war er wirklich? Ist seine Gestalt eine brauchbare Vorgabe für mein Leben?, dann steht die Forderung des *»Abschminkens«* und einer vorsichtigen Theoriebildung im Raum.

In seinem Buch *»Christ im Jahr 2000«* verweist W. Blasig auf den Theologen W. Nigg, *»der die Wiederentdeckung des ursprünglichen Christentums mit einer bildrestaurierenden Tätigkeit verglichen hat«76*. Auch Blasigs Leidenschaft gilt dem Vorhaben, *»das unverfälschte Bild Jesu freizulegen«77*, seinen *»ursprünglichen Glanz«78*.

Da die *»Übermalungen«*, wie Blasig es nennt, *»teilweise schon im Neuen Testament über Person und Botschaft Jesu gelegt worden sind«79*, ist die Abschminkungsarbeit sicher sehr schwierig. Aber das Bild gefällt mir. Wenn sich Kirche und Theologie noch ernst nehmen,

dann wird dies die Hauptaufgabe einer künftigen Exegese sein. Denn ohne Abschied gibt es keinen Aufbruch.

Ein neues Jesusbild zeichnet sich ohnehin schon ab: Ein wohlthuend lauterer, wahrer, reiner, offener, liebender und mutiger Mensch erhebt sich vor unseren Augen. Mit dem Titusbrief kann man ihn die Erscheinung der »Güte und Menschenliebe Gottes« (Titus 3,4) nennen. Einen »Menschen wie Brot«⁸⁰ besingt ihn Lothar Zenetti. Für mich ist er die Einladung zur Entfaltung und zur Heilung des Lebens. Und er ist der große Befreier. Er hatte den Rücken frei von bedrückender und beängstigender Theologie, frei vom »Gottespaket« seiner Zeit. Er war frei von einer pessimistischen und den Menschen als böse und gottesunfähig diffamierenden Anthropologie. Und sein Weltbild war frei von Weltverachtung und Misstrauen zum Erdhaft-Stofflichen. Das Gegenteil war der Fall: Jesus vermittelte die Erfahrung »grenzenloser Zugehörigkeit«⁸¹, »die Erfahrung der Kommunion mit der höchsten Wirklichkeit«⁸² und die Erfahrung der liebenden Verbundenheit mit den Menschen und dem »gesamten Kosmos«⁸³. W. Blasig nennt als Weg zum echten Jesus von Nazareth, dem man sicher nur annähernd begegnen kann, »die kritische Bibelwissenschaft«⁸⁴ und »glaubwürdige Vorbilder erneuerten Christentums«⁸⁵. Für meinen Weg war das Hören auf die eigene Tiefe und das Hören auf offene, suchende, wissende und lebenserfahrene Menschen ebenfalls von entscheidender Bedeutung.

Ich freue mich, dass immer deutlicher wird, was schon vor Jahren J. Jeremias formuliert hat: »Ursprung des Christentums ist nicht das Kerygma, sind nicht die Ostererlebnisse der Jünger, ist nicht eine Christusidee, sondern der Ursprung des Christentums ist das Auftreten des Mannes Jesus von Nazareth«⁸⁶. Ich freue mich auch, dass immer mehr Christen auf Wahrhaftigkeit drängen. Ich erinnere mich, dass der Arzt und Therapeut A. Görres irgendwo ganz vehement gefordert hat: »Wenn Glauben verlangt wird, darf man nicht leichtfertig mit der Wahrheit umgehen«. Auch und gerade im Blick auf Jesus, den Urheber unseres Glaubens, gilt das einfache Wort, das mir Franziska Jägerstätter, die Ehefrau des Naziopfers Franz Jägerstätter, an Pfingsten 1989 in Abwehr der Legendenbildung um ihren Mann in ihrer schlichten, aber durch und durch klaren Art gesagt hatte: »Ehrlich muss man sein!«

Für die Menschen des Alltags, die in der Nachfolge Jesu leben wollen, ist mehr als je ein fester Grund wichtig. Sie wollen auf Fakten bauen, nicht auf noch so gut Erdachtes, noch so gut Gemeintes, Ungefähreres oder gar Widersprüchliches. Sie stehen sowieso schon lange genug im Regen. Sie gleichen irgendwie Kindern, die sehr früh die Eltern verloren haben, die aber viele Daten und Bilder sammeln und jetzt unverdrossen versuchen, aus dem oft so widerspruchsvollen Material das ursprüngliche und wahrheitsnahe Bild der Eltern wiederzugewinnen. Sie brauchen unbedingt Hilfe, damit ihr Jesusbild wieder klar und leuchtend wird.

Und wenn Präzision im Verhältnis zur Wahrheit und zu den Fakten gesucht und eingehalten wird, wenn auch Jesus Objekt korrekter und exakter Forschungsarbeit sein und bleiben darf, werfen vielleicht auch noch manche, bei denen Auszug aus der Kirche angesagt ist, einen interessierten Blick zurück.

Der Bischof von Limburg, Franz Kamphaus, legte in der Osterpredigt 1989 seinen Zuhörern die folgenden Fest- und Fragestellungen vor:

»Wie viel in der Kirche ist Mumiendienst, pietätvolle Pflege alter Formen, die längst gestorben sind? ... Sind wir unfähig, bestimmte Formen und Gestalten des Glaubens, die ihre Zeit gehabt haben, in Gottes Namen sterben zu lassen? ... Ist künstliche Lebensverlängerung die Alternative?«⁸⁷ Ob Bischof Kamphaus auch an unser Thema gedacht hat?

Mein Beitrag zum Umbruch im Jesusbild

Jesus gehört zu meinem Leben, zu meiner Lebens-»Einrichtung«, zu meiner Lebens-»Ausrüstung«. Er berührte mich schon als Kind zutiefst: in den Geschichten der Bibel, in den Symbolen und Formen der Liturgie und des religiösen Brauchtums, in der Verkörperung durch integere und lautere Menschen.

Als sich später dann mein Leben in den religiösen Sackgassen verlor, fand ich in Jesus keinen Erlöser und Retter, der mich aufrichtete, ich entdeckte in meiner Tiefe den Richter, der mich wie ein Richtergott aburteilte und zugrunde richtete. Heute weiß ich: Ich trug nicht den echten Jesus in mir, sondern eine Karikatur. Ich bin nicht dem echten Jesus nachgefolgt, sondern einer kirchlichen Verfremdung. Dieses Eingeständnis fiel mir sehr schwer.

Ich habe viel Mühe und Arbeit darauf verwandt, mein Jesusbild zu erneuern. Manchmal glich mein Tun einem »Bildersturz«, manchmal einer restauratorischen »Abschminkungsarbeit«, in letzter Zeit mehr einer engagierten »Spurensicherung«. (Ähnlich hat meiner Erinnerung nach auch W. Blasig seinen Weg beschrieben.) Ich habe Bilder umgestoßen, ich habe andere neu

entdeckt, wieder andere gereinigt und manches Originelle an Jesus zum ersten Mal wahrgenommen. Dann habe ich meine Entdeckungen als Meditationen niedergeschrieben. »Annäherungen an Jesus« nenne ich sie ganz einfach. Ich verstehe sie als meinen Beitrag zum Umbruch im Jesusbild, ein Beitrag, der mein Mühen und meine Lebendigkeit markiert, jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Absolutheit erhebt.

Meditation 7:

Das Gottesbild Jesu

Sich um das Gottesbild Jesu zu mühen, halte ich für die primäre Aufgabe der religiösen Hygiene eines jeden Christen und der ganzen Christenheit. Immer mehr Gläubige spüren und immer mehr Theologen wissen es: Wir bedienen uns immer noch eines Gottes, mit dem Jesus nichts oder nicht viel zu tun hatte, der unjesuanisch ist. Theologen sprechen heute schon von »Seh- und Hörfehlern«, von »Bildstörungen«, von »Ütermalungen«, von »Untiefen«, von »geistigen Pannen«, von »Zweckbildern«, von »Verkaufstheologie« u. ä.

In Absetzung von dem Gott, den immer wieder Menschen nach ihrem »Bild und Gleichnis« schufen, lautet mein Thema: Jesus und sein Gott. Ich möchte mich in meinen Ausführungen einigen Formulierungen G. Baudlers anschließen, der den Gott Jesu als einen »Gott der Liebe« versteht. Baudler schreibt: »Jesus identifiziert in seinem Leben, Wirken und Sterben diesen gütigen Aspekt als das einzig wahre Wesen dieses Gottes und entlarvt seinen Wildnis und Gewaltcharakter als eine aus der Angstfaszination geborene Projektion des Menschen«⁸⁸. Und nach Baudler wird Jesus selbst schließlich zum neuen »adäquaten und unüberholbaren Symbol Gottes«⁸⁹. So entlarvt Jesus ein altes Image. Nicht mehr alle bisherigen Bilder von Gott werden als gültig hingestellt. Ist nicht die Religiosität des Menschen gerade dieses: eine tiefe Sehnsucht nach Liebe und Güte, nach Verbundenheit mit dem Tiefsten und Tragendsten, dem Innigsten und Intimsten des Lebens? Bei so viel Lieblosigkeit in der Welt, bei soviel halbherziger und bei so viel vereinnahmender Liebe braucht der Mensch jemanden, braucht er einen Gott, von dem er weiß, dass er absolut liebt, dass er nicht von menschlichen Gefühlen überrannt wird, dass er nicht böse gemacht werden kann, wenn sich Menschen danebenbenehmen. Die Liebe des Gottes Jesu ist eindeutig, ohne Wenn und Aber, auch nicht »im Prinzip ja aber«. Jesus hat von Gott allen Anflug von Enttäuscht- und Beleidigtsein, von Hass und Strafe und von Ähnlichem ferngehalten. In Jesu Mühen um die Menschen, um jeden Menschen zeigt sich auch Gott als Liebhaber des Menschen.

Ein weiteres Merkmal der Liebe Gottes ist die Gewaltlosigkeit. Baudler schreibt: »Jahwe ist für Jesus der reine Abba, ... der nicht mehr im Stier oder Adler, den mächtigen Tieren, sondern in der Taube, dem Symbol der Versöhnung des Menschen mit Gott ... seinen Ausdruck findet.«⁹⁰

Und dann ist Gottes Liebe in der Darbietung Jesu grenzenlos. Der Gott Israels hat einst klare Grenzen gesetzt. Er hat Lieblingskinder, ein Lieblingsgeschlecht, ein Lieblingsvolk. Jesu Gott »lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte« (Matthäus 5,45). Jesu Gott liebt auch den Sünder, er geht ihm nach wie ein guter Hirte, er schaut nach ihm aus wie ein liebender Vater, er sucht ihn wie eine Frau, die ihre Kostbarkeiten verloren hat.

Gottes Liebe ist ausschließlich ein Ja zur Erde. Ihre Qualität muss gut sein, weil auch christliche Theologen sagen, dass in Jesus Gott selbst Mensch geworden ist, dass er Erde, dass er Fleisch angenommen hat. Gott stiehlt uns nicht die Erde, er verweist uns auf sie.

Zum Bild eines liebenden Gottes gehört auch, dass wir Menschen Repräsentanten dieser Liebe sein dürfen. Wir lieben ihn am meisten, wenn wir weiterlieben, wenn wir die Liebe, die in der Welt ist, entwickeln, schützen, erhalten, retten, heilen. So stehen wir unter der wohlwollenden Gabe und dem vertrauenden Anspruch der Liebe Gottes. Auf den Gedanken des Anspruches werde ich im Schlusswort zurückkommen.

Eine gute Theologie sagt uns: Gott schuf uns nach seinem Bild. Er gab uns bei der Schöpfung sein Gesicht. Eine gute Theologie kann uns auch zeigen, dass Gott durch Jesus wieder sein wahres Gesicht zurückbekommen hat.

Meditation 8:

Das Menschenbild Jesu

Albert Görres, Arzt, Psychotherapeut und Philosoph, schreibt in seinem Buch »Kennt die Religion den Menschen?«: »Es ist die biblische Botschaft, die dem Menschen sagt, dass er nicht viel taugt«⁹¹. In der Begründung dieses Satzes bringt Görres zunächst eine Betrachtung von S. Freud, der von drei großen Demütigungen spricht, die die Menschheit in ihrer Geschichte erlitten hat: Seit Kopernikus ist der Mensch nicht mehr der Mittelpunkt des Alls, seit Darwin nur noch ein Tier unter Tieren, und seit ihm (Freud selbst) nicht mehr Herr im eigenen Haus, sondern allmächtigen Trieben unterworfen. Dann fährt Görres wörtlich fort:

»Freud hat jedoch eine tiefere und frühere Demütigung, die der Mensch erlitten hat, vergessen. Es ist die biblische Botschaft, die dem Menschen sagt, dass er nicht viel taugt, dass er von sich aus nicht Gottes fähig ist, dass er von sich aus in der Richtung auf Gott und sein eigenstes Lebensziel und Heil nichts wirklich Geltendes und Gewichtiges wissen, hoffen und tun kann.«⁹²

Eine ähnliche Anthropologie findet Görres auch in den Religionen der Menschheit. Er schreibt: »Sie sagen etwas über den Menschen. In ihnen scheint sich eine geschichtliche Übereinstimmung der Völker darüber zu finden, was vom Menschen zu halten ist. Alle scheinen hervorzuheben, dass er ein ungenügendes Wesen ist, das nicht vom Brot allein lebt. Ein Mangelwesen, nicht nur der Erde, sondern auch des Himmels.«⁹³

Bleiben wir aber bei der anthropologischen Botschaft der Bibel. Görres scheint weitgehend im Recht zu sein. Es gibt viele Stellen in der Bibel, die die Qualität des Menschen als schlecht und ungenügend bezeichnen. Genesis 6,5 formuliert es so: »Der Herr sah, ... dass alles Sinnen und Trachten seines (des Menschen) Herzens immer nur böse war.« In Genesis 8,21 beteuert Gott: »Das Trachten des Menschen ist böse von Jugend an.« Weisheit 12,10 spricht gar von einer »angeborenen« Schlechtigkeit des Menschen. Und Jesus Sirach 17,31 betont, dass das »Begehren von Fleisch und Blut böse« ist.

Die Bibel selbst ist voll von Schilderungen von Greueln, die Menschen vollbringen. Höhepunkt ist die Hinrichtung Jesu am Kreuz. E. Drewermann meint, dass auch der Jesus des Markus- Evangeliums »die Menschen gerade in einer solchen Weise kennengelernt haben muss als Wesen, die so zerstört sind, dass sie nur zerstören können, als derart tot, dass sie nur zu töten vermögen, als bis zur Krankheit leidende, so sehr, dass sie die Wahrheit nur als Kränkung und Beleidigung zu verstehen imstande sind«⁹⁴. Nach Markus ist es auch keinem Menschen möglich, »die Wahrheit der Person Jesu zu seinen Lebzeiten zu erkennen«⁹⁵. Es ist hochinteressant, die anthropologischen Grundideen der biblischen Schriftsteller exakt herauszuarbeiten und miteinander zu vergleichen. Alle scheinen zunächst Görres zu bestätigen. Aber auch die alltäglichen Erfahrungen scheinen ihm recht zu geben. Der Mensch lebt oft genug unter seinem Niveau (Faschismus, Stalinismus, Terrorismus etc.), er erscheint als total verdorben, wie es Augustinus oder Luther meinten, als Krebsgeschwür dieser Welt, als mörderischer als jedes Raubtier. Es gibt genügend Menschen, die diesen anthropologischen Pessimismus verinnerlicht haben. Ein Jugendlicher sagte mir einmal: »Ich bin ein Nobody.« Andere fühlten sich nach einer meditativen Selbstreflexion als Null, als Minus, als Flasche, als Wurm u.ä.

Lautet nun die anthropologische Botschaft einer Religion, dass der Mensch nicht viel taugt, so hat dies weitreichende Folgen: Ein sich minderwertig fühlender Mensch kann sich allzu leicht so verstehen, dass er des Wohlwollens Gottes entbehrt, dass er irgendwo zutiefst schuldig geworden ist, dass ein Böser oder etwas Böses über ihn verfügt. Sein Gottesbild kann dunkle Züge annehmen. Der Urheber des Lebens kann zum Urheber des Todes werden. Viele Geschichten der Bibel legen diese Philosophie nahe.

Wenn der Mensch um das Wohlwollen Gottes nicht mehr weiß, wenn er an das Wohlwollen Gottes nicht mehr glaubt, wenn er seine fundamental gute Qualität nicht mehr kennt oder an sie nicht mehr glauben kann, dann ist ihm gewissermaßen seine Existenzgrundlage entzogen, dann wird das Leben eine Zumutung.

Ein solcher Mensch muss sich eine künstliche Existenzgrundlage schaffen. Er braucht ja Boden unter seinen Füßen. Wenn er nicht den Weg nach unten geht, wenn er nicht die Straße betritt, die in die lähmende Tiefe, in die Verzweiflung, in die Selbstvernichtung oder in die Vernichtung anderer führt, dann wird er in einer rasanten Aufstiegsbewegung vor dem Nichts fliehen, oft in die Grandiosität neuer Geltung, Macht oder Besitz. Er sucht einen Ausweg aus seiner Minderwertigkeit. Er muss sein Leben neu begründen. Er muss wieder auf die Füße kommen und irgendwie die verlorene Liebe neu erkämpfen.

Er wird dann entweder in einem gnadenlosen Opferleben durch Demütigung, Selbsterniedrigung und Selbstentwertung Götter und Menschen gnädig zu stimmen versuchen. Er wird eine Servilitäts-Spiritualität entwickeln, um leben zu können. Oder er wird durch ein ebenso gnadenloses Hochleistungsdenken sich neue Selbstachtung und Anerkennung zu schaffen versuchen. Seine Ellbogen-Spiritualität wird der verinnerlichten Minderwertigkeit den Rang abzulaufen versuchen.

Aber weder aszetische noch produktive Hochleistungen, weder Demütigungen und Selbsterniedrigungen, weder Opfer à la Kain und Abel noch angestrebte oder erreichte Grandiosität à la Turmbau von Babel werden Selbstachtung und Selbstwertgefühl zurückbringen.

So wartet dann eine banale Theologie mit einem neuen Make-up auf: Die Grandiosität und das demütige Opferleben Jesu bringen Rettung und Erlösung von außen und begründen gegen die tiefe ontische Schädigung des Menschen ein neues Sein, das aber erst im Leben nach dem Tod zu seiner richtigen Geltung kommt. Doch der Mensch braucht für diese Welt brauchbare Lösungen. Er muss auf dieser Welt leben und menschenwürdig leben.

Meiner Meinung nach ist nun aber die Ansicht, dass der Mensch nicht viel taugt, keinesfalls der Grund-Satz Jesu über den Menschen. Jesu Botschaft setzt sich wohltuend von den Äußerungen der biblischen Schriftsteller ab, die den neuen Wein Jesu nicht unvoreingenommen genießen, die ihn vielmehr oft nur mit ihren alten Schläuchen auffangen konnten. Gegen alle Bibelstellen, die das Gegenteil behaupten, gegen alle kirchlichen Lehren und Praktiken behauptete ich: Jesus hat eine gute Botschaft über den Menschen. Nur muss man sie allzu oft aus den Verzeichnungen und Übermalungen herausarbeiten, damit sie befreiend und heilend wirken kann. Jesus hat ein eigenes, ein spezifisches Wissen über den Menschen. Dieses Wissen ist nicht nur genauer und differenzierter als der anthropologische Pessimismus mancher biblischer Schriftsteller, er ist auch realistischer und belebender als die pessimistischen Gemeinplätze. Für mich zeichnet sich im Blick auf Jesus, im Blick also hinter die Kulissen der Bibel, ein Zweifaches ab:

Erstens: Jesus weiß immer und überall: Der Mensch ist gut, er ist als Guter von Gott geschaffen, und er ist im Grunde und in seiner Substanz gut geblieben. Auch vom Menschen gilt: Alles, was Gott gemacht hat, ist gut! Wer Anderes behauptet, verleumdet den Gott der Schöpfung und entfremdet ihm die Herzen der Menschen. Aus dem fundamentalen Gutsein des Menschen kommt die Würde des Menschen. Jesus zeigte es, dass jeder Mensch seine Würde hat, dass er ein menschenwürdiges Leben verdient. Bei Jesus gibt es nicht die üblichen Wertunterschiede:

Er unterscheidet nicht zwischen Gerechten und Sündern, zwischen denen oben und denen unten, zwischen Besseren und Schlechteren; bei ihm gibt es keine Privilegierten und keine geborenen Opferlämmer. Vor Gott sind alle gleich, die Unterschiede kommen von den Menschen. Nach Jesus hat Gott auch nie dem Menschen »die Generalerlaubnis« zum Sein entzogen, er hat ihm nie das Heimatrecht bei ihm abgesprochen, er hat ihm nie die eigene Identität geraubt. Der Mensch darf Vertrauen haben in die Grundlagen des Seins: Vertrauen in das Wohlwollen Gottes und des Kosmos, Vertrauen in seine eigene gute Qualität. Der Grundansatz Jesu ist nicht die Idee von den »verdammten Kindern Evas«, er ist die Idee der »Kinder Gottes«; er ist nicht wie bei Johannes dem Täufer die »Teufelsbrut«, er ist der »Sohn«, der immer ein Zuhause beim Vater hat. Schließlich ist auch der Glaube an die Menschwerdung Jesu, »der vom Himmel herabgestiegen ist«, nur annehmbar und verständlich aus dem Glauben an das Gutsein des Kosmos und an die Liebenswürdigkeit eines jeden Menschen.

Manche Menschen können ihre »Grundlagen« noch spüren. Anderen ist ihr eigenes Wesen fremd geworden. Das ist nicht immer eine Fehlleistung, die auf ihr Konto geht; das ist sehr oft eine Fehlleistung von Theologen und Institutionen, die dem Menschen einreden, Gott habe sich vom Menschen abgewandt, Gott habe sich zurückgezogen, Gott habe dem Menschen seine Liebe entzogen. Dagegen wendet sich recht ermutigend B. Pascal in seinen »Gedanken«: »Erkennen wir also unsere Tragweite: Wir sind etwas und wir sind nicht alles«.

Ein Zweites: Zur Botschaft Jesu über den Menschen gehört auch die Feststellung: Der Mensch lebt oft genug unter seiner Würde bzw. er ist oft genug gezwungen, unter seiner Würde zu leben. Jeder Mensch kann fallen, aus seiner Mitte fallen, er kann auch zu Fall gebracht werden und wieder andere zu Fall bringen. Jesus wusste um die Gebrochenheit und Gestörtheit des Menschen. Jesus wusste, wie sich Menschen unterbieten, wie sie unter ihr Niveau gehen, wie sie sich und andere ins Elend bringen. Sein Leben war eine beständige Auseinandersetzung mit dieser Tatsache.

Doch Jesus bleibt dabei: Der Einbruch der Sünde, das Zurückbleiben des Menschen hinter seiner Würde hat das von Gott gelegte Gutsein des Menschen nicht aufgehoben, auch wenn das physische und psychische Erleben des Menschen und ideologische Besserwisserei es oft anders anzeigen. Gott ist dem Menschen vorbehaltlos gut und grenzenlos barmherzig geblieben. Auch der sündigste Mensch taugt Gott noch! Denn ganz tief in ihm, vor jeder Sünde und hinter allem Schuldigsein, liegt eine tiefe Begnadung, ein unauslöschliches Geliebtsein, ein »Ursegen« Gottes (M. Fox). Jesus hat allen Menschen gesagt: Ihr seid in Gottes Liebe, ihr seid seine Kinder, er ist mit euch.

Dieses Bewusstsein neu zu begründen, ist Jesu Programm. Er kommt, um zu retten. Er will den Menschen herausholen aus seinen Ängsten und Lähmungen. Keinen Tag zulange soll der Mensch leiden, keinen Tag zu viel soll er in Sündenangst und falschen Schuldgefühlen gefangen bleiben.

L. Zenetti bringt es auf den folgenden Nenner:

*»Er kam nicht zu richten sondern aufzurichten
woran ein Mensch nur immer leiden mag
er kam ihn zu heilen*

Wo er war

begannen Menschen freier zu atmen

Blinden gingen die Augen auf

Gedemütigte wagten es zum Himmel aufzuschauen

und Gott ihren Vater zu nennen

sie wurden wieder Kinder

neugeboren

er rief sie alle ins Leben

Er stand dafür ein

dass keiner umsonst gelebt

keiner vergebens gerufen hat

dass keiner verschwindet namenlos

im Nirgends und Nie

dass der letzte noch

heimkehren kann als Sohn.«96

Jesus hat ein schönes Bild vom Menschen. Nur dieses Bild ist frohe Botschaft: Jeder Mensch ist Kind Gottes. Und er war es immer. Jeder Mensch ist Gottes würdig und tauglich. Jesus kennt nämlich die Allmacht der Liebe Gottes, und aus dieser Allmacht der Liebe kann man keinen Menschen entfernen; dieser Allmacht der Liebe kann man sich letztlich auch nicht selber entziehen. Die Liebe Gottes holt irgendwann jeden Menschen ein.

Die Botschaft von der fundamentalen Würde und der guten Qualität des Menschen bietet eine gute Existenzgrundlage, sie führt zu einem Leben aus dem Vertrauen und zu einem nicht leicht zu brechenden Lebensmut. Und das Gottesbild bleibt freundlich. Die Schöpfung wird zur Heimat. Der Mensch beruhigt sich. Er fühlt sich angenommen. Er steht auf seinem natürlichen Boden und bleibt eher im rechten Maß: Er wehrt sich eher gegen den Zug nach oben,

nach kompensierender Grandiosität und Überwertigkeit, und verfällt weniger dem Zug nach unten in Richtung Depression und Minderwertigkeit. Er kann bei aller Zerrissenheit des Lebens eher an eine Mitte glauben, bei aller Würdelosigkeit eher an eine Würde. Er kann aber auch, wenn es notwendig ist, über sich hinauswachsen, nicht aus Größenwahnsinn oder Stolz, sondern aus der Einsicht in die Notwendigkeit des Dienens, Teilens und Heilens. Er wird auch eher mit seinem Schicksal fertig, das ihn gelegentlich oder immer wieder aus der Bahn wirft.

Er wird vertrauend sein Schicksal in seine Hand nehmen oder in gute Hände geben.

Von den bisherigen Überlegungen aus gesehen wird nun auch klar: Eine gute »Erlösungstheologie« stülpt dem Menschen kein neues Sein über, das am Kreuz erworben wurde, eine gute

»Erlösungstheologie« führt zu den schönen Bildern des Lebens zurück: zum Wohlwollen Gottes

und zur Gotteskindschaft des Menschen. So sehe ich den Kern der Theologie Jesu. Diese

schönen Bilder begründen von sich aus eine neue Beziehung zu Gott, wo nicht mehr Angst

und Schuld, sondern Vertrauen und Liebe das Sagen haben. Sie begründen eine neue Einstellung

und ein neues Verhalten zum Mitmenschen und zur Mitwelt und lassen auch das eigene

Leben menschlicher und würdiger erscheinen.

Leider hat die christliche Verkündigung zu oft gesagt: Christ, du bist nicht würdig! Christ, du

taugst nicht viel! Die andere Stimme kam kaum zur Geltung: Christ, erkenne deine Würde! Du bist Gottes fähig! Du giltst bei Gott! Du hast Gewicht und Ansehen bei ihm! Er hat dir von Anfang an alles mitgegeben, was du brauchst. Besinne dich auf deine Herkunft und dein Vaterhaus! So ist es bei aller Problematik des Lebens! Für diese zweite Stimme steht Jesus gerade. Ich habe in meinen Ausführungen versucht, die beiden Menschenbilder des Pessimismus und des jesuanischen Realismus klar herauszuarbeiten und voneinander abzusetzen. Oft werden beide miteinander vermischt; dann kann man schwer damit umgehen, dann sind sie auch schwer angebar bzw. angreifbar. Meine Gedanken sollen der Klärung und Klarheit dienen. Nicht das Ungefähre trägt das Leben. Präzision ist auch im geistigen und religiösen Bereich eine notwendige Bedingung des Lebens. Darum möchte ich auch nicht den Jesus des Markus hören; ich möchte von ihm selbst erfahren, was er zum Menschen zu sagen hat.

Meditation 9:

Gedanken zum Jesusbild von Markus 2,19

»Eines Tages kam einer, der hatte eine Freude in seinen Augen ... «

Jesus wird gewöhnlich als »trauriger Heiliger« gezeichnet. Bilder von einem lachenden Jesus findet man kaum. Meist wird er als Leidensmann, als Kreuzträger oder Gekreuzigter dargestellt bzw. als Helfer und Retter der Menschen. Jesus erscheint kaum als Mensch, der selber des Lebens froh war.

Schon der Kirchenvater Johannes Chrysostomus hat behauptet, Jesus habe nie gelacht, ja nicht einmal gelächelt, und auch die Heiligen hätten es nie getan. »Die Welt«, so sagt er, »ist eben kein Theater zum Lachen. Nicht dazu sind wir beisammen, um schallendes Gelächter anzuschlagen, sondern um über unsere Sünden zu seufzen.«⁹⁷

Auch Basilius spricht Jesus ausdrücklich ab, je gelacht zu haben: »Der Herr hat die notwendigen Affekte des Fleisches auf sich genommen sowie diejenigen, welche von der Tugend Zeugnis geben, zum Beispiel Müdigkeit und Mitleid mit den Bedrängten, aber gelacht hat er niemals, soviel aus der Geschichte des Evangeliums bekannt ist. Wohl aber nennt er diejenigen unglücklich, die sich dem Lachen überlassen.«⁹⁸

Basilius dürfte sich hier auf Lukas 6,25b beziehen: »Wehe euch, die ihr jetzt lacht; denn ihr werdet klagen und weinen.« Von Basilius selbst wird berichtet, er habe seit seiner Erwachsenentaufe nicht mehr gelacht, auch wenn ihm froh zumute war.

Auch Ephraim der Syrer beruft sich in einer Predigt gegen das Lachen der Mönche darauf, dass Jesus nie gelacht, wohl aber geweint habe. Er schreibt: »Der Anfang der Zerstörung der Seele ist Lachen ... Lachen vertreibt die Seligkeit, die der Herr den Klagenden verheißen hat ... Lachen betrübt den Heiligen Geist und richtet Körper und Seele zugrunde.«⁹⁹

Lachen ist nach Ephraim ein unbegründetes und unberechtigtes Vorwegnehmen eines zukünftigen Gutes: »Weinen wir jetzt in dieser Zeitlichkeit ein wenig, um in der Vollendung lachen zu können.« Ephraim hat hier Lukas 6,21 im Auge: »Selig, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen!«

Zwei Stimmen aus unserem Jahrhundert seien ebenfalls angeführt. Der Theologe J. Lange meint:

»Für Israel war es damals fünf Minuten vor Zwölf. In dem Maße Israel auf das Angebot und die Anforderung der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu nicht einging, dürfte sich für Jesus das Gericht Gottes über Israel ... abgezeichnet haben. Da gebraucht man groteske, hyperbolische Bilder ... Aber ich glaube, es war nicht zum Lachen, und Jesus hat nicht (viel) gelacht.«¹⁰⁰

Auch ein so talentierter deutscher Seelsorger und Prediger wie Pfarrer Ernst Kirchgässner glaubt, dass Jesus des Lebens nicht froh war:

»Mit Ausnahme von ein paar Sternstunden Begegnungen mit Kindern, Müttern, einigen Geheilten und Bekehrten waren dem öffentlichen Wirken Jesu keine Freuden beschert: ein Volk, das ihn nach Anfangserfolgen in Galiläa ablehnte und im Stich ließ; die ewigen Auseinandersetzungen mit den offiziellen Vertretern Israels, den Pharisäern und Gesetzeslehrern; die Apostel, die ihm eher eine Last als eine Hilfe waren.« Nur »der Kontakt mit seinem himmlischen Vater war für Jesus eine Quelle innerlicher Freude.«¹⁰¹

Solche und ähnliche Aussagen machen betroffen. »Armer Jesus!« kann man da nur sagen. Und dahinter kann man die traurigen Christen einreihen. Selbst der gute Franz von Assisi wollte nicht nur selber nicht lachen, sondern auch anderen möglichst wenig Gelegenheit zum Lachen geben.

Im Neuen Testament gibt es tatsächlich nur ganz wenige Texte, die von einem Jesus sprechen, in dessen Augen man eine tiefe Freude spüren konnte, eine ungezwungene Natürlichkeit in

der Einstellung zu Gott und der Welt, zu sich selbst und zu den Menschen. Über so vieles, was Menschwerdung zuerst und vor allem bedeutet, schweigen sich die Evangelisten aus. Dafür hatten sie keinen Blick, konnten sie keinen Blick haben, weil es nicht in ihr Konzept passte. Sie waren bereits einer unjesuanischen asketischen und eschatologischen Weltsicht verfallen. Nun finden wir allerdings bei Markus (2,19) einen interessanten Text, der, wenn auch ein wenig verstümmelt, auf eine andere Lebenseinstellung Jesu hinweist. Jesus fragt: »Können etwa die Hochzeitsgäste, solange der Bräutigam bei ihnen ist, fasten? Solange sie den Bräutigam bei sich haben, können sie nicht fasten.«

Jesus sieht das Leben nicht als Trauerzeit, als Bußzeit oder als Gerichtszeit, für ihn ist das Leben eine Freudenzeit, eine Hochzeit. Und die Welt ist kein Jammertal, sondern ein Festsaal. Und der Mensch gehört nicht zu den verdammten Söhnen Evas, sondern zu den Kindern Gottes. Und Gott ist in dieser Welt Jesu ein dem Menschen und der Erde liebevoll verbundener Gott. Die positive Einstellung Jesu zur Welt wird mit dem Wort »Bräutigam« ausgedrückt. »Bräutigam sein«, das heißt: Jesus befindet sich in einer liebenden Beziehung zu allem: zu Gott, zur Welt, zum Mitmenschen, zu sich selbst. Er kann das dauernde Fest der Einheit mit Gott, mit der Welt, mit dem Menschen und mit sich selbst feiern. Jesus hat ein grundsätzliches Vertrauens-, ja noch mehr, ein grundsätzliches Liebesverhältnis zu allem und zu jedem. In der Nähe Jesu hören Gott und Mensch, Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, Mensch und Mensch auf, Gegensätze zu sein. In dieser Einheit findet der Mensch zu seiner Ganzheit und Identität. Alle Klüfte und Gegensätze schließen sich. Man muss nicht mehr das Irdische abstreifen, um das Himmlische zu gewinnen. Gott bejaht den Menschen inmitten dieser seiner Welt. Jesus stellt den Menschen ganz dicht vor Gott, aber auch vor die Welt. Es gibt keine Zerstörung der natürlichen Freuden, keinen Bruch mit der Welt, mit der natürlichen »Ökologie« dieser Welt. Distanz, Abstand und Trennung sind überholt, alles ist zwar nicht eins, aber verbunden. Romantische Weltflucht und lebensüberdrüssige Jenseitssehnsucht lösen sich dort auf, wo Jesus und in ihm Gott als Bräutigam erkannt wird.

Mit Eugen Drewermann kann man fragen:

»Hätte Gott wirklich nur gewollt, dass diejenigen Wesen, die allein imstande sind, ihn selber hinter aller Schöpfung wahrzunehmen, sich sogleich wieder von dieser Erde wegwünschen müssen - Welch eine grausame Grille sollte ihn dann veranlasst haben, den Menschen überhaupt in diese Welt zu schicken? Sollte wirklich das Höchste und Edelste im Menschen, die Fähigkeit zur Religion, nur dazu dienen, den Menschen im Namen Gottes mit sich selber und mit aller Welt ringsum in Widerspruch zu bringen? Hieße das nicht, auch Gott selbst widersprüchlich erscheinen zu lassen, indem dieser eine ganze Welt nur schafft, um sie dem Menschen wieder fortzunehmen? Und schließlich: Muss nicht eine solche Religiosität des Zwiespalts und der unendlichen Sehnsucht notwendig im Menschen eine unüberwindliche Angst vor sich selbst und vor Gott hinterlassen?«¹⁰²

Der Weg Jesu ist kein Weg der Trennung, sondern ein Weg der Synthese. Zu diesem Weg der Synthese, der freundlichen Aufmerksamkeit, der Zuneigung und liebenden Beziehung lädt nun Jesus den Menschen ein. Auch der Mensch soll sich mit allem vernetzen und verbinden, wie es Jesus tat. Menschen brauchen sich jetzt nicht mehr die Welt verbieten, um nahe bei Gott zu sein. Sie brauchen nicht mehr den Mitmenschen ausschließen, um sich selbst nahe zu sein. Es gibt nichts Unheiliges mehr in der Schöpfung. »Bräutigam sein« bedeutet: liebevolle Annahme Gottes und einer Welt in all ihren realen Begrenztheiten. Freude an Gott und Freude am Leben das ist die Wahrheit Jesu, zu der er jeden einzelnen führen will. Sünde ist in dieser Sicht alles, was von irgendeiner Wirklichkeit des Lebens absondert, was aus der Ganzheit herausreißt.

Jesus wird in dieser Sicht der große Freund und Liebhaber des Lebens, der Wegbereiter ins Leben hinein und der Führer in die Weite Gottes und der göttlichen Schöpfung. Er macht uns Mut, uns an die vielen Möglichkeiten des Lebens anzubinden und für ein inneres Gleichgewicht zu sorgen. Er macht nichts anderes als Gott am Schöpfungsmorgen, der dem Menschen alles gönnt, was dieser zum Leben braucht: die Erde, den Mitmenschen, sich (Gott) selbst. So wird das Leben wieder stimmig.

Jesus als »Bräutigam« des Lebens ist ein Bild, das für mich zum Kern des Selbstverständnisses Jesu gehört. Es ist der Ausgangspunkt des Weges zu einem anderen Bild, das weit häufiger in den Evangelien überliefert wird: Jesus führt in das Haus zurück, das der Mensch zum Leben braucht, aus dem der Mensch aber oft ausgezogen ist. Seine Sinnwelt ist durch seine Sünde umgekippt. Ich meine das Bild von Jesus, dem Heiland, dem Retter, dem Erlöser, dem

Befreier. Jesus heilt, was verwundet ist, er will dem Menschen helfen, die rechte Ordnung, das Paradies wiederherzustellen. Viele Jesus-Geschichten der Bibel handeln von der Heilung menschlicher Unordnung, Gespaltenheit und Krankheit. Sie enthalten ein faszinierendes Jesusbild, wo sie auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben und nicht in aufgeblähte »Verkaufstheologie« ausarten. Die Bilder von Jesus als dem »Bräutigam des Lebens« und dem »Heiland« der Welt liegen allerdings quer zu den Bildern, die Jesus als strengen Richter und Verderber der Menschen darstellen. Er, der nicht kam, um hinzurichten, sondern aufzurichten, wurde in die Schläuche alttestamentlicher Gottes- und Messiasvorstellungen gepresst, die den neuen Wein des Liebhabers des Lebens und des Freundes der Menschen sehr stark aufgesogen haben. Aber der »Bräutigam des Lebens« ließ sich nicht ganz ausschalten und verdrängen. Ich komme zum Schluss: »Bräutigam« heißt: Jesus befindet sich in einer liebenden Beziehung zu allem und zu jedem: zu Gott, zur Welt, zum Menschen, zu sich selbst. Er ist der ganzen Realität des Lebens verbunden.

»Bräutigam« heißt aber nie und nimmer, dass Jesus in Konkurrenz zu einem menschlichen Bräutigam oder zu einer menschlichen Braut tritt, dass Jesus das natürliche Gegenüber des Menschen abschafft und sich an dessen Stelle setzt. Schon Gott selbst spielt am Anfang der Schöpfung nicht »Ersatz« für den menschlichen Partner, auch Jesus lässt sich nicht vor diesen Karren spannen. Darum muss man mit Ausdrücken wie »Seelenbräutigam«, »geistiger Vermählung«, »mystischer Vereinigung« u. ä. äußerst vorsichtig umgehen. Zum echten Menschsein gehört es, dass der Mensch sich mit Gott, Schöpfung, Mitmenschen und sich selbst liebend »vermählt« und keine dieser Komponenten auf Kosten einer anderen ausschaltet. Einseitigkeiten führen zu spirituellen Fehlprogrammen und vertreiben die Freude am Leben. Die richtige Balance ist gefragt.

Meditation 10:

Wollte Jesus leben oder sterben?

Gedanken zum Lebens- und Todesverständnis Jesu

Eine alte Geschichte erzählt, dass Jesus von Nazareth alle hundert Jahre den Jesus der Christen trifft. Lange sprechen sie miteinander, und jedesmal geht Jesus von Nazareth fort und sagt zum Jesus der Christen: »Mein Freund, ich fürchte, wir werden niemals übereinstimmen. «Diese kurze Geschichte verweist uns auf eines der brisantesten Themen des Christentums, auf das Verhältnis des realen Jesus zum gedeuteten Jesus. Und die sanfte Ironie dieser Geschichte macht die ganze Resignation deutlich: Diese zentrale Frage des Christentums scheint unlösbar zu sein. Wer sich lange genug mit den Quellen beschäftigt, erfährt ja auch erschreckend, dass es zwei nicht harmonisierbare Jesus gibt bei allen Versuchen, die beiden zu harmonisieren, die Risse zu kitten, die Unterschiede zu verwischen. Es gibt im Bezug auf unser Thema den Jesus, der leben wollte, und es gibt den Jesus, der sterben wollte. Letzterer ist der dominante Jesus.

Der Todeswille Jesu als Glaubensgut

Fragt man Christen ganz gezielt nach ihrer Meinung, ob Jesus leben oder sterben wollte, dann ist es gängige, aus der Verkündigung resultierende Meinung, Jesus sei ganz bewusst, mit der festen Absicht zum Sterben auf unsere Welt gekommen. Er musste uns ja erlösen und mit Gott versöhnen. Und diese Erlösung ist untrennbar mit seinem Tod am Kreuz verbunden. Der Glaube an die Unausweichlichkeit des über Jesus verhängten Todes ist ein zentrales christliches Gemeingut.

Die Infragestellung einer Todesreligion

Durch seine Kreuzestheologie ist das Christentum ganz in die Nähe einer Todesreligion gekommen. Paulus will zum Beispiel nichts anderes »wissen außer Jesus Christus, und zwar als den Gekreuzigten« (1 Korinther 2,2). Im Christentum entwickelte sich eine Spiritualität, in der Selbstverleugnung, Abtötung und Weltflucht nicht nur zentrale Begriffe, sondern auch harte Fakten waren. Um Jesu, um Gottes und um des Menschen willen ist es notwendig, aber auch reizend, befreiend und heilend, der Frage nach der historischen und psychologischen Herkunft und Wahrheit dieser Ideen nachzugehen.

In den urchristlichen Dokumenten gibt es nämlich auch andere Stimmen. Was heute im Vordergrund steht, erweist sich schnell als sekundär, als individuelle oder kollektive Deutung, deren Ursachen und Interessen sehr aufschlussreich sind.

Aber auch andere, ganz naheliegende Fakten sollte man beachten: Wenn Christen die gängige Meinung äußern, Jesus sei ganz bewusst, mit der festen Absicht zum Sterben auf die Welt

gekommen, dann spürt man in ihrem Ausdruck nicht gerade Begeisterung und Freude über diese »Wahrheit«, sondern eher Beklemmung, Betroffenheit, Unsicherheit, Beschämung, Schweigen und manchmal auch kämpferischen Eifer, »gelegen oder ungelegen« die »Wahrheit« zu sagen. Und bei den Hörern kann man feststellen, dass die gängige Meinung nicht gerade ein Anreiz ist, sich auf Jesus einzulassen. Jeder Seelsorger, der Jesusbegegnung ermöglichen will, kann den Widerstand spüren. Eine so extreme Ideologie ist oft genug Anlass, den Menschen entweder die Freude an Gott oder am Leben zu nehmen. Auf jeden Fall macht sie es schwer, Gott und Leben zu verbinden. Wo Heil oder Unheil, wo Lebensglück oder Unglück auf dem Spiele stehen, wo von Menschen Glaube und Zustimmung gefordert wird, wo Gottes und Jesu Autorität beansprucht werden, muss eine Verkündigung besonders gewissenhaft vorgehen.

In Anbetracht der historischen und psychologischen Irritationen muss sich diese Untersuchung auf die Fragestellung zuspitzen: Hat Jesus wie jeder normale Mensch ganz am Leben teilgenommen oder hat er auf einen außergewöhnlichen Tod hin gelebt? Was ist greifbar?

Die Rolle des Todes Jesu in der Konzeption des frühen Christentums

Jesus wurde von den Römern hingerichtet. Über Gründe und Anlässe, die zu seinem Tod führten, wissen wir kaum Bescheid. Die Vorgänge sind historisch nicht klar durchschaubar.

Der Tod Jesu war ein Faktum, an dem seine Anhänger nicht vorbeikamen. Aber statt zur Kenntnis zu nehmen, dass Jesus genauso wie alle anderen Menschen sein individuelles menschliches Schicksal zu tragen hatte, statt die Bedingungen zu sehen, denen Jesus als Mensch unterworfen war, statt im Sinne Jesu weiterzuwirken und Heil und Heilung zu schaffen, wurde an seinem Tod herumgerätselt und herumgedeutelt. Die Realität dieses Todes wurde nicht akzeptiert. Hinter diesem Tod musste etwas Besonderes stecken (ein weiteres Beispiel für die voranschreitende Auflösung des normalen Menschseins Jesu). So wurden immer mehr die Deutungen und Phantasien maßgebend, für die es im Leben Jesu keine Anhaltspunkte gibt. Vielmehr lassen sich diese Konzeptionen eindeutig der jüdischen Tradition bzw. dem Urchristentum, und hier wieder vor allem Paulus, zuschreiben.

Kein Wunder, dass die Fülle der Phantasien, Spekulationen, Vermutungen und Deutungen das historische Faktum und das realistische Verständnis der historisch gelebten menschlichen Existenz Jesu immer mehr zudeckten, dass der historische Jesus immer unkenntlicher wurde. Fakten und Bedingungen wurden unterschlagen, Meinungen wurden projiziert und in einer für uns unverständlichen und unerhörten Weise Jesus in den Mund gelegt. Dabei kann man davon ausgehen, dass Jesus wie ein normaler Mensch am Leben, an den Freuden und am Kampf des Lebens teilgenommen hat und aus einem aufmerksamen und aktiven Leben gewaltsam herausgerissen wurde. Dass dies überraschend und unvorbereitet geschah, ergibt sich aus den fehlenden originellen Stellen und aus den vielen divergierenden Erklärungs- und Deutungsversuchen, die unmöglich auf den gleichen Jesus zurückgehen können.

Weil nach der Meinung seiner Anhänger hinter seinem Tod etwas Besonderes stecken musste, gab es letztlich nur ein angestregtes, aber unergiebiges Herumrätseln im Hinblick auf die Ursachen. So wie die Gegner vielleicht ein Gottesgericht vermuteten (Leid als Strafe), so sahen Jesu Anhänger die Ursache seines Todes immer mehr im Willen Gottes, in den Jesus gehorsam einwilligte. Auf jeden Fall entstand eine Theologie, die den Kreuzestod Jesu zur absoluten Notwendigkeit erklärte, die von der Unausweichlichkeit des Todes Jesu überzeugt war. Gott wurde in eine schauerliche Rolle gedrängt. Hinter dem ganzen Geschehen steckt auch heute noch »Gottes Wille, Gottes Heilsplan, ja Gottes Liebe«¹⁰³. Jesus wird bei allem unterstellt, dass er in diese Vorgänge eingewilligt haben soll ganz bewusst, vorausschauend, das göttliche »Muss« erfüllend, was ihn in die Nähe eines begeisterten Selbstmörders oder eines dummen Opferlammes stellt. In dieser Theologie lebt auch die Ideologie von der durch und durch bösen Welt wieder auf. Und die Menschen werden erneut in Kinder der Finsternis und in Kinder des Lichtes gespalten, in Gut und Böse. Vor allem aber wurde diese Interpretation Grundlage einer Spiritualität, die trotz der Verkündigung von Auferstehung und Leben im wesentlichen mit dem Tod ihr Geschäft machte: »Im Tod ist das Leben«, »Im Kreuz ist Heil«, »Das Leben ist ein Kreuz«, »Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach«, so lauteten relativ undifferenziert und leicht irreführend die Parolen. Aus dem Leben wurde ein dauerndes Leiden und Sterben, statt ein Sich-Entwickeln und Heil-Werden, man ging auf die Suche nach Kreuzen und Kreuzchen und begann, das alltägliche Kreuz sich erfinderisch selbst zu zimmern. So wird das ganz und gar Einmalige des Kreuzes Jesu zur spirituellen Leitlinie: Alles muss durch das Kreuz hindurch, um verwandelt und heil zu werden. Echte Nachfolge Jesu und echte Verbindung mit ihm gibt

es in dieser Askese fast nur noch auf den dunklen Strecken und in den entsagungsreichsten Wüsten unseres Lebens: in Krankheit und Leid, in Einsamkeit und Armut, in Verachtung und Hilflosigkeit, im Schweigen Gottes und in der Verfolgung durch Menschen. Kreuz und Gekreuzigtsein werden die Prägung des Lebens. Täglich sterben, darum geht es. Täglich leben, lebendig sein, das Leben suchen, das wird angeschwärzt und verdächtigt. Wer will da noch mitziehen? Sicher wird heute vieles nur noch abgeschwächt und leise weitergegeben, aber die Substanz blieb erhalten. Wie viel Pessimismus, Negation, Resignation, Frustration und Schizophrenie das Ergebnis dieses Denkens waren, wird kaum mehr aufzudecken sein!

Die Konzeption Jesu vom Leben - und sein Tod

Es gibt eine unerträgliche Spannung zwischen dem Gott, den Jesus verkündigte, und dem Gott, der seinen Tod wollte. Dies ist aber nicht nur die einzige irritierende Spannung in der Bibel. Die Frage nach den Fakten stellt sich. Nur eine Besinnung auf den realen Jesus kann weiterhelfen. Es fällt auf, dass Jesus ganz klare Bilder von sich und vom Leben hatte. Es fällt auf, dass er sich immer wieder gegen alte Bilder und Vereinnahmungen zur Wehr setzte. Er sah sich als Freudenboten, er sah das Leben als Festmahl und als Hochzeit, sein neuer Wein gehört in neue Schläuche, seine Konzeption ist Teilnahme am Leben und nicht Rückzug vom Leben, sie ist Einsatz für das Leben, für die Erweiterung des Lebens, und nicht für den Tod, für die Minderung des Lebens. Er wollte Heil und nicht Unheil, Ganzheit und nicht Bruch, Gesundheit und nicht Leiden. Das Heil, das er wirkte, ist nicht an sein Sterben gebunden, sondern an sein Verhalten und an seine Botschaft vom Leben. Echtes Leben vollzieht sich so im Glück, in Gesundheit und Freude, in Liebe und tiefem Einvernehmen, in Schwung und Erfolg usw. Ein rundes, glückliches und frohes Leben ist in Jesu Augen der ursprüngliche Wille Gottes. Nun noch einige abschließende Bemerkungen:

- Gelegentlich wird die Phantasie verbreitet, für die jeder Rückhalt und jede Begründung fehlt, dass gute Menschen so enden müssen wie Jesus, dass sie verfolgt, ja gekreuzigt werden. Der Fatalismus der Leidenspsalmen und die Visionen in den Liedern vom leidenden Gottesknecht bei Jesaja werden hier genauso herangezogen wie der Philosoph Plato, der in seinem Werk über den Staat schreibt, dass der wahrhaft Gerechte in dieser Welt ein Verkannter und Verfolgter sein wird, ja er führt direkt aus, »der Gerechte wird unter diesen Umständen gegeißelt, gefoltert, gebunden werden, es werden ihm die Augen ausgebrannt werden und zuletzt wird er nach allen Misshandlungen gekreuzigt werden.« Solches ist Zwangsdenken, aber nicht Theologie!
- »Der Mensch ist nur so viel wert als er Opfer bringt«, dieses Motto ist falsch. Wohl aber gehört echter Einsatz, der etwas kostet, immer wieder zum Leben dazu. Viele Menschen sind aus einem inneren Wissen und auch aus der Nachfolge Jesu heraus bereit, Einschneidendes in Kauf zu nehmen, ohne dass sie verkünden: »Christenleben ist ein Opferleben.«
- Wie Einsatz und Engagement, bewusster Verzicht und unabwendbares Leid, so gehört auch die Annahme des Todes zu einem gelungenen Leben. Und selbst wo ein Leben unvollendet blieb, kann es unter Christen die Hoffnung abrunden, dass Gott vollendet, was auf Erden nicht vollendet werden konnte.
- Aufgabe derer, die sich an Jesus orientieren, ist es, das Leben und das Schicksal des Lebens zu akzeptieren, dazu zu stehen, es durchzuarbeiten. Ebenso ist es Aufgabe der Christen, zum Leben Jesu zu stehen, wie es sich zutrug, und auch seinen Tod so zu akzeptieren, wie er war. Muss hinter seinem Tod etwas Besonderes stecken? Ist er nicht ein normaler Mensch geworden, hat er uns nicht zum normalen Menschsein erlöst und Mut gemacht, normal zu leben und zu sterben? -Jesus wollte leben. Aber Leben ist immer gefährdet. Nur ein solches Leben nahm Jesus an. Er gab sich ganz einfach den normalen Bedingungen des Lebens preis. Auch das ist menschlich: Bei allem Gestaltungswillen, bei aller Dynamik können die Bedingungen des Lebens unüberwindbare Grenzen setzen. Diese Tragik, wie sie auch im Leben Jesu sichtbar wird, lässt sich in meinen Augen nur mildern, wenn der Geist Jesu unter uns weiterlebt.

Meditation 11:

Das Erlösungsverständnis Jesu

Jesus - ein Erlöser besonderer Art

Von den »Alten« wurde ein Erlöser gedacht, der mit Gott versöhnt, der vom Tod befreit, der die Sünde der Welt hinweg nimmt, der die Welt überwindet usw.

Jesus löst sich von diesem Rahmen, auch wenn er später dann doch wieder hineingezwängt wurde.

Jesus kennt einen Gott, der seiner Schöpfung immer zugetan ist. Er lebt in einer Welt, die immer und überall unter dem Heilswillen Gottes steht. Er versteht sich als Retter, und nicht als Richter und Rächer. Er sucht die Begegnung mit den Menschen, geht keinem Leid aus dem Weg, lässt sich durch Schuld nicht blockieren, verbindet sich vielmehr mit den besten Kräften des Menschen. Er lässt sich weder von der oft furchtbaren Situation der Menschen noch von einer vorherrschenden Theologie neurotisieren. Er bleibt ruhig und gelassen. Er fühlt sich als Mensch unter Menschen, als ganz einfacher und unkomplizierter Mensch. »Das Größte an ihm ist, dass er so einfach ist«, sagt Max Brod über Jesus.

Jesus war die Überraschung Gottes für die Welt, die Überraschung für die Mühseligen und Beladenen, für die Ausgestoßenen und Benachteiligten, die oft ihr Glück nicht fassen konnten, die Überraschung aber auch für die, die zu ihrer Lebensbewältigung ein ausgeklügeltes theologisches Gehäuse und ein schützendes Drahtwerk brauchten, die es anderen ebenfalls vorschrieben und überstülpten.

Jesus erlöst von ganz konkretem Unheil

Jesu Stil war nicht ferne Theologie, sondern praktisches Tun: Er ist sensibel für Not und Leid, er spricht Menschen an, er greift zu, er hilft, er heilt, er entgiftet Situationen, er bringt Lebensräume in Ordnung. Wer ihm begegnete, bekam den Eindruck, dass sich nicht in einer fernen Übernatur, sondern in der greifbaren Natur, im Hier und Jetzt, etwas veränderte. Jesus handelt und er fordert ganz unkompliziert zum Handeln und Mithandeln auf: »Steh auf ...«, »Geh hin und handle genauso!« Er vermittelt den Eindruck: Was er kann, das können alle Menschen! Erlösung ist bei ihm weder abgehoben, vage oder verschwommen, noch kann sie auf das Mittun und den Einsatz der Menschen verzichten. Jesus bleibt auf dem Boden. Und Jesus ersetzt kein fehlendes menschliches Tun.

Jesus war auf konkrete Veränderung aus: »Woran ein Mensch nur immer leiden mag, er kam, ihn zu heilen«, schreibt Lothar Zenetti. »Wo er war, begannen Menschen freier zu atmen, Blinden gingen die Augen auf, Gedemütigte wagten es, zum Himmel aufzuschauen ...« 104. Zur gleichen Sache sagte Eugen Drewermann am 11. Juni 1989 im Bayerischen Rundfunk: Jesus »ist zunächst einmal jemand, der wollte, dass Menschen lernen, auf Gott Vertrauen zu setzen, und der imstande war, über die Stirn von Menschen so zu streicheln, dass sie ihre Angst verloren, den Leib von Menschen so zu berühren, dass er wieder wagte, sich aufzurichten und gerade durch die Welt zu gehen.«

Jesus erlöst von der Last einer lebensfeindlichen Theologie

Jesus brauchte keinen beleidigten Gott zu versöhnen. Einen solchen gab es in seinem Denken nicht. Jesus verkündet: Gott ist gut und das Ja zur Welt und zum Menschen ist seine Art. Es gibt keine Anhaltspunkte, dass Jesus auf Bilder zurückgreift oder eingeht, die Gott diffamieren und unbeliebt machen. Er erzählt keine hässlichen Gottesgeschichten und erfindet keine hässlichen Gottesbilder. Sünden und Fehler der Menschen greifen nicht revolutionär in das Wesen Gottes ein. Die Sünde und ihre Folgen belässt Jesus auf der Erde. Darum braucht er auch keinen Gott zu versöhnen. Alle seine Kräfte sind für den Menschen da.

Jesus hat den Rücken frei von theologischem Drahtgeflecht, er hat dafür die volle Rückendeckung Gottes, wenn es darum geht, den Menschen zu suchen und zu heilen. Er ist auch souverän genug, darüber zu befinden, dass physische, psychische, geistige, soziale und ethische Bedingungen, die er beim Menschen vorfindet, nichts über dessen Stellung vor Gott aussagen. Jesus braucht auch keine Schöpfung neu zu schaffen. Sein Denken und seine Lehre sind frei von der Schwere der Theologie. Man spürt in seinem Wesen keinen Druck, dass er eine unendliche Schuld begleichen, eine abgrundtiefe Verlorenheit gutmachen, eine neue Schöpfung schaffen, die Menschen erlösen und die Sünde der Welt hinwegnehmen müsse. Ein göttliches »Muss« ist erst später in sein Denken eingeführt worden. Jesus muss weder einen gespenstigen Gott versöhnen noch die ganze Schwere der Sündentheologie tragen. So ist er ganz frei und verfügbar für die Erde und für die Menschen. Er verschmäht keine Kreatur. Er geht niemandem

aus dem Weg, er verstößt keinen, niemand braucht sich vor ihm zu verstecken. Er verbindet sich mit dem Guten, er ist frei, das Böse durch das Gute zu besiegen. Er sucht alle möglichen Kanäle, weil ihn keine noch so gut gemeinte Theologie, kein noch so ausgeklügeltes Lehrsystem blockiert.

Jesus verstopft auch die Fluchtwege, die die Religion offen ließ: Barmherzigkeit ist für ihn besser als Opfer, Nächstenliebe wichtiger als Tempeldienst. Wenn Paulus seine Freiheit vom Gesetz propagierte, so Jesus seine Freiheit von komplizierter und lebensfeindlicher Theologie und mag diese noch so altherwürdig sein oder sich später auf ihn berufen.

Zum gleichen Thema noch einmal E. Drewermann: Auf die Frage: »Also, Jesus wollte nicht dogmatisieren, nicht lehren, keine Lehrgebäude aufrichten?«, antwortete er:

»Ganz sicher nicht. Jesus hat niemals dogmatisch gesprochen. Er wäre entsetzt, wenn er hörte und miterleben würde, wie Jahrhundert für Jahrhundert in unserer Dogmen- und Theologiegeschichte ganze Völkergruppen aus der Kirche rausgepresst wurden, weil sie damit nicht zurechtkamen, wie in der Person Jesu zwei Naturen miteinander eins sind und er selber die zweite Person in der Gottheit ist, die in drei Personen eines Wesens sei. Ich will nicht sagen, dass diese Lehren falsch sind oder überflüssig, wohl aber will ich sagen, sie sind bis heute so weit weg von dem, was Menschen fühlen, denken, träumen und erleben, dass es sich weit entfernt hat von dem, was Jesus wollte und verkörperte. Es ist der Intellektualismus, den wir theologisch zelebrieren, der uns den Glauben aus den Händen nimmt. Mit Intellektualismus meine ich, dass das wesentliche Verhältnis zu Jesus ein persönliches Verhältnis ist, keines der Gedanken und Theorien.«¹⁰⁵

In einem weiteren Drewermann-Zitat steckt der gleiche Gedanke:»Das wollte er, dass Menschen durch ihn hindurchgeführt würden in den Raum eines absoluten Vertrauens, in dem Menschen sich selber zurückgegeben werden könnten. Sie sollten die Augen wieder aufschlagen und imstande sein, mit den eigenen Fähigkeiten zu fühlen, wahrzunehmen, zu urteilen, die Welt zu sehen.«¹⁰⁶

»Jesus erlöst von ganz konkretem Unheil« und »Jesus erlöst von der Last einer lebensfeindlichen Theologie«. Beide Themen sind und bleiben die großen Aufgabenbereiche seiner Nachfolger.

Beim erneuten Durcharbeiten dieser Meditationen hatte ich die Kritik von F. Buggle im Ohr. Mit Blick auf Jesus spricht er von einer »im Laufe der historischen Entwicklung eher wachsenden Unredlichkeit«, »die den von der Kirche verkündigten Jesus des Neuen Testaments (von einem anderen wissen wir nichts, er stellt deshalb allenfalls eine beliebig auszustattende Projektionsfigur dar) mit seinen positiven, aber eben auch eher dunklen Seiten ... zu idealisieren sucht«¹⁰⁷. Ich kann Buggle so nicht ganz folgen. Ich halte auch manche Jesusbilder und -geschichten eher für eine Hypothek als für einen »Erfahrungs- und Bilderschatz«, »der nicht leichtfertig verschenkt werden darf«¹⁰⁸. Aber eines ist für mich sicher und darauf baue ich: Jesus hat gelebt, als historische Gestalt gelebt. Das Thema seines Lebens war Gott und die Menschen. Sie haben ihn bewegt und umgetrieben. Jesus hat leitbildhaft gelebt, er hat neue Bilder geprägt und neues Verhalten praktiziert. In den Texten der Bibel scheint dies immer wieder durch. In seinen Ideen und Vorstellungen muss etwas ungemein Provozierendes, etwas Todeswürdiges gelegen haben, sonst wäre er nicht (wegen Gotteslästerung) hingerichtet worden. Hätte der reale Jesus ein so verschwommenes Bild abgegeben wie der in den Evangelien verkündigte, hätte er sich wie ein Fähnchen im Wind bewegt, dann wäre er sicher durchgekommen. Das Bild von Jesus ist nun einmal so da, wie es da ist. So bin ich, um sein Bild zu gewinnen, nicht nur den biblischen Wissenschaften, sondern auch jedem Menschen dankbar, der mir zeigen kann, wie er aus der Liebe zu Gott und aus einem humanen Ethos heraus sein Leben bestehen kann.

Ausblick: Prophylaktische Arbeit

Von Notwendigkeit und praktischer Durchführung einer »Gottestherapie« war auf vielen Seiten die Rede. Praktische Hilfen wurden angeboten, um die Wucht alter Bilder zu mindern und neue Bilder zu finden. Erfahrungen wurden reflektiert und Hoffnungen angedeutet. Das Kriterium Jesus, seine Gestalt und sein Gottesbild wurden in ihrer Problematik dargestellt.

Ich kann nicht umhin, ein Wort zur Notwendigkeit prophylaktischer Arbeit anzuschließen.

Denn Vorbeugen ist besser als Heilen, Prophylaxe ist besser als Therapie.

Ich möchte die Erzieher und alle in der Seelsorge Tätigen beschwören: Schützt die Menschen, vor allem die Kinder, vor »Gottesvergiftung«! Kinder und einfache Menschen sind keine »Auswahl-Christen« wie reife Erwachsene oder interpretierende Theologen, sie sind für alle Möglichkeiten auch der religiösen Verletzung offen. Säubert die religiöse Erziehung, die Katechese, die Liturgie! Prüft jede Geschichte, jedes Gebet, prüft das »Gottes-Angebot« der Kirche insgesamt! Legt den Menschen nicht länger »Gottes-Lasten« auf! Konfrontiert Priester und Lehrer mit den Folgen und »Früchten« ihrer Botschaften! Schreckliches ist noch immer im Angebot der Kirchen. Lasst euch nicht bluffen, wenn es noch so gekonnt methodisch und medial vermittelt wird! Schaut nicht auf die Verpackung, beachtet den Inhalt!

Und die Theologen und die Verantwortlichen der Kirchen beschwöre ich: Erzählt nichts mehr, was Gott bei den Menschen uninteressant oder verhasst macht. Scheidet aus der Verkündigung aus, was Menschen kaputt macht, was sie in harten Situationen lähmt, was ihnen Angst macht und den Lebensmut raubt. Interessiert euch endlich für die psychische Not der religiös Kranken! Entgiftet die Theologie! Zieht Grenzen: Sagt, wer oder was Gott ist, aber auch, wer oder was er nicht ist! Hört endlich mit euren Interpretationen auf! Schaut gut hin, was dasteht! Schreckliches ist immer noch in eurem Angebot. Schaut hin und nehmt wahr, wie viel Furchterregendes und Angsteinflößendes im Kleid der Mythen und Sagen aus alter Zeit auch heute noch unmündigen Kindern vorgesetzt wird! Der Therapeut K. Stettbacher verweist auf eine tiefe unbewusste Furcht, die in vielen Menschen ist, und schreibt: »Aber solange Eltern ihren Kindern immer noch Angst verursachende Geschichten erzählen, um ihnen Verantwortung aufzuladen, und damit die Wahrheit entstellen, ist diese Quelle der Furcht nicht gebannt.« Auch Unwahres und »Ungefährtes« verkauft ihr oft problemlos weiter. Im Blick auf die Folgen zitiere ich noch einmal K. Stettbacher: »Folgenreiche seelische Verletzungen entstehen auch durch „Ver-Fälschungen“ der persönlichen, ontogenetischen, sowie der stammesgeschichtlichen und der historischen Wahrheit oder durch Entstellung der Wirklichkeit. Aus solchen Verletzungen der von Verstand bestimmten Integrität, z.B. durch Übermittlung irrealer Glaubensinhalte, entstehen tiefe Verunsicherungen im System. Durch solche seelische Traumata wird das ganze System verwirrt. «Lasst euch also nicht mehr von alten Geschichten entmündigen und lähmen! Stellt euch dem Anruf Gottes heute, gebt eure persönlichen Erfahrungen mit Gott weiter, erzählt neue Geschichten und singt andere Lieder! Stellt uns vor allem Menschen vor Augen, deren Leben Gott verkündet!

Ich sammle leidenschaftlich Geschichten, die Menschen darstellen, die auf Gott verweisen.

Eine schöne Geschichte ist diese:

»Vierzehn katholische indische Schwestern aus dem Südstaat Kerala haben in ländlicher Umgebung in Nordindien unter der armen Bevölkerung eine Poliklinik eröffnet. Die Gegend ist zu 75% von Muslimen und zu 25% von Hindus bewohnt. Wie sehen die Schwestern ihren missionarischen Auftrag? Sr. Lina erzählt als Antwort einige persönliche Erlebnisse: „Kam da zum Beispiel eine Hindufrau, ein Häufchen Reis auf einem Blatt in der Hand. „Das ist für dich“, sagte sie schüchtern, „weil du zu uns gekommen bist. Wir haben bis jetzt nur von einem fernen Gott gehört. Nun haben wir dich. Du bist der Gott, den wir sehen können ...“«

Schlusswort

Das Bild des reifen und mündigen Menschen stellt sich für mich so dar: Er nimmt wahr, was um ihn los ist, er sucht das Wahre, er sammelt Eindrücke von sich selbst, macht sich ein Bild von seinen Mitmenschen, beobachtet sein Eingebundensein in die Schöpfung, interessiert sich für die Welt des Geistes und der Kultur und versucht sich ein Bild von Grund und Sinn von allem und dem Ganzen zu machen. Konturlosigkeit und Verschwommenheit, »leere Wände« und ungelöste Fragen machen unruhig und unsicher und bewirken ein Gefühl der Ungeborgenheit. Dem Grund und Sinn von allem und dem Ganzen geben viele Menschen einen Namen. »Urgrund«, »Geheimnis«, »Leben«, »Gott« sind solche Namen. Vielen Menschen wohnt auch das Bedürfnis inne, Genaueres über diesen »Urgrund« zu erfahren, sich ein wahres Bild von ihm zu verschaffen, den Unsichtbaren in Geschichten und Bildern sichtbar zu machen, richtig zu erfassen, was mit ihm gemeint ist, ihn aus den Gesetzen der Schöpfung herauszuhören und zu erkennen versuchen, was die vielen »Zeichen« der Welt und des Lebens sagen.

Viele Menschen suchen etwas Tragendes für ihr Leben und darüber hinaus, sie richten sich etwas auf, wonach man sich richten kann. Belassen wir es bei dem Namen »Gott«, auch wenn dieser Name ganz schön angekratzt ist.

Bevor allerdings der Mensch reif und mündig wird, ist er einem sozialen und geistigen Erbe, einer sozialen und geistigen Umwelt ausgesetzt. Ein Kind wird durch dieses Erbe, durch diese Umwelt zutiefst geprägt, gefördert oder belastet. Zum sozialen Erbe vieler Menschen gehören Belastungen durch ihre Familie. Ebenso gehören zum geistigen Erbe vieler immer wieder gewaltige »Gottesbelastungen«. F. Buggle führt dazu aus:

»Es bedarf keineswegs notwendig entsprechender frühkindlicher Erlebnisse mit dem eigenen Vater und der eigenen Mutter, um das Bild des biblischen, zumindest bis in die neueste Zeit auch schon jungen Kindern indoktrinierten Gottes ... partiell so düster, bedrohlich und repressiv und damit so sehr geeignet als Instrument repressiver Angsterziehung erscheinen zu lassen, sondern dies sind vielmehr die genuinen Züge dieses zumindest partiell sehr düsteren, strafsüchtigen, ja blutliebenden biblischen Gottes selbst.«

Ich gehöre zu den Menschen, die diesem Gott in ihrer Kindheit begegnet sind. In der menschlich angenehmen Umwelt meiner Kindheit waren für mich schließlich die Christen bestimmend, die von einem strengen bzw. schillernden Gott geprägt waren. An mir ist dann »das Fass übergelaufen«. Ich gehöre zu denen, die nach den Worten von R. Grigat »ein unnennbar christliches Elend« erfahren haben. Die Gottesbotschaft des Christentums hat mich an den Rand des Abgrunds gebracht. Und wer kann nach meinen Ausführungen noch zweifeln: Ich bin wirklich der genuinen Gottesdarstellung, der genuinen Theologie des Christentums und nicht einer Randerscheinung begegnet.

Heute glaube ich, dass ich wenigstens im Kopf den Weg »aus dem Bann des strafenden Vater-Gottes« (H. Jaschke) gefunden habe. Dafür was das Kennenlernen bzw. Erarbeiten des gütigen Aspektes Gottes von zentraler Bedeutung. Es ist nicht einfach, einen menschenfreundlichen und dem Menschen vertrauenden Gott zuzulassen, wenn religiöse Indoktrination und Sozialisation mit harten bzw. schillernden Bildern arbeiteten und die Seele schwer schädigten. Statt dass sich nun alle mit mir wie in Lukas 15,9 über die »wiedergefundene Drachme« freuen, muss ich immer wieder offen oder mit vorgehaltener Hand alte Ängste und sogar Verdächtigungen hören, ich würde mir alles zu einfach machen. Die dunklen und harten Stellen im Gottes-Erbe sollten uns eben davor bewahren, dass »das Gottes-Bild süßlich und kitschig« wird (siehe S. 154). Gott sei eben kein »Streichel-Gott« bzw. nach einem Zitat von S. Kierkegaard »kein gemütlicher älterer Onkel«. Viele Theologen verfallen dieser Argumentation (siehe S. 164). Eine sonst sehr aufgeschlossene Theologieprofessorin meinte ebenfalls in Erwiderung meiner Kritik an pathologischen und pathogenen Gottesbildern in der Bibel, wir bräuchten auch Texte, die »uns stören«, die »nicht in unser „Konzept“ passen«, die »uns auf eine Weise herausfordern, die sehr schmerzlich (und darum langfristig vielleicht dennoch „heilsam“) sein können«. Auch J. Heer verteidigt rührend die alten »Götter«, wenn er im Blick auf die Opferung des Isaak schreibt: »Mancher stellt sich am Anfang seines Glaubensweges Gott so vor, wie es den eigenen Wünschen entspricht, nämlich als Gehilfen zum eigenen Glück.« Diesbezüglich kann ich nur sagen (und ich kann es mit meinem Leben belegen): Ich und viele andere »Gottesgeschädigte« haben Gott nie aus ihrem Konzept drängen wollen. Mein Leben und dieses Buch zeigen gerade das Gegenteil. Ich habe mir auch nie einen Gott

als Gehilfen meiner Ich-Sucht vorgestellt, vielmehr wurde mir ein »Gott« vorgestellt und beigebracht, der mein Ich fast verschlang.

Natürlich glaube auch ich, dass Gott neben dem gütigen Aspekt noch eine andere Seite hat; eine Seite, die allerdings anders als es oft in der Bibel und in der Verkündigung der Kirche der Fall ist dem gütigen Aspekt nicht widerspricht, sondern ihn sinnvoll ergänzt. Diese Seite stelle ich mir mit so manch anderem Gottsucher etwa so vor: Gott liebt mich nicht nur, er traut mir auch Großes zu, er ruft mich, er fordert mich, er braucht mich. In dieser seiner Welt bin ich sein Bild, sein Wort, seine Darstellung, sein Vertreter. Ich bin ihm Antwort und Verantwortung schuldig, was mein Leben, meine Mitmenschen, seine Schöpfung und sein Bild betrifft. Ich weiß aber aus ureigenster Erfahrung, dass dieses Sich-von-Gott-Ansprechen-Lassen, dieses Verantwortlichsein, dieses Ihn-Vertreten-Können eine Grundlage braucht: die Erfahrung der Liebe, die Erfahrung des gütigen Aspektes dieses Gottes. Erfahrungen von Angst und Furcht bzw. von Peitsche und Zuckerbrot führen nicht in die Verantwortung, sondern vielmehr in Knechtschaft und Dressur.

Wo Liebe die Substanz unserer Gottesbilder prägt, da wird von diesen Bildern her auch die Energie mobilisiert, die sogar eine Kreuzesnachfolge erträglich macht. Ich sage dies bewusst und auch selbstbewusst im Blick auf die eigenen Erfahrungen, die beileibe mit »süßem Leben« nichts zu tun hatten, die aber bestehbar sind, wenn der »Gottes-Boden« gut ist oder saniert wird.

Mir ist das Thema »Gott« zu wichtig, als dass ich es beiseiteschieben kann. Denn das Größte in meinem Leben drehte sich ja schließlich um Ihn: mein Weg in und aus dem priesterlichen Amt. Dieses Buch ist das Ergebnis einer momentanen Bestandsaufnahme und Ausdruck eines Ringens, das weitergeht. Ich bin auf dem Weg, und »Bewegten« möge man das eine oder andere Kantige und Holprige nachsehen, das sich in diesem Buch sicher auch findet. Was meine Zukunft betrifft, bin ich mir aber sicher: Meine Kräfte gehören auch weiterhin einer neuen »Kultur der Liebe zu Gott«. Eine solche Kultur ist für mich unersetzbarer und unabdingbarer Teil einer »Kultur des Menschseins«.

Anmerkungen

Vorwort und Hinführung

- 1 T. Moser, Gottesvergiftung, Frankfurt am Main 1976, 5
- 2 R. Schnackenburg, Glaubensimpulse aus dem Neuen Testament, Düsseldorf 1973, 146
- 3 Ebd. 148
- 4 J.A.T. Robinson, Honest to God, London 1963; deutsch: Gott ist anders, München 1964
- 5 J.A.T. Robinson, Honest to God, London 1963
- 6 G. Baudler, Erlösung vom Stiergott, München-Stuttgart 1989
- 7 H. Jaschke, Dunkle Gottesbilder, Freiburg im Breisgau 1992
- 1. Kapitel: Die Sichtung der Lage**
- 1 P.C. Kuiper, Seelenfinsternis, Frankfurt am Main 1991, 162
- 2 B. Häring, Meine Erfahrung mit der Kirche, Freiburg im Breisgau 1991, 54 ff.
- 3 D. Schmähl/H. Ehrhart, Aktuelle Onkologie 39, München 1987, 77
- 4 m. mehr, steinzeit, bern 1981
- 5 Ebd. 56
- 6 Ebd. 52
- 7 Ebd. 33
- 8 Ebd. 98
- 9 Ebd. 98
- 10 P.C. Kuiper, Seelenfinsternis, Frankfurt am Main 1991
- 11 Ludger Lütkehaus, Ein höllischer Überfall, Süddeutsche Zeitung Nr. 261, München 1991, X
- 12 P.C. Kuiper, Seelenfinsternis, Frankfurt am Main 1991, 38
- 13 Ebd. 38
- 14 Ebd. 239
- 15 Ebd. 241
- 16 Ebd. 41

17 Ebd. 215
18 Ebd. 116
19 Ebd. 103
20 Ebd. 154
21 Ebd. 215
22 Ebd. 45
23 Ebd. 154
24 Ebd. 90
25 Ebd. 90
26 Ebd. 44
27 Ebd. 91
28 Ebd. 91
29 Ebd. 91
30 Ebd. 143
31 Ebd. 135
32 Ebd. 135
33 Ebd. 135 f.
34 Ebd. 136
35 Ebd. 138
36 Ebd. 139
37 Ebd. 148 f.
38 Ebd. 158
39 Ebd. 136 f.
40 Ebd. 91
129
41 Ebd. 85
42 Ebd. 85
43 Ebd. 91; 155
44 Ebd. 96
45 Ebd. 102
46 Ebd. 103
47 Ebd. 117
48 Ebd. 159
49 Ebd. 160
50 Ebd. 161
51 Ebd. 161
52 Ebd. 161
53 Ebd. 162
54 Ebd. 162
55 Ebd. 48
56 Ebd. 77
57 Ebd. 158
58 Ludger Lütkehaus, Ein höllischer Überfall, Süddeutsche Zeitung Nr. 261, München 1991, X
59 P.C. Kuiper, Seelenfinsternis, Frankfurt am Main 1991, 234
60 Ebd. 237
61 Ebd. 238
62 Ebd. 235
63 Ebd. 25
64 Janosch, Polski Blues, München 1991
65 Ebd. 7
66 Ebd. 106
67 Ebd. 95
68 Ebd. 108
69 Ebd. 132
70 Ebd. 132-133
71 Ebd. 133
72 Ebd. 134
73 Ebd. 135
74 Ebd. 136

- 75 Ebd. 136
76 Ebd. 137
77 Ebd. 138
78 Ebd. 138
79 Ebd. 139
80 Ebd. 139
81 Ebd. 139
82 Ebd. 141
83 Ebd. 141
84 Ebd. 141
85 Ebd. 142
86 Ebd. 143
87 Ebd. 117
88 Ebd. 117
89 Ebd. 95
90 Ulrich Schaffer, Lesebuch, Stuttgart 1989, 90
91 Ebd. 90
92 Ulrich Schaffer, Die Verbrennung, Stuttgart 1989, 65
93 Ebd. 41
94 Ebd. 42
95 Ebd. 44-46
130
96 Ebd. 47-49
97 Ebd. 81
98 Ebd. 86
99 Ebd. 79
100 Ebd. 81
101 W. Gigerich, Die Atombombe als seelische Wirklichkeit, Zürich 1988,
- 2. Kapitel: Die Beurteilung der Lage**
1 Siehe G. Benedetti, Todeslandschaften der Seele, Göttingen 1983, 121
2 D. Ritschl/B. Luban-Plozza, Die Familie: Risiken und Chancen, Basel-Boston 1987, 227 f.
3 Ebd. 227 f.
4 Zit. bei Th. von Uexküll, Psychosomatische Medizin, München-Wien- Baltimore 1986, 747 f.
5 Siehe R. Schwager, Brauchen wir einen Sündenbock?, München 1986, 64 ff.
6 Siehe G. Baudler, Erlösung vom Stiergott, München-Stuttgart 1989
7 A. Miller, Du sollst nicht merken, Frankfurt am Main 1983, 280
8 K. Marti, Abendländische Gedichte, Darmstadt und Neuried 1980
9 P.C. Kuiper, Seelenfinsternis, Frankfurt am Main 1991, 158
- 3. Kapitel: Die therapeutische Intervention**
1 H. Jaschke, Dunkle Gottesbilder, Freiburg im Breisgau 1992, 77 f.
2 J.K. Stettbacher, Wenn Leiden einen Sinn haben soll, Hamburg 1990
3 Siehe E. Drewermann, Strukturen des Bösen II, Paderborn 1985, 132; 365 f.; 422
4 Ch. Mewes, Die Bibel antwortet uns in Bildern, Freiburg im Breisgau 1973, 65 f.
5 F.J. Stendebach, Das Böse und der Satan in: Bibel und Kirche 1975/1, 2 ff.
6 Die Bibel: Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Freiburg/Basel/Wien 1980, 166
7 Ebd. 166
8 E. Lukas, Zur Heilkraft des Lesens, Ein Sonderdruck der Herderbücherei Freiburg im Breisgau, Best-Nr. 39275
9 Ebd. 11
10 G. Kiefel, Du, Gladbeck 1979, 18
11 A. Miller, Du sollst nicht merken, Frankfurt am Main 1981, 116
12 Ebd. 116
13 Ebd. 123
14 m. mehr, steinzeit, bern 1981
15 H. Wolff, Neuer Wein Alte Schläuche, Stuttgart 1985, 102
16 E. Drewermann/I. Neuhaus, Das Mädchen ohne Hände, Olten und Freiburg im Breisgau 1985, 7 ff.
17 A. Miller, Du sollst nicht merken, Frankfurt am Main 1983, 122 f.
18 Ch. Mewes, Die Bibel antwortet uns in Bildern, Freiburg im Breisgau 1973, 47
19 Ebd. 47

- 20 Ebd. 43
- 21 Bibel heute 97, Zeitschrift des Katholischen Bibelwerkes e.V., Stuttgart 1989/1
- 22 Lob Gottes, Diözesan-Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Regensburg, Regensburg 1962, 322
- 23 Ebd. 324
- 24 E. Kappeler, Es schreit in mir, Briefdokumente junger Menschen, München 1981, 215 f.
- 25 F. Buggle, Denn sie wissen nicht, was sie glauben, Reinbek bei Hamburg 1992
- 26 H. Zahrnt, Warum ich glaube. Meine Sache mit Gott, München 1980, 60
- 27 K. Rahner/H. Vorgrimler, Kleines Konzilskompodium, Freiburg im Breisgau 1966, 373
(Dei Verbum 11)
- 28 A. Görres, Kennt die Religion den Menschen, München 1984, 57
- 29 H.S. Braun, Auf den Spuren Gottes, Innsbruck 1970, 133 ff.
- 30 F. Mußner, Dieses Geschlecht wird nicht vergehen. Judentum und Kirche, Freiburg im Breisgau 1991
131
- 31 Ebd. 176
- 32 Ebd. 177
- 33 Ebd. 177 f.
- 34 Ebd. 178
- 35 Ebd. 98
- 36 Ebd. 99
- 37 Zit. ebd. 99
- 38 Zit. ebd. 73
- 39 Ebd. 74
- 40 Ebd. 181
- 41 O. Kuss, Dankbarer Abschied, München 1981, 115
- 42 Ebd. 165
- 43 Ebd. 167
- 44 G. Baudler, Erlösung vom Stiergott, München und Stuttgart 1989, 120
- 45 Ebd. 128 f.
- 46 H. Jaschke, Dunkle Gottesbilder. Therapeutische Wege und Heilung, Freiburg im Breisgau 1992
- 47 F. Capra/D. Steindl-Rast, Wendezeit im Christentum, Bern/München/Wien 1991, 57
- 48 Ebd. 56
- 49 Ebd. 63
- 50 Ebd. 65
- 51 C.G. Valles, Fang den Regenbogen, Freiburg im Breisgau 1987, 77 f.
- 52 K. Rahner/H. Vorgrimler, Kleines Konzilskompodium, Freiburg im Breisgau 1966, 367 ff.
- 53 Katholischer Erwachsenen-Katechismus. Das Glaubensbekenntnis der Kirche.
Herausgegeben von der Deutschen Bischofskonferenz,
Keveaer/München/Stuttgart/Limburg/München/Regensburg/Köln 1985, 49 f.
- 54 Ebd. 50
- 55 M. Fox, Vision vom kosmischen Christus, Stuttgart 1991
- 56 Bibel und Kirche 1991/2, Organ des Katholischen Bibelwerkes e.V. Stuttgart, 91
- 57 Ebd. 91
- 58 F.E. von Gagern, Der andere Gott, München 1990, 114
- 59 Ebd. 114
- 60 Ebd. 115
- 61 O. Kuss, Dankbarer Abschied, München 1981, 146
- 62 O. von Nell-Breuning, Worauf es mir ankommt, Freiburg im Breisgau 1983,
Abdruck in Süddeutsche Zeitung Nr. 52, München 1990, II
- 63 W. Simonis, Jesus von Nazareth, Düsseldorf 1985, 3
- 64 Ebd. 23 f.
- 65 Ebd. 27
- 66 H. Wolff, Neuer Wein Alte Schläuche, Stuttgart 1981
- 67 O. Kuss, Dankbarer Abschied, München 1981, 115 f.
- 68 W. Simonis, Jesus von Nazareth, Düsseldorf 1985, 11
- 69 F.E. von Gagern, Der andere Gott, München 1990, 109
- 70 Ebd. 115
- 71 Ebd. 115
- 72 G. Baudler, Erlösung vom Stiergott, München-Stuttgart 1989, 127

- 73 Ebd. 128
74 Ebd. 128
75 H. Jaschke, Dunkle Gottesbilder, Freiburg im Breisgau 1992, 46
76 W. Blasig, Christ im Jahr 2000, München 1984, 7
77 Ebd. 25
78 Ebd. 8
79 Ebd. 7
80 L. Zenetti, Sieben Farben hat das Licht, München 1975, 134
81 F. Capra/D. Steindl-Rast, Wendezeit im Christentum, Bern/München/Wien 1991, 86
82 Ebd. 85
132
83 Ebd. 88
84 W. Blasig, Christ im Jahr 2000, München 1984, 16
85 Ebd. 16
86 J. Jeremias, Jesus und seine Botschaft, Stuttgart 1976, 11
87 KNA Rhein-Main-Dienst Nr. 1690 / 31. März 1989, 2
88 G. Baudler, Publik-Forum 1991/3, 23
89 G. Baudler, Erlösung vom Stiergott, München/Stuttgart 1989, 39
90 Ebd. 86
91 A. Görres, Kennt die Religion den Menschen, München 1984, 84
92 Ebd. 84
93 Ebd. 122
94 E. Drewermann, Das Markusevangelium, Olten und Freiburg im Breisgau 1987, 48
95 Ebd. 49
96 L. Zenetti, Sieben Farben hat das Licht, München 1975, 134
97 B. Steidle, Das Lachen im alten Mönchtum, in: Benediktinische Monatsschrift 20 (1938), 276
98 Ebd. 273
99 Ebd. 277
100 Zit. in: G. Lange, Hat Jesus gelacht?, in: Katechetische Blätter 2/1984, 103
101 E. Kirchgässner (aus einem seiner Predigtbücher), Quelle unbekannt
102 E. Drewermann, Das Markusevangelium, Olten und Freiburg im Breisgau 1987, 255 f.
103 Katholischer Erwachsenen-Katechismus, Kevelaer 1985, 187
104 L. Zenetti, Sieben Farben hat das Licht, München 1975, 134
105 Zitat aus: Glaubensfragen Lebensfragen. J. Hoeren im Gespräch mit Eugen Drewermann, Bayerischer Rundfunk 11.06.89
106 Zitat aus ebd.
107 F. Buggle, Denn sie wissen nicht, was sie glauben, Reinbek bei Hamburg 1992, 239
108 F.W. Niehl, Der Fremde aus Nazareth, München 1993, 161

Ausblick und Schlusswort

- 1 K. Stettbacher, Wenn Leiden einen Sinn haben soll, Hamburg 1990, 17
2 Ebd. 24
3 Aus: Materialpaket für die Vorbereitung und Gestaltung des Weltmissionssonntags 1986, Jugendgottesdienst, herausgegeben von Missio München, Pettenkoferstr. 26, 80336 München
4 F. Buggle, Denn sie wissen nicht, was sie glauben, Reinbek bei Hamburg 1992, 230
5 R. Grigat, Familientherapeut im Bayerischen Rundfunk, bei einem Vortrag 1992 in Rosenheim
6 Bibel heute 88, Zeitschrift des Katholischen Bibelwerkes e.V., Stuttgart 1986, 187 f.